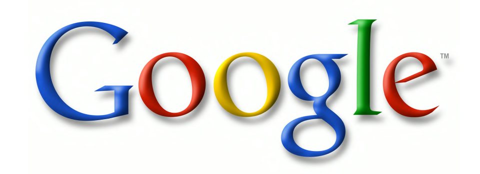
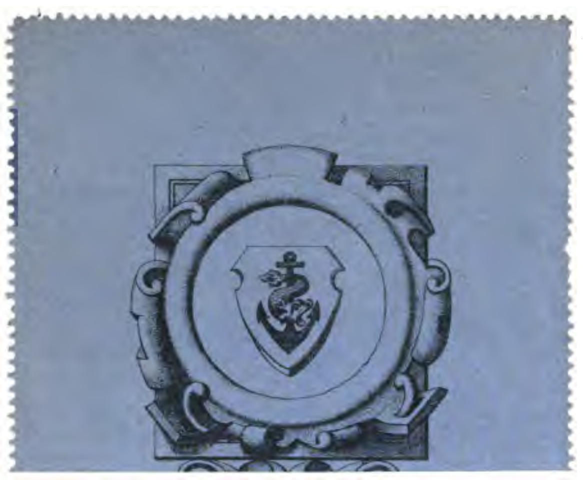



UC-NRLF
$B 283 187





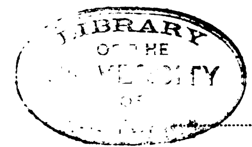
Aus der Oberpfalz.

Sitten und Sagen.

Von

Fr. Schönwerth,
k. b. Ministerialrath und Generalsekretär.

Dritter Theil.



Augsburg,
Matth. Rieger'sche Buchhandlung.
1859.

Inhalt.

Zwölftes Buch.

Tod.



Zwölftes Buch.

Tod.

§. 1.

Seine Persönlichkeit.

1) Urahnherr der Germanen ist Tuisko, Sohn der Erde, sagt Tacitus. — Von der Erde geboren kehrt der Germane wieder zur Mutter Erde im Tode zurück; der Schoß, dem er entsprungen, nimmt ihn wieder auf. Daher hatte der Tod, obpf. Dáud, goth. dáuthus, ursprünglich für den germanischen Heiden keine schreckliche Seite, so lange er seines Glaubens bewußt geblieben ist, wie auch der Christ leicht stirbt, wenn er glaubt, daß er zum Vater im Himmel gehen wird. Aber die Gewohnheit des Lebens ist eine süsse, dem Heiden wie dem Christen, wenn beyde das Gedächtniß ihres Ursprunges verloren haben und sie ohne die höhere Kraft, welche der Glaube gibt, dem Grauen der Natur vor

der Vernichtung, dem Ende des zeitlichen Seyns, Nichts entgegensetzen können als den vergeblichen Kampf um das geliebte Leben. So wurde dem heidnischen Germanen später, als die treue Anhänglichkeit an seine Götter allgemach erschlaffte und gerade darin für die Lehre des Christentumes der Boden vorbereitet wurde, aus der liebenden Mutter, der Erdengöttin, das grausame Weib, welches gleich dem Saturn unersättlich die Kinder frißt, denen sie das Leben gegeben.

Die Erde ist also die eigentliche Todesgöttin, zugleich die Hel, Göttin der Unterwelt, im düsteren Aufenthalte, welche ihre Diener, Tod und Pest, aussendet, die Erdensöhne zu ihr zurückzuführen. Als Bote der mächtigen Göttin trägt der Tod den Stab und verkündet er den Menschen das unwiderstehliche Gebot der Gebieterin, mit ihm hinabzusteigen zu jener Stätte, in welche kein belebender Lichtstrahl eindringt. Darum fährt auch der Mensch zur Grube, wenn er stirbt.

Wurde nun die Herrin zum wahren Scheusal, so kann ihr Diener es nicht besser haben wollen; auch er sank zum grausamen, grauenvollen Wesen herab. Wenn dagegen die Märchen seine Gestalt und sein Thun in milderem Licht erscheinen lassen, so liegt diesem ältere Auffassung zu Grunde und das Volk wollte an dessen Gepräge um so minder ändern, als es den Teufel doch mehr als den Tod fürchtet. Auch möchte es den persönlichen Tod gerne auf dieselbe Stufe hinabbringen, wie den Teufel und den Riesen, und in ein überlistendes

Verhältniß zu ihm treten. Doch dieses gelingt höchstens nur für gewisse Zeit: am Ende ist es doch der Tod, der den Sieg davonträgt. Hans Sachs in seinen Dichtungen hat wohl zumeist nur oberpfälzischem Munde entlehnt.

2) Der Tod gilt dem Volke als Person, als der bleiche oder schwarze Mann mit der Sense, der Alles niedermäht, zu bestimmter Zeit, ohne Ausnahme, Groß und Klein, Reich und Arm. Ist der Mensch, nachdem er sich das ganze Leben hindurch geplagt, nachdem er gestritten, wenig genossen und viel entbehrt hat, so weit an Jahren gekommen, daß er „zu Nichts mehr nutz ist auf der Welt," so legt er sich ruhig nieder, bittet seinen Gott, zum letztenmale Herberge in seinem Herzen zu nehmen, und erwartet dann in Ergebenheit den Tod, der ihn erlöst. In der Regel braucht er auch nicht lange seiner zu harren: denn er arbeitet so lange fort, auch im hohen Alter, bis die letzte Kraft aufgezehrt ist: bleibt er einmal im Bette, verläßt er es meistens nur, um auf das Todenbrett gelegt zu werden. Zu leben, ohne arbeiten zu können, ist ihm unerträgliche Last. Im Schweisse seines Angesichtes hat er sein Brod gegessen und damit das Strafgebot seines Gottes redlich erfüllt; so hofft er denn getrost auf Ruhe jenseits nach den Mühen des Lebens. Sollte er auch zeitweise mit Sehnsucht hinübergeblickt haben nach Jenen, welche ohne Mühe erwerben und nach den Wünschen ihres Herzens geniessen, so kehrt er sich doch bald ab vom lockenden Bilde: kann

ja der Reiche auch „nicht Mehr essen als bis er satt ist,“ und vermag er mit all seinen Schätzen sich keine Minute Zeit zu erkaufen noch mit all seinen mächtigen Freunden den Einfluß im Jenseits zu behaupten, den er hier geübt.

3) Die Persönlichkeit des Todes ergibt sich zunächst aus Sprüchwörtern, die ihn zum Gegenstande nehmen. Derselben geht eine Menge: ich wähle diejenigen aus, welche mythische Unterlage zu haben scheinen.

Der Tod ist ein unvermeidlicher Gast: er kehrt ein: er findet überall seinen Weg, verfehlt nicht Thüre und Steg: für ihn hilft nicht Schloß noch Riegel.

Nach dem Tod braucht man nicht zu schicken: er kommt selber.

Der ist gut nach dem Tod schicken: heißt es vom Trägen.

Gelangt ein Kranker zur Genesung, so hat er sich mit dem Tod abgefunden — ist der Tod umgekehrt — hat sich bloß angemeldet.

Liegt Einer in schwerer Krankheit befangen, so sitzt ihm der Tod vor der Thüre, schaut ihm zum Fenster hinein, sitzt ihm auf der Zunge, schaut ihm aus den Augen — reitet auf ihm, hat ihn beym Kragen — kommt auf seinem mageren Schimmel angeritten.

Wer stirbt, gibt dem Tod Futter ab: wer in der Jugend oder plötzlich stirbt, den hat der Tod auf dem Schimmel geholt; der Tod hat da sein Opfer verlangt.

So Einer verunglückt, hat der Tod sein Opfer haben wollen. Wer sich selbst tödet, pfuscht dem Tod in's Handwerk.

Ein Kranker kann so übel aussehen, daß der Tod vor ihm erschrickt.

Der Tod muß einen Anfang haben. — Wo ein Sterb, eine Seuche wütet, mäht der Tod nieder.

Der Tod ist bleich; von Einem, der zu Tode erschrickt, heißt es: Der sieht aus wie der Tod so bleich. — Er ist aber auch ein großer, schwarzer Mann, nackt, mit langem Bart, einen rothen Hut auf dem Kopfe, und eine Sengst oder Sense in der Hand. Waldkirch.

Er trägt einen Stab: wo Jemand stirbt, hat er den Stecken angelehnt. Ist Einer gestorben, fragen sich die Leute: „Wau wird aitz da Daud san Stecka zouwiloina?“

Der Tod schaut aus wie ein Hengst- oder Regenwurm, der kein Ende nimmt; er führt eine Sense und wetzt sie. Neuenhammer.

Wo Eines stirbt, hat man den Tod Nachts am Fenster seines Hauses lehnen gesehen, dürr, schwarz, haushoch; der Sterbende aber sieht, wie er sich über ihn hinlegt. Rigau. Dort heißt der Tod auch Schimmelreiter.

Allgemein gilt der Satz, daß der Tod zu Füssen des Bettes vom Sterbenden stehe, dem Kranken sichtbar, mit der Sense.

Manchmal geht der Tod auch in den Teufel über

und will den Kranken um seinen Glauben bringen: dann treibt ein Kapuziner ihn als Hund oder Katze, Wodans und Freyjas Thier, durch das Fenster. Burglengenfeld.

Der Tod heißt Michl: denn das Kind, zu dem er Gevatter stand, trug den Namen: Michl Daub. Waldkirch.

Der Weg, auf welchem Leichen gefahren werden, heißt Todenweg, Straße des Todes und der Toden: auf ihm gehen auch die Bräute!

4) Der Tod wird hier kenntlich als Bote bezeichnet: er tritt zu dem Sterbenden ein, läßt aber seinen Stab vor der Thüre stehen, wie es die Bauern heute noch machen, wenn sie auf dem Wege irgendwo zusprechen. Oder er bleibt vor der Thüre, sitzt auf der Stufe, schaut zum Fenster hinein und wartet so, bis die Seele des Sterbenden das Haus verläßt. Er tödet die Menschen nicht, er soll sie nur abholen zur Unterwelt: wenn von einem Ringen gesagt wird, so geschieht dieses nur, weil er den widerstrebenden Menschen mit Gewalt fortschleppen muß. — Als Bote meldet er sich aber auch zuvor an, er sagt ein zum Sterben: als grosser, langer Mann lehnt er sich an das Haus, aus welchem bald Jemand heraussterben wird. Waldsassen. So gilt sein Erscheinen als Todes-Anzeichen. — Zu Mießbrunn mußte Einer dem Knochenmann, der die langen Beine ausgespreizt quer über die Gasse auf den Schwellen zweyer Häuser ruhen hatte, unter den Füssen durchgehen. In diesen beyden Häusern starb bald darauf Alles aus.

Der Tod trägt die Farben seiner Herrin, die bleiche und die dunkle. Nicht immer stellt aber das Volk sich ihn unter der Gestalt eines Gerippes vor, und dieses mag wohl die ältere Anschauung seyn. Eine merkwürdige Sage hierüber habe ich von Lind, nahe am „kalten Baum," erhalten.

Im Anfange, ehe Sonne und Mond waren, herrschte der Tod auf der Welt. Als aber diese beyden Gestirne erschienen und herangewachsen waren, vertrieben sie den Tod unter die Erde. Doch nun erwürgte er von da aus Alles, was Sonne und Mond erzeugten, worüber es zum Streite kam, daß fast die ganze Welt zu Grunde ging und die Sündfluth hereinbrach. Nun trugen die Riesen steinerne Stühle auf den Bergen zusammen, setzten sich darauf und hielten Rath. Und sie fanden kein Ende, bis nicht das weisse Wiesel aus dem Berge hervorkroch und ihnen die Augen beleckte. So wurden sie einig, Sonne und Tod vor sich zu entbieten. Der letztere aber wollte dem Spruche sich nicht fügen, denn als Mann habe er ohnehin Recht gegenüber einem Weibe. Darüber entbrannte der Streit auf's Neue. Die Riesen aber erzürnten und ergriffen den dickleibigen Tod, und rissen ihm fast alles Fleisch vom Leibe. Seitdem ist er so mager. Darüber erbarmte sich die Sonne und warf ihm ihren dunkeln Schleyer zu, sich zu bedecken und vor den Riesen zu verbergen. Seitdem aber trägt der Tod den Schleyer der Sonne und wirft die Sonne dunkle Schatten.

5) Die Fahrt des Menschen mit dem Tode muß

eine schnelle seyn: denn dieser kommt auf einem Schimmel und gleicht so Odins reitender Walkyre. Wahrscheinlich muß der Mensch ihm zur Seite an einem Bande laufen; denn von Einem, der am Sterben ist, heißt es: „Den hat der Tod „on Bandl“ — und wieder: „Der darf sich auf die Strümpfe machen.“ Soll aber der Bauer schnell vorwärts kommen, so zieht er die Stiefel aus und läuft in den Strümpfen.

§. 2.

Der Schneider und der Tod.

Zur Zeit wo Unser lieber Herrgott und die zwölf Apostel noch in der Welt herumgegangen sind, haben sie einmal bey der Nacht keine Herberge finden können. Meynte der Petrus, er wisse ein Häuschen, wohne ein Schneider darin, bey dem könne man zufragen. Sagt Unser Herr darauf: „Wäre recht, gehe nur hinein und frag, ob wir Zwey bleiben dürfen.“ Da frägt der Petrus den Schneider: der aber entschuldigt sich, er habe kein Stroh, daß sie liegen könnten. Sagt Petrus: „Das thut nichts, wir liegen auf der Bank.“ Nun geht er hinaus, um sein Geschäft zu melden, und findet zu seinem Erstaunen, daß auch die anderen Apostel nicht draussen bleiben wollen, und er hatte doch nur für Zwey Quartier bestellt. Da macht der Schneider auf, Petrus geht hinein, ihm nach Unser Herr, drauf die Anderen. Vergebens rief der Schneider: „Jetzt bring' ich die Thüre nicht mehr zu, das Ding nimmt ja kein Ende.“

Alle drangen ein. Die Schneiderin sollte nun Suppe kochen und hatte wenig Brod: da tröstet sie Petrus damit, daß der Hunger nicht groß sey. So essen sie die Milchsuppe, reden eine Weile und legen sich dann zur Ruhe.

Als die Nacht vorbey war, geht Petrus an den Schneider hinan und sagt: „Darfst dir drey Wünsche thun; was du wünschest, wird wahr; aber um die Schuldigkeit darfst du nicht fragen.“ Unser Herr bestätiget des Petrus Rede, und der Schneider fängt zu wünschen an. „Zum ersten, da draussen ist ein Birnbaum: da gehen die Leute hinauf und thun mir die Birnen herunter; so wollt ich, daß wer hinaufgeht, nicht mehr herab kann. Weiter: Drinnen in meiner Stube ist ein Sessel: da setzen sich die Leute hinein, wenn sie kommen, und das verdrießt mich; die sollen fortan picken bleiben. Drittens, ich werde so der Jahre sechzig alt seyn und möchte halt, daß ich hundert Jahre alt werden dürfte.“

So waren die drey Wünsche vollendet, und der Schneider lebte hundert Jahre, und darnach kam der Tod mit der Sengst und sagte: „Schneider, jetzt mußt du mit!“ —

Wäre gut, meynte der Schneider, ich habe nur noch eine kleine Arbeit, muß im Mantel den Aermel zunähen. Ist recht, sagte der Tod, ich gehe derweil auf den Birnbaum hinauf, bis du fertig wirst. Der Tod steigt also auf den Baum, und bricht sich eine Birne um die andere, fort und fort, und bekommt genug. Da sagt

der Schneider: „jetzo bin ich fertig;“ dem Tode aber wurde bange, er konnte nicht vom Baume herunter; je länger der Schneider wartet, je weniger kann er herab. Da mußte er gute Worte geben, und dem Schneider auf's Neue hundert Jahre zulegen.

Wie diese zweyte Frist um war, kommt der Tod wieder und ließ sich diesesmal nicht mehr gelüsten, auf den Baum zu steigen und Birnen zu essen: weil er aber keinen anderen Platz in der Stube leer fand als den Sessel, so setzte er sich in diesen, bis der Schneider zusammengepackt hätte, und trieb diesen an, zu eilen, denn er müsse fort, es nutze nichts mehr. Je länger aber der Tod im Sessel sitzt, je weniger kommt der Schneider zu einem Ende: so ward er ungeduldig und wollte aufstehen, vermochte es aber nicht und mußte wieder hundert Jahre zulegen, daß er ledig wurde.

Als die dritte Frist um war, kam der Tod wieder, und weil er weder auf den Baum stieg, noch sich in den Sessel setzte, konnte der Schneider ihn nicht mehr stimmen, und wurde diesesmal richtig mitgenommen. D. Bernried.

§. 3.

Gevatter Tod.

Ein Schneider hatte für sein neuntes Kind keinen Gevatter, Brod war auch nicht im Hause, so dachte er: „Ich gehe und hänge mich.“ Drauf nimmt er einen Strick und geht in den Wald. Da begegnet ihm ein

langer schwarzer Mann, der frägt ihn, wohin des Weges? Gerne eröffnete ihm der Schneider sein Leid, und der Fremde tröstete ihn und sagte: „Häng dich nicht; geh' lieber heim; wenn du keinen Gevatter bekommst, will ich es seyn.“ Der Schneider geht und richtig kommt der Gevatter, und das Kind wird getauft. Nach der Taufe sagt der Gevattermann: „Der Gevatter wird jetzt aufschauen; ich habe nichts; wißt, ich bin der Tod. Aber lernen will ich Euch etwas, damit Ihr glücklich seyd! Wißt, wenn ich bey einem Kranken zu Füssen stehe, so kommt er wieder auf die Füsse: stehe ich aber ihm zu Kopfen, so muß er sterben. Kauft also Rosoli und nehmt ihn als Arzney mit Euch, wenn Ihr zu einem Kranken geht; stehe ich ihm zu Füssen, so gebt ihm von Euerer Arzney und man wird glauben, Ihr habt ihn gesund gemacht.“

Nicht lange, so wird ein reicher Bauer krank. Der Schneider geht hin und schaut sich um, wo sein Gevatter steht, und gibt ihm aus seinem Gläschen und der Bauer wird gesund. Dafür bekam der Schneider als Lohn einen Laib Brod und Mehl auch. — Dieses geschah nun öfter und der Schneider kam in Ruf, daß er so gescheid wäre, und brachte sich reichlich fort. — Nun wird er auch zu einem Grafen geholt, der auf den Tod krank lag und sieht den Gevatter zu Haupten stehen, und sagt, daß er nicht helfen könne. Da sie ihm aber einen tüchtigen Stumpf Geld auf den Tisch legten, besann er sich und ließ die Bettstatt umkehren, und weil der Tod von seinem Platze nicht

weggegangen ist, wird der Graf gesund und der Schneider reich.

Nun geht der Schneider in's Holz. Plötzlich steht der Tod vor ihm: er hatte seiner gewartet. Grüß Gott, Gevatter, redete der Schneider ihn an, warum kommen wir denn allemal im Walde zusammen? Ihr habt mir was Schönes angethan, sagt drauf der Gevatter, geht jetzt mit mir, ich will Euch meine unterirdische Wohnung zeigen.

Da gingen sie weit und weit, und kamen hin. Alles war dort voll Lichter, eines begann zu brennen, das andere brannte schon eine Weile, ein drittes wollte auslöschen. Fragt der Schneider, was das wäre? War die Antwort: „Das bedeutet das menschliche Leben: jedem Menschen ist hier ein Licht angezündet." Wo ist das meine? fragt schnell der Schneider. Der Gevatter zeigte ihm sein Licht; es war am Erlöschen. Laßt mich leben, Gevatter, bat nun der Schneider, seht, ich bin jetzt reich und hab gut seyn, erlaubt mir ein anderes anzuzünden. Ungerne ließ sich der Tod erbitten. Der Schneider zündelte aber nur so herum, weil ihm die Hand aus Angst zitterte, und das Licht löschte ihm ab. So mußte er bei dem Tode bleiben. O. Bernried.

Doch wird an anderen Orten dasselbe Märchen mit einem anderen Anfange erzählt. Ein armer Mann konnte für sein Kindlein im Orte keinen Gevatter bekommen und ging nun hinaus auf die Strasse, den nächsten Besten um den Liebesdienst zu ersuchen. Der Erste, welcher des Weges kam, war ein einfacher freund-

licher Mann, Unser Herrgott: den mochte er aber nicht bitten, weil er dem Einen nehme, was er dem Anderen gebe, und es Niemandem recht mache. Der Zweyte war ein stattlicher Mann, ein grüner, mit fuchsbrennrothem Bart und der Feder auf dem Hute, gleich einem Förster, der Teufel: auch von diesem wollte er nichts wissen: vom Teufel hatte er noch nie etwas Gescheides gehört. Als den Dritten traf er am Wege einen klapperdürren Mann sitzen, der hatte eine Sengst und mähte immer über den Weg hin, den Leuten, welche da gingen, unter die Füsse. Es war der Tod, und der gefiel dem Bauer, weil er Jedem sein Recht anthut, und für Alle, Alt und Jung, Reich und Arm, gleiches Maß hat, und er begrüßte ihn um den Dienst. Ebnat. — Wenn es hier von Unserem Herrgott heißt, daß er dem Einen gebe, was er dem Anderen nehme, so gilt dieser Satz auch vom Teufel. Diese Anschauung ist heidnisch, und auf Odin zu beziehen, von welchem Gleiches gemeldet wird.

§. 4.

Die Pest.

1) Der Tod ist der gewöhnliche, alltägliche Diener der Hel: in der Regel wird er gesendet, die Menschen zur Unterwelt abzurufen. Sollen aber Seuchen kommen und zur selben Zeit und am selben Orte Schaaren von Menschen den Weg des Todes gehen, so erscheint als Dienerin die Pest, welche gleich dem Tode als Person, als halbgöttliches Wesen auftritt. Obgleich

Weib, ist sie noch grausamer als der männliche Tod, und kehrt auch da ein, wo dieser vorübergegangen wäre; sie nimmt Alles ohne Wahl. Tod und Pest sind gleich Knecht und Magd der Hel, Gânglati und Gânglöt.

Als die Bärnauer vom Christentume zum Heidentume zurücktraten, strafte sie der Herr mit Seuche. Man sah den Tod auf der Kirche und dem Friedhofe stehen und seine Sense schwingen, worauf ein gespenstisches Weib, die Zamrechari oder Zusammenrecherin kam und mit dem Rechen Alles zu Haufen sammelte, was so der Tod gemäht hatte. Es war die Pest. In ein paar Tagen darauf brach das Sterben aus, und nur ein alter Hutmacher blieb übrig, der sich mit seiner gleichbejahrten Ehehälfte in der Radstube an der Stadtmühle von einer Gais fortbrachte. Die Gestorbenen wurden auf dem Freidhofe in eine große Grube verscharrt, noch jetzt Pestgrube genannt, und mit Steinen zugedeckt. Später einmal wollte man nachsuchen und öffnete einen Theil davon: da stieg bläulicher Rauch auf und tödete den Todengräber.

Bey Waldkirch gilt die Pest als Weib, nackt mit Schurzfell, schöngestaltet, aber das Gesicht viereckig: in Frankreich ist sie zu Hause. Sie sendet Insekten, die Pestfliegen, Fleischfliegen, aus, um die Menschen und das Speisefleisch zu stechen: der Stich und das vergiftete Fleisch entzündet die Pest. Wenn das Weib einherfliegt, ist sie wie von einem Bienenschwarm begleitet.

Die Pest meldet sich an gleich dem Tode. Wenn im Spätsommer Schwärme von Fleischfliegen, die

einen honigartigen Geruch von sich geben, in unbewohnte Zimmer gerathen und dort verbleiben, so deutet es auf die Pest, an welcher die Menschen wie Mücken dahinsterben werden. Falkenstein.

Wo sich viele Fleischfliegen zeigen und aufhalten, bricht bald die Pest aus. Gefrees.

Zu Burglengenfeld war es ein Vogel, an Gestalt einem Storchen ähnlich, groß und schwarz, der sich mit der sinkenden Sonne auf die Dächer setzte und während der Nacht ohne Unterbrechung seinen Wehruf ertönen ließ: „Ui, ui, ey, ey, von hundert bleiben drey!“ Er trug ein weisses Kreuz auf dem Rückengefieder und kam von Schwandorf herunter, wo er gleichfalls die Pest verkündet hatte. Er hieß der Pestvogel, und von seinen Augen gingen Feuerstrahlen aus. Drauf brach eine wütende Seuche ein.

Wenn Strichvögel an Orte kommen, wo sie sonst nicht gesehen wurden, wie Dohlen, folgt ihnen die Pest nach. Diese entsteht auch, wenn es vom Himmel schwarze Würmchen regnet. Neuenhammer.

Besonders sind es die Fliegen, welche die Pest verschleppen und davon Pestfliegen heissen. Eine Pest, welche fürchterlich in der Oberpfalz hauste, wurde durch einen Handwerksgesellen eingebracht, der sie ihrer goldglänzenden Farbe halber aus der Fremde mitgenommen hatte, ohne zu wissen, daß sie auf einem Pestkranken gesessen. Ebendort.

Vor Windisch-Eschenbach hütete ein Bube, und sah an einem Feldstein ein hölzernes Pflöcklein eingetrieben.

Neugierig nahm er es weg und heraus kam eine Fliege und hinter ihr Rauch. Davon brach die Pest in's Land. Wieder hütete derselbe Bube in späterer Zeit zur selben Stelle, und bemerkte, wie die nämliche Fliege an dem bewußten Steine aus und einflog; schnell schlug er ein Keilchen nach und die Pest hörte auf.

Dieses Verpflocken kommt öfter vor. Als wieder einmal die Pest in Bärnau war, sah Einer, wie die Pestfliege in ein Loch des Rousbaumes kroch. Schnell trieb er ein Zweckchen hinter ihr nach, und seitdem kommt die Pest nicht mehr nach Bärnau.

Zu Roding hatte ein Pestkranker zum Zeitvertreib eine Fliege gefangen und in ein Wurmloch der hölzernen Wand verkeilt. Er ward gesund. Nach langer Zeit gedachte er, was aus der Fliege geworden seyn möchte: kaum war aber der Pflock herausgezogen, so erfaßte ihn auf's neue die Pest und zum zweytenmale kam das Sterben in den Ort.

3) Die Oberpfalz wurde gar oft von der Pest heimgesucht. Daher findet man an gar vielen Orten noch die Pestgruben, in welche die Gestorbenen ohne Unterschied des Ranges geworfen wurden. Die Leute wissen noch schauerliche Geschichten davon zu erzählen. Die Häuser, wo Pestkranke lagen, wurden versperrt — denn die Seuche ist so ansteckend, daß man einem solchen Kranken nicht einmal die Hand reichen durfte. In die Thüren wurden Löcher eingeschnitten, die sogenannten Pestgutzerln, durch welche man Speisen für die Gesunden, Arzneyen und den Leib des Herrn für die

Kranken reichte. Um den Schrecken nicht zu mehren, fuhren Nachts Wagen, deren Radfelgen mit Filz bekleidet wurden, durch die Strassen, und damit das Gift den damit Beschäftigten nicht ankonnte, waren diese stets von Branntwein trunken. Die Todten wurden aus den Häusern von den Fenstern herab geworfen. Wer auf der Strasse zu thun hatte, wagte sich nur, von Gesicht bis zu den Füssen vermummt, auf dieselbe. Die Krankheit erschien zuerst als Pestflecken in der Gegend unter dem Herzen, ein rother Flecken mit blauem Dupfen in der Mitte. Amberg.

4) Als Mittel dagegen wurden auf öffentlichen Plätzen der Ortschaften große Feuer gebrannt, die Luft zu reinigen, die Gassen mit Mist belegt, wie zu Amberg, weil dieser das Gift anzieht. Die Schweine waren hier die Lehrmeister: dieses Thier bekommt nämlich vor dem Menschen die Pest, und gräbt sich dagegen in den Mist ein. Daher gruben auch die Menschen ihre Kranken bis an den Hals in die Düngerstätten. — Zu Hambach starben an der Pest alle Leute bis auf ein altes Ehepaar, welches sich dadurch rettete, daß es den Leibstuhl immer offen in der Stube stehen ließ.

Während in Riedenburg die Pest war, legten sie neugebackenes Brod auf den Straßen aus, und die Pest zog sich hinein und machte die Rinde ganz blau. Doch hielt sie sich noch in den Häusern unter der Nagelplatte; als man daher einmal ein Zimmer neu herstellte und die alten Nägel ausriß, brach sie wieder aus.

Um in den Zimmern die Luft zu reinigen, hing man zerschnittene Zwiebel auf, welche gleichfalls das Gift aufsaugen. Amberg.

Das Volk weiß ausserdem von gewissen Kräutern, daß sie gegen die Pest helfen, wie Kunerlkraut, thymus serp. — Katzenschwanz oder Schafgarbe — Bibernell, tormentilla erecta — Bimäln oder Chamille — Schwarzwurz — Wachholder — das Pestkraut. Letzteres ist das bedeutendste, die Einbeere, paris quadrifol. Sie hilft dem, der sie bey sich trägt. Wer sie abreißt, muß sie ansprechen:

Pestbir, du edles Kraut,
Wer hat dich daher gebaut?
Gott V. S. u. hl. G. Amen.

In Ungarn ritt Einer, das Pestkraut auf dem Hute, des Weges; es wütete dort gerade die Pest. Ein Kranker, der zum Fenster hinaussah, bemerkte, wie ein großer Schwarm Pestfliegen um den Reiter im Kreise herumflog, ohne an ihn zu kommen. Da rief er den Fremden an und frug ihn um die Ursache der sonderbaren Erscheinung. Er kaufte ihm darauf das Pestkraut, drey Blätter mit einer Beere, um theueres Geld ab. Als aber der Reiter ohne sein Schutzmittel zu Pferde stieg, fiel er tod davon herab. Waldkirch.

Als zu München lange genug die Pest geherrscht hatte, flog ein Vogel über die Stadt mit einem Zweige in den Krallen und rief immer: „Bibernell, Bibernell!“ Zuletzt ließ er den Zweig fallen. Die Leute hoben ihn auf, suchten die Pflanze in Wald und Wiese, tranken

den Thee und wurden frey. — Gleiches erzählt man von Neustadt a. d. W. N. Dort hauste die Pest, und es war keine Hilfe: daher bauten sie zu Ehren des hl. Felix eine Kirche, und um die zwölfte Stunde flog eine wilde Aente über die Stadt mit dem Rufe: Esset Bimaln! Das thaten sie und genasen. Zur Erinnerung an den Sterb bewahrten sie den Pestwagen auf.

Als einmal eine starke Pest wütete, saß ein Vögelchen auf einem Kraut und sagte immer fort: „Eßt Bibernell, dann sterbt ihr nicht so schnell!" Damit flog es fort und die Menschen pflückten den Samen des Krautes und tranken den Absud, und blieben gesund. Waldkirch.

Von gleicher Wichtigkeit ist der Wachholder: bey Waldheim starben alle Leute an der Pest bis auf einen Jüngling, welcher sein Lager unter diesem Strauche aufschlug und von den Beeren lebte: davon heißt es dort noch jetzt: in der Kramelstaude.

Wer ferner die Wurzel der Herbstzeitlose bey sich trägt, bleibt frey von Pest und jeder ansteckenden Krankheit. Roding.

5) Eine eigene Art Pest war es, als die Leute so viel niessen mußten, daß sie an Ermattung starben. Davon schreibt sich noch der heutige Gebrauch des Landvolkes, — denn der feine Städter hat ihn längst als einen Verstoß wider die Lebensart verpönt, — dem Niessenden ein: Helf Gott! zuzurufen. Werden ja auch niessende Arme Seelen durch diesen Zuruf erlöst!

Wieder eine andere Pest war jene, welche sich dadurch

kund gab, daß die Menschen immer gähnen mußten, bis sie tod niederfielen. Man sieht noch hin und wieder alte Leute, welche beym Gähnen über den Mund das hl. Kreuzzeichen machen. Jetzt lacht man über solche „Albernheiten!"

6) Der Tag Pauli Bekehrung ist sehr gefürchtet: denn wenn es starken Nebel hat, kommt die Pest in's Land. Amberg.

Dreyzehntes Buch.

Hölle.

Erster Abschnitt.

Hölle und Teufel.

Zweyter Abschnitt.

Teufels Anhang.

Dritter Abschnitt.

Teufelswerke.

Erster Abschnitt.

Hölle und Teufel.

I. Die Hölle.

§. 1.

Bild der Hölle.

Zur Hölle geht ein schöner, üppiger, von Bäumen beschatteter Weg abwärts. Viele Stellen auf der Erde führen hin, besonders in Wäldern die mit dichtem Baumgestrüppe besetzten Felsenklüfte, welche davon auch Hölle heissen. Sie deckt ein grosser platter Stein.

Vor der Hölle ist eine grosse Wiese, Trad, früher ganz grün, jetzt von den glühend heissen Füssen der Verdammten, welche hier tanzen, rothgebrannt. Auf diese grüne Wiese kommen auch Juden und Jäger: ihnen ist der Himmel verschlossen.

So oft ein neuer Gast für die Hölle anlangt, ist grosser Tanz auf der Wiese; im Wirthshause,

welches am Wege vor der Wiese liegt, wird der Gast von den Teufeln empfangen und bewirthet: sie zechen mit ihm und trinken ihm das Draufgeld.

Auf dieser Wiese wird auch bey anderen Anlässen getanzt, so wenn ein Mädchen auf Erden ihre Unschuld verliert und ihr Kranz der Hölle zufliegt, oder wenn ein uneheliches Kind geboren wird, ferner so oft ein Bauerntanz auf Erden gehalten wird, weßhalb an solchen Tagen der Spruch geht: „Heute wird der Teufel Freude haben.“

An Feyertagen weiden die bösen Geister, welche noch zu erlösen wären, so sich Jemand ihrer erbarmte, in Gestalt schwarzer Wildschweine, Stiere und Pudel auf derselben Wiese, und der Höllenbube hütet ihrer: denn an heiligen Tagen haben sie vor den alten Teufeln Ruhe, weil diese ausgehen, Menschenseelen zu fangen.

Hinter der Wiese befindet sich die Hölle in drey Abtheilungen, eine nach der andern; zu jeder führt ein eigenes Thor. Vor den beyden ersten Thoren steht ein Teufel als Pförtner Wache, um den Ankommenden den Eingang zu öffnen. Zu dem dritten, grösseren Raume führt ein offenes, das dritte Thor, vor welchem der Höllenbube sitzt, der die Pflicht hat, die Hölle zu heizen. Nach drey Jahren ist seine Lehrzeit aus, er tritt in die Gemeinschaft der Teufel und ein neuer Kandidat aus den verdammten Seelen ersetzt ihn. Alle Laib Brode, welche der Mensch beym Anschneiden nicht mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnet, fallen ihm zu.

Die Mauer, welche die eigentliche Hölle umgibt, hat nach den vier Weltgegenden vier schwarze Thore: wenn der Teufel durch das eine hinausgeht, die Menschen zu verführen, darf er nicht mehr durch dasselbe zurück, sondern muß ein anderes wählen.

Im ersten Raum sieht die verdammte Seele, welche ihren Weg zur Hölle macht, die Marterwerkzeuge herrichten, im zweyten bleibt sie stehen und schaut, wie ihre Genossen gepeiniget werden. Im dritten Raume aber, in den sie tritt, erleiden die Geister erst die wahre Höllenpein: da werden sie von den Teufeln in Oel gesotten und dann mit kaltem Wasser abgekühlt. Sie leiden Durst, fürchterlichen, während die hellsten Wasserbäche neben ihnen fliessen. Nur damit sie nicht ganz verschmachten, werden sie zeitweise getränkt. Dieser Raum hat wieder verschiedene Abtheilungen je nach der Art seiner Bevölkerung. Diese ist zahlreicher als jene des Himmels.

Die Teufel selber erleiden keine Qual: ihre Freude ist die Qual der Verdammten, und diese wird nur getrübt durch den Aerger, welchen sie empfinden, wenn sie ein Ehepaar in Treue und Frieden, ein Mädchen in Unschuld dahinlebend gefunden haben. Während die Seelen gesotten werden, trinken sie selber Wein; sie führen überhaupt ein fröhliches Leben, und unterhalten sich mit Karten- und Kegelspiel.

Der Oberste der Teufel, der Alte oder der Meister, sitzt auf einem Throne; dreymal des Tages steht er aber auf und verneigt sich vor dem Weibe, seiner

Mutter, welche die meisten und größten Bosheiten ersinnt. Daher das Sprichwort: „Wo der Teufel nichts vermag, weiß ein altes Weib Rath.“

Vor dem nahen Ende der Welt kommen die bösen Geister aus der Hölle auf die Erde, und fangen zu rumoren an: sie wollen erlöst seyn und sind anfangs schüchtern und gefügsam; weil man sie aber nicht verstehen will oder mißversteht, werden sie ganz unbändig. Es ist auch schwer, sie zu erlösen: denn die Teufel suchen es zu hindern und mischen sich unter sie, damit die Menschen irre geführt werden und die armen Geister, welche zur Erlösung kommen, mit den Teufeln verwechseln. Diese Geister hausten als solche früher auf Erden und wurden erst in die Hölle gebannt, als sie es zu arg machten. Der Bann weicht erst vor dem Ende der Tage.

Aber selbst die Teufel und sogar ihr Meister wären noch zu erlösen, am Ende der Welt: ob es aber dazu kömmt, weiß man nicht.

Wenn diese Zeit kommt, sehen jungfräuliche Menschen jene bösen Geister, welche zu erlösen sind, in den Kirchen herumwandeln, und viele davon werden erlöst: selbst die Handschrift Jener, welche sich dem Teufel verschrieben, können dann reine Menschen, denen nichts zur Last liegt, die frey sind vom fremden Eigentume und selbst nicht eine Brosame sich unrecht zugeeignet haben, zurückfordern. Solche Menschen sterben aber unmittelbar nach Erlösung einer Seele. Neuenhammer.

§. 2.

Heidnische Seite derselben.

Mit dem Begriffe der christlichen Hölle haben sich die Vorstellungen des Volkes aus heidnischer Zeit über Himmel und Unterwelt vermischt; ja es scheint, als wenn es für Heiden und Christen gesonderte Räume angenommen und später beyde zusammengezogen hätte.

Als die Götter zu Teufeln herabsanken, mußte folgerecht auch ihr Aufenthalt zur Hölle werden; daher treffen wir bey der Hölle, wie das Volk sich diese ausmalt, noch Züge aus der Walhalla. Die Teufel führen darnach ein fröhliches Leben in ihrer Hölle, wie die Götter in Walhalla: sie essen und trinken, singen, spielen und tanzen; daher haben auch im Märchen die Teufel, wenn sie die Hölle zeitweise verlassen, solche Eile, wieder dahin zurückzukehren. Der Weg zur Hölle ist blühend und führt auf eine üppige Wiese gleich den seligen Auen des Mittelalters: vor ihr steht ein Wirthshaus, der mittelalterliche Nabiskrug, die Todenschenke, wo die Ankommenden bewirthet werden, während gleichzeitig der Tanz auf der Wiese die Freude über ihr Kommen ausdrückt. Ebenso läßt Odin die Helden in Walhalla festlich empfangen und bewirthen. Der Labetrunk, welcher die Verdammten, d. h. die Bewohner der Hölle, vor dem Verschmachten bewahrt, erinnert an den Jungbrunnen, den Lebensbrunnen, den Brunnen der Schicksalsgöttin Urd.

Mit der heidnischen Unterwelt, der Hel, hat unsere Hölle, ganz der Edda entsprechend, gemeinsam, daß sie gegen Norden liegt und mit Thoren versperrt wird, ferner der Weg zu ihr, Helvegr, abwärts leitet, in das Innere der Erde, durch Oeffnungen auf derselben, welche theils als Höhlen, theils als Fallthüren, Dillesteine, erscheinen. Durch Wald und Wildnisse geräth man zu ihr, und zugleich wird des Fahrens im Wagen erwähnt. Die eigentliche Hölle ist der dritte, wohl tiefste Raum, wo die Göttin der Unterwelt, die Hel, als des Teufels Großmutter, thront: ihre hohe Würde beweist das Neigen, die Huldigung des Höllenfürsten vor ihr, der Göttermutter. Dieser tiefste Raum, die Feuerhölle, ist der Kessel oder der Abgrund: in die Unterwelt gelangen wäre demnach gleich mit: in den Kessel gerathen, woraus der Uebergang zum Feuerkessel und zum Gesottenwerden sich leicht ergäbe.

An die peinlose Hel streift an, daß auch in der Hölle die Verdammten zeitweise Ruhe haben von ihrer Qual: selbst die germanische Wasserhölle findet ihre Vertretung in den Höllenbächen.

Endlich die mittelalterliche Vorstellung von den Thieren, die auf der Wiese vor der Hölle weiden, und vom Hirten, der ihrer hütet, findet sich auch in der Oberpfalz, sowie das Verwandeln der Seelen in Thiere hier nicht minder bekannt ist.

§. 3.

Des Bauern Höllenfahrt.

Ein Bauer, jung und kräftig, besaß ein schönes Hofanwesen, das seinem Herrn und Grafen gewaltig in die Augen stach. Der Graf wußte es mit Hilfe seines Büttels auch dahin zu bringen, daß der Bauer von einem Rechtsstreite in den anderen und damit in Schulden gerieth, zuletzt an den Bettelstab kam. Nur mehr ein paar schlechte Ochsen hatte er, und diese sollte er nun verkaufen, um Gilt und Zehent zu bezahlen. Das ging ihm zu Herzen, doch half alles Klagen nichts: er verkaufte sie und machte sich auf den Weg in's Schloß, seine letzten Pfennige dem harten Zinsherrn zu bringen. Er mußte durch einen Wald: ermüdet setzte er sich auf einen Baumstock, um auszuruhen. Nicht lange saß er da, so stand ein Jägersmann vor ihm: seine Augen blitzten, sein Bart war roth. Dieser sprach: „Ich will dir helfen, wenn du mir Eines versprichst.“ Der Bauer war zu Allem bereit und der Jäger gab ihm ein Beutelchen. Damit könne er seine Schuld bezahlen: zuletzt aber solle er des Müllers Rappen kaufen und den Wagen, und Roß und Wagen in gutem Stand erhalten. Der Bauer aber schüttelte den Kopf: denn in dem ledernen Beutelchen war nur ein Groschen: damit konnte er ja nicht zahlen, viel weniger kaufen. Doch kehrte sich der Jäger nicht an seine Zweifel und hieß ihn gehen, und thun, wie er befohlen: sie würden sich wieder sehen.

Der Bauer ging und kam auf's Schloß und nahm sein schweres Beutelchen herfür und zahlte aus dem Erlöse seiner Ochsen Zins und Gilt. „Das ist noch nicht genug," sagte der Büttel, „einen Groschen macht es mehr für mich." Der Bauer griff verlegen in seine andere Tasche und holte das leichte Beutelchen heraus, und nahm den Groschen drinnen und legte ihn hin. — So wollte er zur Thüre hinausgehen: da rief ihm aber der Wärtl zu: „Einen Groschen bekomme ich für Gebühr!" Voll Schrecken warf der Bauer das Beutelchen dem Wärtl vor die Füsse. Der hob es auf, fand darin seinen Groschen und warf dem Bauer das leere Beutelchen nach. Nun wußte der Bauer, woran es stehe: schnell hob er das Beutelchen auf, sah hinein und fand wieder ein Gröschlein darin. Flugs ging er in's Wirthshaus, und zechte nach Belieben, und zahlte am Schlusse Groschen um Groschen eine artige Zeche. Drauf ging er fort und kaufte sich Müllers Rappen und Wagen, und fuhr mit reichem Mundvorrathe heim. Nun zahlte er alle seine übrigen Schulden und baute sogleich einen Stall für seine Rappen. Als die Zimmerleute zur Stelle kamen, foppten sie das Bäuerlein, weil kein Holz auf dem Platze lag. Dieser aber befahl ihnen, einstweilen die alte Hütte mit Stall und Stadel niederzureissen, er wolle indessen in den Wald um Holz. Schnell waren die Rappen eingespannt und fort ging es in den Wald: da traf er den Jäger, welcher schon Holz in Menge hatte fällen lassen. Er half ihm auch den Wagen beladen, daß dieser halb versank. Das

Bäuerlein schlug die Hände über den Kopf zusammen, aber der Jäger that einen Pfiff und die Rappen gingen wie leer dahin.

So baute der Bauer Alles vom Grund neu auf, schöner denn zuvor, und gab es groß, und seine Bäuerin putzte sich heraus, daß die Gräfin und selbst des Büttels Weib sich darüber ärgerten, und Tag und Nacht ihren Männern anlagen, dem stolzen Bauer Eines zu versetzen. „Was thun," sagte der Graf zum Büttel, „der Bauer ist mir hörig, ich könnte ihn zum Knechte machen; bring ihn her!" Der Büttel ging, der Bauer kam. — „Du wächst mir über den Kopf," fuhr ihn der Gebieter an, „du mußt es mit dem Teufel haben! Laß sehen, was du weiter kannst; drey Dinge setze ich dir, vermagst du es nicht, so geht es um deinen Kragen. Zuerst fährst du mir mit Roß und Wagen draussen am Hag die große Eiche her in der Hof!" „Soll geschehen," nickte der Bauer, „schickt nur Leute, Herr Graf, den Baum zu fällen und zu laden." So gingen dreyßig Mann hinaus und schlugen die Rieseneiche nieder. Und als der Bauer mit dem Wagen kam, luden sie den Stamm auf und der Wagen sank zur Achse in den Boden. Aber der Bauer that einen Pfiff und die Rappen gingen wie leer dahin, und so fuhren sie in den Schloßhof hinein, daß Thor und Schupfe in Trümmer ging. Darüber erboste der Graf noch mehr und grimmig befahl er dem Bauer, den großen Stein beym Brunnen zu bringen, sonst gehe es ihm an den Kragen. „Soll geschehen, Herr Graf," lachte der Bauer, „schickt

nur Leute, ihn aufzuladen!" Die dreyßig Mann brauchten einen Tag, den grossen Steinblock zu laden, und der Wagen sank wieder zur Hälfte ein. Aber der Bauer that nur einen Pfiff, und die Rosse gingen wie leer, und als die Männer die Last vom Wagen warfen, bebte das Schloß, und Mauer und Fenster zersprangen.

Darüber ergrimmte der Graf noch mehr und hieß nun zum Dritten, ihn und den Büttel zur Hölle zu fahren. „Soll geschehen, Herr Graf," lachte der Bauer, „sorgt nur um Mundvorrath für den Weg!"

So fuhren sie, und in der ersten Nachtherberge verzehrte der Graf mit seinem Büttel den Imbiß, ohne dem Bauer davon mitzutheilen. Der Wirth aber sagte zum Bauer: „Nimm dir bey mir, was du brauchst, denn morgen in der Herberge bekommt Ihr Nichts." Und der Bauer that so. Als sie des anderen Abends zur Nachtherberge kamen, war Nichts zu haben. Der Bauer aß; Graf und Büttel aber hungerten. Diese baten ihn nur um etliche Brocken; der Bauer aber theilte seinen Vorrath mit dem Jäger, der in die Herberge nachkam.

Am dritten Tage ging der Weg durch lauter Wildniß, über Stock und Stein, durch Sumpf und Wald. Schon hörte man die Teufel singen, und roch den Höllenrauch und Gestank. Der Bauer fuhr darauf zu. Die Rappen wieherten und tanzten voll Freude, und sprangen auf einen grossen breiten Stein, der dalag wie eine Kellerthüre. Der Bauer wußte schon, was das für eine Thüre wäre; flink sprang er vom Wagen

auf die Rappen vor und schnitt die Stränge ab, und sprengte in Einem Satze über den Stein hinweg. Dieser aber brach zusammen, und Feuer fuhr heraus und verschlang den Graf und seinen Schergen.

Langsam ritt der Bauer heim und sah sich nach einem anderen Wagen um. Da ließ ihn die Gräfin zu sich bescheiden und frug ihn nach ihrem Herrn, und erhielt die Antwort, der wäre ganz sicher in der Hölle, wohin er gewollt habe. „Das lügst du,“ zürnte die Gräfin, „das ist nicht wahr, so wenig als der dürre Rosenstock dort Rosen trägt.“ Aber kaum gesagt, stand der Stock über und über voll Rosen. Da entsetzte sie sich und stieß sich das Messer in den Leib, und als des Büttels Weib davon vernahm, erhängte sie sich an einem Stricke.

Auf der Rückkehr vom Schlosse setzte sich der Bauer im Walde wieder auf denselben Stock wie früher. Da stand der Jäger vor ihm und sprach: „Den Beutel kannst du sammt dem Groschen behalten, du hast mir den Dreyer mit Vieren vergolten! Leb wohl!“ Dümpfel.

§. 4.

Der Gang nach der Hölle.

Ein Primiziant war im Mutterleibe dem Teufel von seinem Vater als dasjenige verheissen worden, wovon er zu Hause nichts wisse.

Ehe der Sohn seine erste hl. Messe las, mußte er den Schein holen, auf welchem das Versprechen stand.

Er machte sich also auf den Weg zur Hölle. Im Walde aber kam er zu einer Hütte und davor saß ein fürchterlicher Mann; den frägt er um den Weg zur Hölle. „Du bist schon recht, war die Antwort, aber wenn du hinkommst, schau dich auch um meinen Platz dort um und frag, ob mir noch zu helfen sey; wenn nicht, will ich zu guter Letzt so viele Menschen erschlagen, als ich in dieses Apfelästchen, — welches auf allen vier Seiten eingekerbt war — noch Kerben einschneiden kann: so viel hier Kerben, so viel habe ich Menschen schon gemordet."

Da ging der Geweihte des Herrn des Weges und kam an's Thor der Hölle, und schlug mit seinem Kreuze daran und läutete mit der geweihten Glocke, und es öffnete sich. Mit Drohen verlangt er seinen Schein, und erhält ihn nach langem Streite zurück. Nun frägt er nach dem Orte, der dem wilden Manne im Walde bestimmt sey. Es wird ihm ein glühendes Bett gewiesen, aber dabey bemerkt, daß dem argen Sünder noch zu helfen sey. So geht der Priester wieder zurück und kommt zum Manne und meldet ihm die Botschaft, und befiehlt ihm, indem er das Baumästchen ergreift und in die grüne Wiese vor der Hütte steckt, davor niederzuknien und so lange zu beten, bis er seine erste hl. Messe gelesen, und wieder komme. Er vergaß aber des Mannes im Walde, der dem Gebote Folge leistete, seine Gesellen entließ und die Buße begann; erst nach sieben Jahren gedachte er sein, in Folge eines Traumes. Da ging er wieder hinaus in

den Wald und fand den armen Mann bis an den Leib in die Erde versunken, voll Haare und Bart, sein Gewand in Fetzen flatternd. Das Aestchen war zu einem Bäumchen erwachsen und trug g o l d e n e A e p f e l. Nun hörte er den armen Sünder Beicht und reichte ihm den Leib des Herrn, und sogleich fiel er zusammen und war tod. Und von dem Bäumchen fielen die goldenen Aepfel, jeder mit einem „Vergeltsgott" herab, und flogen als weisse Täubchen davon: es waren die Seelen der von dem H ü t l oder H ö y d l — so war sein Name — Erschlagenen. Bleystein.

§. 5.

Der Bube in der Hölle.

Ein Taglöhner hatte zwey Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Der Bube aber war böse und erschlug einst aus Muthwillen seine Schwester beym Niglospiele. Sein Vater jagte ihn dafür zum Teufel. Der Bube ging und begegnete Einem zu Pferde. Wo gehst du hin, frug der. Zum Teufel, hat mein Vater gesagt, war die Antwort. Kannst mitgehen, sprach der Reiter, häng dich an den Schweif meines Rosses. So ging es dahin bis zu einem Berg; auf diesen schlug der Reiter mit einer langen Ruthe und der Berg barst und die Hölle lag offen da. „Drey Jahre kannst du bey mir bleiben," sagte der Reiter zum Buben, „hast keinen andern Dienst, als das grosse Thor zu öffnen, so ein grosser Herr kommt, und das kleine, kommt ein

Armer — und unter die Töpfe zu schüren, daß es brennt, darfst aber nicht hineinschauen." Das gefiel dem Buben, er blieb und es ging ihm gut. Einmal sah er aber doch in einen Topf und sah darin sein Fral, die Großmutter. Schür bey mir nicht stark, sagte sie, und wenn die drey Jahre um sind, nimm wenig Lohn. — Die Zeit wurde aus und der Mann führte den Buben vor drey Haufen Gold, mit der Verwilligung, so viel davon zu nehmen, als er zu tragen vermöge. Der Bube aber nahm nur drey kleine Händchen voll. Das hat dir der Teufel gerathen, rief zornig der Mann, setzte sich zu Pferde und führte am Schweife den Buben ebenso wieder aus dem Berg, als er hineingekommen war. Vohenstrauß.

§. 6.

Der unrechte Höllenkandidat.

Ein Maurer starb und kam vor die Thüre des Himmels. Der Pförtner St. Peter aber nahm ihn nicht auf, weil er auf Erden auch Nichts von Gott hätte wissen wollen. Der Geselle ging daher an die nächste Thüre, welche in die Hölle führte, und trat ein. Da er Niemanden in dem grossen Saale sah, setzte er sich in den schönen rothgepolsterten Armsessel, der unbenützt dastand: denn er war sehr müde von dem langen Wege. Nicht lange saß er, so kam ein Teufel daher und auf ihn zu, um ihn zu fragen, wer er wäre. Ich bin der Maurer, den St. Peter nicht in den Himmel

einließ; deßhalb bin ich da herein gegangen, sagte der Gefragte. Da gab ihm der Teufel eine Ohrfeige und fuhr ihn hart an: „Mach, daß du hin kommst, wo du her bist; dieser Stuhl gehört dem Amtsvogt von Kolmberg“ — bey Ansbach. — So kehrte des Maurers Seele wieder in ihren Leib zurück.

II. Teufel.

§. 7.

Sein Wesen.

1) Er zeigt sich gewöhnlich in der Gestalt eines Jägers in grüner Kleidung, kann aber siebenzigerley Gestalten annehmen, darunter vor Allem die eines schwarzen Pudels, einer schwarzen Henne, einer Dohle und Krähe, eines Raben. Neustadt. Nur die Gestalt der Taube und des Lammes ist ihm unzugänglich, weil Symbol der göttlichen Personen. Neustadt.

Den Teufel als Jäger kennzeichnet, daß er hinkt; dieß kommt davon, daß er einen Bocks- oder Pferdefuß, manchmal beyde zugleich hat. Er kommt auch immer nach der Quere gegangen und wenn er verschwindet, hinterläßt er Bocks- oder Schwefelgestank.

Von seinen Armen ist der eine kürzer. Treffelstein.

An Gestalt ist er groß, grösser als der Mensch, mitunter auch zwergartig.

Auf dem Kopfe steht ihm ein Horn hervor, manchmal deren zwey, doch nicht groß, so daß er sie leicht mit seinem grünen Jägerhute von der Größe eines Butterfasses verbergen kann. Treffelstein.

Sein Geschau ist das einer Sau, d. h. er sieht mit jedem Auge von der Nase seitwärts hinaus. Augen und Zunge leuchten von feurigem Roth. Die Haare sind schwarz und rauh. Roding.

Auch als Kaminkehrer erscheint er, mit Hörnern und Gaisfuß — Waldmünchen — denn er ist der Schwarze: doch malt man ihn schwärzer, als er ist. Pfatter.

2) Er trägt viele Namen: denn man soll ihn nicht beym rechten Namen nennen, ausser man setzt bey: „Gott wohne bey uns" — St. Kemnat — oder: „Gott behüte und bewahre uns!" Denn sonst macht er einen Kreuzsprung aus Freude darüber, daß ihm Gewalt eingeräumt wurde über den Menschen. Amberg.

Solcher Benennungen sind: der Böse — der Garandere — der Spani-Spadi-Spari-Speri-Fankerl, entsprechend dem Altsächsischen gêrfiund = Speerfeind — der Fankerl schlechtweg — der Guzigagl — der Drack — der Hollabirbou = Hollunderbeerbube — der Hörlseph — der Wuggerl, welches ich wohl zu Nordischem: Yggr, Beynamen des Odin, des Schrecklichen, halten darf — Alp, Schrötl — Urahnl. — Wie überall, ist auch in der Hölle der Name „Mayer" vertreten: der Teufel tritt als „Hörlmayer" auf.

Das Gothische Skôhsl = Teufelin, Unholdin, suche ich

im Opf. Schuchsl, Schuggsl, obwohl Goth. ô im Opf. ou fordert: es gilt von allzuhastigen, übereilenden, schußeligen Mädchen und steht genau dem Fankerl gegenüber, welches in gleichem Sinne von Knaben, auch Männern gebraucht wird.

3) Der Teufel zeigt sich auf Kreuzwegen, in dichten Wäldern, auf Freidhöfen, an Judensteinen, in alten Thürmen und Burgruinen, in Felsenhöhlen. Viele Steine heissen von ihm Teufelssteine; er hat sich dort gezeigt und seine Spur hinterlassen, wovon früher.

Auch im Erdspiegel kann man ihn sehen: doch müssen zuvor drey Thiere hineingeschaut haben, welche sofort tod zur Erde fallen, so schrecklich ist sein Anblick. Neunburg.

Wer sich am Morgen nicht wäscht und nicht das Kreuz macht, der sieht den Teufel, welcher Macht über ihn hat — lebt in's Teufels Namen — und vermeynt Vieh und Leute. Waldmünchen. Schäferey.

Wer in der Kirche schläft, deß Namen schreibt der Teufel auf eine Kuhhaut. Amberg.

Einen Geldbeutel, auf dem Wege gefunden, darf man nicht aufheben: es ist der Teufel darin, der herausschaut. O. Bernried.

Wer Böses thut, bey dem steht der Teufel — Eine schlief bey ihrem Geliebten und sah beym Erwachen, wie der Teufel um sie Beyde die Arme geschlossen hatte. Amberg.

4) Das Wort „Teufel" dient häufig dazu, um das

Nichts zu bezeichnen. In Sprichwörtern findet sich diese Anwendung sehr häufig, z. B. da hätt' ich den Teufel davon — da liegt mir'n Teufel was daran — mir liegt'n Teufel am Mädchen, hätte ich nur das Geld u. s. w. Als Verstärkung hört man bey Neunburg „einen blauen Teufel" für „Nicht das Geringste, Schlimmeres als Nichts," ähnlich dem Englischen blue devil, wo blau noch die Nordische Bedeutung von „schwarz" hat.

Andere Sprichwörter, welche den Teufel aus heidnischer Zeit herübernehmen, sind: Wer hinter sich läuft, läuft dem Teufel in den Schoß — wenn der Stein aus der Hand ist, gehört er dem Teufel, welcher ihn lenkt, wohin er will — der macht ein Gesicht, wie ein Feld, eine Pfanne, voll Teufel — mich hat der Teufel geritten — den hat der Teufel, der böse Feind, der Wind, hergeführt. — Wenn man nicht findet, was man sucht, hat der Teufel die Hand darauf. — Dem Gottlosen gehört die Neige, der Rest im Glase, während man dem geehrten Gaste den Becher gupft, d. h. recht voll macht. — An einem Tage, wo die Arbeit nicht recht gelingen will, Alles verkehrt geht, muß der Teufel Hochzeit haben. Amberg. Neuenhammer.

§. 8.

Karten — des Teufels Erfindung.

1) Der Teufel hat das Kartenspiel erfunden. Als er nämlich nach dem Tode des Heilandes vernahm, daß ein Buch unter dem Namen der Evangelien so viele

Menschen zum Christentume bekehrte, verschaffte er sich dasselbe und las darin. Er fand das Buch wirklich sehr gefährlich und um ihm ein Gegenstück zur Seite zu stellen, gab er den Menschen die Karten in die Hand, und lehrte sie das Spiel, indem er sich Anfangs zu einem der Spielenden hinstellte und ihm zum Gewinnste verhalf.

Um ferner die Menschen noch mehr an sich zu ziehen, benannte er jedes Kartenblatt mit einem gewissen Namen und lehrte sie die Bedeutung derselben, und wie sie daraus die Zukunft erforschen könnten. Der Teufel ist Erfinder des Kartenschlagens.

Noch mehr. Um jene Zeit gab es nur Herbergen oder Gasthäuser, worin die Fremden Speise, Wasser als Trank, und Nachtlager fanden. Da brachte der Teufel die Wirthshäuser auf, wo berauschende Getränke verabreicht werden, und die Menschen sich zugleich im Kartenspiel unterhalten konnten. Während früher die Familien Abends am Herde beysammen blieben und in den hl. Schriften lasen, gehen von da an die Hausväter in das Wirthshaus und verspielen Haus und Hof. Neuenhammer. Karten sind des Teufels Bilder. Pfatter.

2) Wo unter dem Gottesdienst gekartet wird, spielt der Teufel mit. Bey Straubing heißt solches Spiel: die Seele auskarten.

3) Einer von Neuhausen hatte in Gewohnheit, an Feyertagen nach Eschenbach, aber nicht in die Kirche, sondern in das Wirthshaus zu gehen und dort zu karten.

Einmal als er Abends betrunken heimkehrte, nahm ihn der Teufel mit; sein spanisches Rohr wurde auf der Brücke gefunden; denn der Teufel hat nicht Macht über das, was über's Meer herkommt: sein Rosenkranz hing am Halse des Brückenheiligen. Die Frau, in dem Glauben, er sey verunglückt, heiratete wieder. Nach Jahr und Tag kam aber der erste Mann zurück, um zu sagen, daß er die Zeit über in der Hölle gewesen sey: Alles habe er gesehen, sagen dürfe er Nichts. Dann ging er fort und verbarg sich in einem Kloster.

§. 9.

Beym Tanzen ist der Teufel zugegen.

Als man in der oberen Warmensteinach die erste Polka tanzte, schaute der Teufel zum Fenster hinein.

In demselben Orte kamen zwey Bursche ganz spät auf den Tanzplatz. Auf dem Wege hatten sie vom Walde her einen feuerigen Drachen, groß wie ein Wischbaum, gegen das Wirthshaus fliegen und einige Zeit auf dessen Dache verweilen gesehen. Als sie eintraten, war Alles in eine blutige Rauferey ausgeartet. Die Erzählung dessen, was die Bursche gesehen, machte dem Streite ein Ende.

Uebrigens muß früher auch der Teufel gerne getanzt haben: denn die versteinerten Muschelabdrücke, besonders die Ammonshörner, sind die Spuren, welche er beym Tanzen zurückließ. Velburg. Um Ensdorf schreibt man sie den tanzenden Hexen zu.

§. 10.

Den Teufel soll man nicht an die Wand malen.

Den Teufel soll man nicht zu sehen verlangen, noch ihn nennen: denn malt man den Teufel an die Wand, so kommt er.

In einer Rockenstube zu Mengersreut bey Weidenberg machten übermütige Bursche die christliche Taufe nach und vollzogen sie an einer Katze. Da klopfte es an der Thüre. Niemand sagte: herein! So ging der, welcher den taufenden Priester nachgeäfft hatte, mit den Worten hinaus: „Ich muß sehen wer es ist, und wenn es auch der Teufel ist.“ Er kam nicht mehr herein: denn er lag todt vor der Thüre, den Hals umgedreht, das Gesicht nach hinten.

Zu Bleystein sagte Einer: „Wenn es einen Teufel gibt, so soll er mich holen!“ Auf dem Wege erfror er. Bey seinem Leichenbegängnisse brachen Glockenstrang und Riegel, der Sarg barst, und die Leiche fiel heraus.

In Erbendorf spielten einmal Mehrere Gras-Ober, darunter ein Schneider. Dieser bekam das gefährliche Blatt, verleugnete es aber und schwur, ihn solle der Teufel holen, wenn er lüge. Nicht lange darauf trat eine unheimliche Gestalt in die Stube und setzte sich hart an den Schneider, dessen Grauen sich steigerte, als er an seinem neuen Nachbar den Bocksfuß bemerkte. Man rief den Geistlichen, welcher den Teufel auf das ausgebreitete Kelchtuch bannte; als kleiner Käfer mußte

er darauf herumkriechen. Dann wurde er fortgetragen, hinterließ aber fürchterlichen Gestank.

Ein Jäger von W. Eschenbach hielt wie gar Manche seiner Standesgenossen nicht viel auf den Kirchenbesuch. So ging er auch in der Christnacht hinaus, mit den Worten: „Heute muß ich einen Hasen schiessen und wenn der Teufel selber kommt.“ Als er nun zu den Zwerglöchern kam, lief ein Hase vor ihm her, und machte immer Männchen: er schoß, erhielt aber eine Ohrfeige, daß er die Nacht besinnungslos liegen blieb, und wie er zu sich kam, stand der Teufel als Jäger vor ihm und drohte mit dem Finger. Der Mann geht seit seinem Tode um: schon viele hat er angerufen, umzuschauen.

Ein Mädchen tanzte zu Velburg wüthend drauf los. Heute muß ich mir genug tanzen, frevelte sie, und wenn mich gleich der Teufel holt. Sie ging heim. Auf dem Wege nach Dantersdorf drehte ihr der Böse den Hals um; seitdem geht dort Nachts ein schwarzer Pudel.

Auf eine ähnliche Aeusserung trat der Teufel zu einer leichtfertigen Dirne aus Weissenstein, welche von der Kirchweihe heimkehrte, und frug sie, ob er nicht mit ihr gehen dürfe. Sie sagte zu, und er riß sie mit fort durch die Luft, und in kurzer Zeit waren sie bey Loretto in Böhmen. Da bestand sie darauf, in die Kirche erst einzukehren, ehe sie ihm gehöre; sie ging aber nicht mehr heraus, man brachte ihr Hilfe und der Teufel zog leer ab.

§. 11.

Den Teufel beschwören.

1) Den Teufel kann man zwingen, sich zu zeigen und den Willen des Menschen zu thun, durch die geheime Kunst des Beschwörens. Ebenso kann man ihn, so er sich, freywillig oder gezwungen, zeigt und nicht mehr weichen will, bannen oder vertragen, wie es auch bey den bösen Geistern der Fall ist, wovon unten.

2) Der gewöhnliche Zweck des Beschwörens ist die Erlangung von Geld, Schätzen; doch hat der Teufel selbst nichts! Er ist arm, und was er gibt, hat er anderen Leuten genommen. Bärnau.

Anders verhält es sich mit dem Schatzgraben: da sitzt der Teufel auf dem Schatze, an den sich irgend ein Verbrechen knüpft, und überläßt ihn nur durch die Beschwörungsformel gezwungen dem gierigen Menschen.

Es gibt ausserdem eine eigene Zunft von Schatzgräbern, kundigen Leuten, welche vermöge ihrer Zauberbücher die Gewalt über den Teufel üben, daß er Geld bringen oder Schätze heben lassen muß.

Das Beschwören, Besprechen des Teufels geschieht meistens in einer Samstagnacht auf dem Kreuzwege und ist hiebey erforderlich, daß der gottlose Mensch auf das Kruzifix trete und seinem Gotte fluche, oder im Zimmer oder am Orte eines vermuteten Schatzes, innerhalb eines mit geweihter Kreide gezogenen Kreises, in welchen der Teufel nicht einzudringen vermag, so lange

man schweigt, d. h. nichts spricht, als was zur Sache gehört. Nur in der Christnacht genügt es, auf den Erbschlüssel zu knien, um den Teufel zu rufen.

Wer ein „Gertrudenbüchl" besitzt, liest es von Anfang bis zu Ende, dann kommt der Teufel und bringt Geld, und liest man es rückwärts vom Ende bis zum Anfang, so muß er wieder verschwinden. Auf dem Titelblatt des Buches, wenn es ein rechtes ist, spinnt eine Spinnerin am Spinnrade, und eine Maus läuft den Faden hinauf. Ebnat.

Zu gleichem Zwecke dient das Christophigebet. Neustadt. Doch ist es ein gefährlich Ding um dieses Lesen: denn gar oft erschrecken die Menschen am Teufel, der sich gestellt hat, und vermögen nicht mehr das Buch zurückzulesen, wonach der Teufel auch nicht weicht.

3) Eine andere Absicht des Beschwörens ist die Enthüllung der Zukunft: um den Teufel zu befragen, geht man gleichfalls auf den Kreuzweg und ruft ihn; wählt man sich hiezu eine Raubnacht — was „auf das Horchen gehen" heißt — so bedarf es auch des Rufens nicht: der Teufel kommt dann selber, und läßt den Menschen Bilder vorüberziehen, welche sie belehren.

§. 12.

Erzählungen.

1) Ein Hirt in Schwabach hatte ein Buch, womit er den bösen Feind machen konnte. Da kam ein Bekannter zu ihm in's Haus, sah das Buch auf dem

Tische liegen und las. Nicht lange, so fliegt die Stube voll Krähen an, bis der Hirt hereintritt und sie vertreibt.

2) In der Christnacht ging ein Hüter auf das Kreuzwegbeten und nahm seinen Hütbuben auf dringendes Bitten unter der Verwarnung mit, ja nicht zu reden. Als sie nun im Kreise standen, erschien der Böse in Gestalt eines kleinen Männchens mit langem Rocke, nachdem schon Vieles voraus gekommen war. Da konnte sich der Bube nicht mehr halten und sprach erschrocken: „Habe ich nicht gesagt, der im rothen Rockerl kriegt mich?" — Schon griff der Teufel nach ihm: der Hirt aber fürchtete, ohne den Buben nach Hause zu kommen. So ging der Teufel mit ihm in der Gestalt des Buben, und diente einige Tage, wonach er abzog. Den Buben hat er nicht mehr herausgegeben. Bärnau.

3) Ein armer Bauer hatte am Dreykönig-Abende vor offenem Kreise in seinem Zimmer den Bösen beschworen, aber darauf vergessen, daß man der Erscheinung erst auf die dritte Frage antworten und sie um Wechselgeld bitten dürfe, damit das Geld nicht mehr ausgehe. Es erschien ihm nun seine längstverstorbene Gevatterin, welcher er vorlaut auf die Frage, ob er ihr keinen Kronenthaler einwechseln wolle, mit den Worten erwiederte: „Ich habe keinen." Doch schnell besonnen sprang er in sein Bett und legte sein neugeborenes Kind sich auf die Brust. Der Teufel — die Gevatterin — war zwar ebenso schnell hinter ihm her, mußte aber

abziehen, da er der Unschuld nichts anhaben durfte.
Neunburg.

4) Einer von Teunz ging auf den Kreuzweg, um zu horchen und zwar drey Raubnächte hintereinander. Erst mußte er den Heiligen, dann Unserer lieben Frauen abschwören. Das Drittemal brachte der Böse den Sack mit Geld: nun sollte der Mann vorher noch auch Unserem Lieben Herrn abschwören, und sich in dem Buche einschreiben, daß er nach gewisser Zeit sein sey. Doch der Mann schwur U. L. Herrn nicht ab, worauf ein Engel erschien und das Buch mitnahm, dem Frevler aber noch den Rath ertheilte, in die Teunzerkirche zu gehen und dort zu U. L. Frauen so lange zu beten, bis sie ihm verzeihe. Dort erschien ihm U. L. Frau und verzieh ihm, weil er ihrem göttlichen Sohne nicht abgeschworen hatte.

5) Zu Hals in Böhmen wurde von einer Familie der Teufel beschworen, daß er Geld bringe. Am Morgen öffneten sich die Fensterläden des Hauses nicht; man erbrach sie mit Gewalt von außen, und sah die Leute wie tod im Kreise, auf dem Ofen aber den Teufel in Gestalt eines Hundes mit dem Geldsack sitzen. Es wurde ein Klostermann gerufen. Als dieser eintrat, hüpfte der Hund mit dem Geldsacke vom Ofen herab, und stellte sich dem Pater gegenüber an die Wand und zugleich ging eine Rauchsäule von ihm auf diesen aus. Der Pater aber hob ruhig die Hand und schob die Säule, allmälig vorschreitend, immer mehr zurück, bis sie und der Hund und der Sack zu einer Handvoll

wurden. Das barg er unter seinem Käppchen und trug es fort. — Die Familie aber litten die Leute nicht mehr im Orte: sie mußte auswandern.

6) Im Schlosse zu Rupprechtsreut wurde der Teufel beschworen, in der Christnacht, in einem Gewölbe, von den eisenbeschlagenen Thüren und Fenstern das eiserne genannt. Der Teufel kam zwar, aber die Leute wußten nicht mehr, ihn weiter zu bringen. Auf der Kiste mit Geld, die er mitgebracht, saß er. Man rief die Jesuiten. Diese bannten ihn zu einem Hunde, hingen ihn mit einer Kette an den Wagen und fuhren sammt den Schätzen davon. Mit fürchterlichem Heulen folgte der Hund. Das hinterlassene Gestank machte das Schloß lange Zeit unbewohnt.

7) Zu Neunburg wurde auch einmal von acht Männern der Teufel beschworen, daß er ihnen Geld bringe. Sie setzten sich in den Kreis, mit hl. Dreykönigkreide gezeichnet, und fingen das Gertrudenbüchl zu lesen an. Da kam der Teufel, setzte einen Sack Geld in den Kreis hinein und sich darauf. Die Männer, zu Tode erschrocken, konnten nicht mehr weiter lesen, und der Teufel blieb sitzen.

Nun wurde der Geistliche gerufen: diesem versicherte der Teufel, er werde nicht vom Platze weichen, es sey denn, daß er ihn in zwölf Jungfrauen hineinlese. Dein Wille soll geschehen, erwiederte der Geistliche, ließ sich zwölf neue Schächtelchen geben, eines kleiner als das andere und bannte den Teufel so klein, daß er in das kleinste Schächterl ging. Die anderen Schächtelchen that

4*

dann der Geistliche je nach ihrer Größe darüber her, und wie er das zwölfte über alle anderen schloß, sagte er: „Nun ist dein Verlangen erfüllt.“ Dann vertrug er ihn in den Bruckerforst in's Moos.

8) In Erbendorf eröffneten einst Schatzgräber ein Grab, um das Bein eines Toden zu erhalten und beteten dann das Christophigebet, um den Teufel zu rufen. Der kam, aber ohne Geld, und richtete verschiedene Fragen an sie, um Gewalt über sie zu erlangen, so sie reden würden. Sie schwiegen. Da schlug es drey Viertel auf 12 Uhr. Nun sagte der Teufel: „Ich habe nicht mehr viel Zeit, muß bald fort: werde halt den mit dem schwarzen Schalk mitnehmen.“ Dieser rief voll Entsetzen: „Grad mich!“ und der Teufel packte ihn und nahm ihn mit

9) Von Windisch-Eschenbach gingen ihrer fünf, darunter ein Klausner, um Allerheiligen auf die Burg Weissenstein, um den Teufel zu beschwören, zeichneten einen Kreis mit hl. Dreykönigskreide, zündeten geweihte Kerzen an und lasen das Christophigebet. Der Teufel kam und setzte sich auf einen Stumpf Geld. Bald nahm er verschiedene Gestalten an, er wurde zum Raben, zum schwarzen Pudel, zur schwarzen Katze. Sie fingen zu beten an, weil er nicht mehr weiter ging. Der Teufel lachte. Einer der Gesellen, der Klausner, nahm nun eine geweihte Kerze und ging aus dem Kreise. Die Kerze entfiel aber der Hand. Da entstand Finsterniß und fürchterliches Krachen und Stürzen des Schlosses. Teufel, Sack und Klausner waren verschwunden.

§. 13.

Teufelsbündniß.

1) Es genügt dem von Gott abgewendeten Menschen nicht, daß er den Teufel bewegt, ihm Schätze zu bringen: er will auch seiner sonstigen Hilfe zu jeder Zeit seines Lebens theilhaftig seyn. So tritt er in die innigste Gemeinschaft mit dem Teufel. Mit seinem Blute unterzeichnet er den förmlichen Vertrag, in welchem er seine arme Seele dem Bösen für seine Hilfeleistung verschreibt und ihm fortan zu Gefallen und zum Verderben seiner Mitmenschen leben muß.

Gewöhnlich wird eine bestimmte Zeit bedungen, auf welche der Teufel dem Menschen zu dienen hat, nach deren Umlauf dann dieser mit seiner Seele jenem verfällt.

2) Ein solcher war der sogenannte Schmidgürgl von Wunsiedel. Dieser stand im Bunde mit dem Teufel, der für ihn arbeiten mußte. Von ihm geht gar Vieles im Munde des Volkes.

Was er machte, zerbrach nicht. Das Thurmgitter in Wunsiedel soll von seiner Hand seyn.

Wenn die Bauern Nachts die Sensen zum Dengeln brachten, waren sie Morgens bereit, obwohl er immer im Wirthshause gesessen hatte.

Auch brannte er Kohlen in der Kössein. Nicht weit von seinem Meiler steht ein Brunnen, Teufelsbrunnen genannt. Holte nun der Geselle Wasser für seine Suppe, so stand der Böse mit ausgespreizten Beinen

über dem Brunnen: zwischen dessen Beinen durch mußte er sein Wasser schöpfen, wobey der gute Freund immer ein bös Gesicht schnitt. Wenn er dann in der Meilerhütte schlief, lachte der Teufel hinein. — Einmal hörte er den wilden Jäger vorbeysausen und dachte, wenn er nur auch ein Viertel davon hätte. Kaum gedacht, hing schon ein Viertel draussen und der Jäger rief hinein: „Da hast du deinen Theil!"

Er konnte Wetter machen, Regen und Hagel; wurde man naß, machte er alle, wenn er wollte, sogleich wieder trocken. — Einst ging er von Redwitz nach Ebnat, und kehrte in jedem Wirthshause zu. Im Lorenzenreuter-Walde sagte er zu seinen Begleitern: „Will sehen, ob mein Vater und meine Mutter an mich denken." Es war sternhelle Nacht, aber sogleich blitzte und donnerte es.

Er konnte sich auch kugelfest machen; wurde irgendwo gerauft, ging er mitten hinein und keiner der Raufer konnte mehr einen Arm heben.

Zu diesen Künsten kam er in Wunsiedel, wo für die Schwarzkünstler eine hohe Schule war. Sassen der Schüler zwölf beysammen, so gingen nur eilf wieder fort: der zwölfte ward nicht mehr gesehen.

Nach Grimm's D. M. Seite 976, hatte der Teufel eine ähnliche Hochschule zu Salamanca.

Dürfte man hier an eine Art Druidenschule auch bey den Germanen denken? oder ist die Erinnerung keltisch?

Als er alt wurde, bekehrte er sich. Der Geistliche

führte ihn auf den Kalvarienberg, machte einen Kreis um ihn und zwang den Teufel, den Zettel, worauf sich der Schmid verschrieben hatte, hineinzuwerfen. Dabey ward es stockfinster und der Boden zitterte, und der Schmid gerieth in solche Verwirrung, daß er Jahr und Tag nicht arbeiten konnte.

Oft schon hatte ihn der Teufel früher mitnehmen wollen: der Schmid war ihm aber nicht gegangen, weil er noch nicht genug Geld beysammen hätte. Ebnat.

3) Wieder ein Schneidergeselle von Wunsiedel hatte den Bund mit dem Teufel. Einst fuhr er nach Ebnat herein. Auf dem Berge angelangt, sagt er zu seinen Gefährten: „Heute will ich Denen in Ebnat einen Schrecken machen." Es war ein heiterer Tag. Aber kaum waren sie hundert Schritte gefahren, so erhob sich ein fürchterliches Wetter mit gewaltigem Sturmwind, der die Dächer abdeckte und die Bäume ausriß. — Derselbe konnte auch durch Mauern und ganze Häuser gehen und hatte immer Geld zu Branntwein; es waren drey Groschenstücke, welche immer wieder in seine Tasche zurückkehrten. Wenn er trank, verzehrte er auch das Glas: er kaute es, wie ein Stücklein Brod. — Am Fronleichnamstage führten ihn ihrer Viere mit dem Umgang; bey jedem Segen, der ertheilt wurde, begann er fürchterlich sich zu winden und schwarz anzulaufen. Doch hielt er aus, und der Bund war gelöst und er kehrte sich wieder zum Christentume.

4) Einer am Böhmerwalde, bey Oberviechtach, stand auch im Bunde mit dem Teufel. Er konnte die Schlösser

von innen aufblasen, Liebe anthun, u. s. f. — Was er Uebles that, fing er im Namen Gottes an, und beendete es in drey Teufels Namen. Alle Tage betete er aber ein Vaterunser für den Teufel, und dieser versprach Gleiches für ihn zu thun: denn auch der Teufel will zur Seligkeit gelangen.

5) Ein früherer Besitzer des Wenera-Schlosses bey Bärnau stand im Bunde mit dem Teufel. Er konnte mit dessen Hilfe Soldaten machen, welche bis vor Bärnau anritten und die Bürger so erschreckten, daß sie die Thore schlossen. Als er starb und zur Begräbniß nach Bärnau gefahren wurde, ist ein schwarzer Pudel mitgelaufen bis zur Waldhausener Haug; da verschwand er; doch zeigt er sich öfter dort mit einer Kette und lauft dem Wanderer vor den Füssen vorbey. — Auf dieser Haug — altn. haugr, Hügel, — wird gar oft das Vieh im Zuge scheu.

6) Ein früherer Herr zu Ebnat, gemeinhin von seiner kleinen Gestalt der Zwergl genannt, hatte es gleichfalls mit dem Bösen. Man sah ihn einmal mit seinem Bedienten über den Tirschenreuter-Weiher hinwegreiten, daß der Staub davonging. Er war nämlich dort zwischen den zwey Weiherdämmen von den Bürgern, denen er schon Allerley angethan, eingeschlossen und konnte nicht mehr entrinnen: da sagte er zum Reitknecht: „Druck die Augen zu und reit mir nach!" Und fort ging es über den Wasserspiegel dahin, daß Feuer aufflog.

Er machte Regen, bey hellem Sonnenschein, wenn

die Leute schön gekleidet daher kamen — und in den Zimmern Mäuse in Menge herumlaufen.

Es traf sich oft, daß, wenn er ausritt, so viele Soldaten ihm nachjagten, als die Hufe seines Pferdes auswarfen. Der Bediente durfte aber nicht umsehen. — Auf dem hohen Ranger an der Fichtelnaab ließ er Streuprügel legen, wie wenn man Soldaten aufstellt; gleich darauf standen ebenso viele Soldaten da. — Einmal war eine feindliche Abtheilung zu Ebnat im Quartier. Da schoß er drey Büchsenschuß weit in das Wirthshaus, wo der Offizier im offenen Gange saß und eben zu trinken ansetzte, und schoß dem Bierkrug den Knopf weg, worauf der so Begrüßte eiligst abzog.

Einst kam ein Freund auf Besuch. Der Herr war im Garten und der Gast nahm derweil ein auf dem Schranke liegendes Buch und begann darin zu lesen. Da öffnete sich die Thüre, Soldaten traten ein, je mehr, je länger er liest, und sie stellen sich vor ihm auf ohne ein Wort zu reden. Entsetzt springt er zum Fenster hinaus. Da geht der Herr in's Zimmer und spricht zu den Soldaten ein paar Worte, worauf sie verschwinden; dem Gaste aber rieth er, künftig nicht anzurühren, was ihn nichts angehe.

Als man seine Leiche im Schlosse auffegnete, sah er oben zum Fenster heraus.

7) Ein Herr von Metzenhof war auf Besuch im berühmten Norbertinerkloster Speinshart. Als er Nachts heimfuhr, kürzte der Kutscher den Weg ab, indem er die Rosse quer über den Rousweiher jagte; Roß und

Wagen sanken nur so tief, daß an Huf und Rad das Eisen naß wurde. Er hatte es mit dem Teufel.

8) In Grün bey Mariaweiher war ein Bauer, der den Leuten in körperlichen Gebrechen mit Hilfe des Bösen helfen konnte. Da er alle heilte, welche zu ihm kamen, ward er übermütig und sprach: „Ich möchte den Menschen auf der Welt sehen, dem ich nicht helfen könnte!" Da gebar sein Weib einen Knaben, der in den Gliedern keine Rohrknochen hatte und daher zeitlebens statt zu gehen rutschen mußte. Vergebliche Rede bringt vergebliche Werke.

Dieser Sohn lernte die gleiche Kunst und heilte wie der Vater. Einmal bat er den, welcher ihm bey seinen Heilungen Handreichung that, ihn auf die Point hinauszuführen, in die frische Luft. Da erschlug ihn bey heiterem Wetter der Blitz: der Teufel hatte ihn geholt.

9) In Thurndorf bey Eschenbach war ein Wildschütze, dem kein Jäger ankonnte, weil er verstand, sich unsichtbar zu machen. Einmal hatte er in der Frühe einen Bock geschossen und weidete ihn eben aus, als zwey Jagdgehilfen ihn überraschten. Sie bewunderten von ferne seinen an einen Baum gelehnten Stutzen, worauf er ihnen erwiederte: „Ja, schaut nur dahin, die haben noch schönere." Da sahen die Bursche eine Reihe von Männern stehen, welche das Gewehr gegen sie angelegt hielten. Eiligst machten sie sich davon.

Ein andermal waren ihm die Jäger hart auf der Ferse: da verwandelte er sich in einen Baumstock. Zufällig liessen sich die Bursche gerade da nieder, um zu

essen. Wie sie nun ihr Mitgebrachtes auf dem Stocke zertheilten, ging jeder Schnitt in seinen Hinterleib.

10) Eine alte Hexe hatte es mit dem Teufel; schon zweymal war ihre Zeit aus und immer wieder wußte sie den Bösen zu bereden, ihr auf's Neue hundert Jahre zuzulegen: dafür hatte sie ihm versprochen, die Kinder im Mutterleibe zu tödten oder in der Wiege, und mit deren Blute bösen Zauber zu üben zum Schaden der Menschen: und es gelang ihr gar oft: denn das Blut diente ihr nicht nur selbst zur Nahrung für ihren ausgetrockneten Leib, sondern auch dazu, sich unsichtbar zu machen.

So war sie denn nach Umlauf der jüngsten Frist auf dem Berge in Gesellschaft anderer Schwestern beym nächtlichen Tanze, als der Teufel zu ihr trat und ihr ankündete, heute noch müsse sie mit ihm, er wolle nicht länger mehr zuwarten. Die Alte aber versprach ihm die schöne Tochter zur Ehe, welche sie zu Hause habe, und bestellte ihn für die dritte Nacht mit dem Auftrage, ja als schmucker Geselle zu erscheinen.

In der Hütte aber führte zu selber Zeit das Mädchen ihren Geliebten durch die schönen Zimmer, welche sich eines an das andere reihten: im letzten Gemache würde es beyden unheimlich: denn hier waren schwarze Katzen, welche bey ihrem Eintreten die Köpfe an einander legten, und sonderbare Vögel, welche ganz ungebärdig thaten und verschiedenes Zaubergeräthe mit Flaschen und Gläsern: schon wollten sie zurückweichen, da stand die alte Hexe zornerfüllt vor ihnen. Der junge Förster

faßte sich schnell und hielt um die Hand der Tochter an, wurde aber mit Hohn abgewiesen, denn schon habe sich ein reicher Graf gemeldet.

Für die dritte Nacht mußte sich das Mädchen gleich einer Braut schmücken. Um Mitternacht kam der gefürchtete Freyer und bedeckte den Tisch mit den kostbarsten Geschenken. Die Braut bückte sich etwas, sie zu beschauen: da schob sich das Kreuzchen hervor, welches ihr am Halse hing und der Teufel entwich bey diesem Anblicke. Auf sein Drohen bestellte den Wütenden die alte Hexe für die nächste Nacht: während die Tochter schlief, nahm sie ihr das Kreuzchen weg. Diese aber merkte es am Tage und verschaffte sich heimlich ein anderes. Als nun der Böse wieder kam und sie umfassen wollte, vermochte er es nicht: das verborgene Kreuz schützte die Jungfrau. Dafür wollte er die Alte mit sich führen. Diese aber stellte sich und setzte ihm drey Dinge, die er bis zum ersten Strahle der Sonne vollendet haben müßte: das Steinfeld vor der Hütte in ein Saatfeld umzuwandeln, den nahen Teich auszuschöpfen und zur grünen Wiese zu gestalten, drittens, den Berg mit der Kapelle abzutragen: denn sie habe sich bei ihren Nachtfahrten immer daran gestossen. — Da hörte sie es rauschen, wie wenn tausend Sensen durch Steine gingen und Funken sprühten und knisterten. Schon war das Saatfeld und die Wiese grün, und der Teufel hatte eben den Thurm der Kapelle im Arme, als die Hexe, um den Teufel zu berücken, zu krähen anfing, und augenblicklich krähten alle Hahnen der

Gegend nach und die Sonne sendete ihren ersten Strahl hinter dem Berge hervor. Da warf der Teufel den Thurm auf die Hütte und riß die Alte sammt ihren Zauberthieren mit sich fort durch die Luft. Das Mädchen aber blieb verschont: es war die geraubte Tochter eines Edelmannes. Neuenhammer.

11) Ein Bauer hatte sich dem Teufel verschrieben unter der Bedingung, daß dieser ihm den Stiefel, einen Boinling, den er zu Hause durch die Stubendecke in die Stube herabhängen ließ, mit Geld fülle. Heimlich aber hatte er die Sohle davon weggeschnitten. Da konnte der Teufel nicht genug zutragen: der Stiefel ward nicht voll; erst als er die letzten paar Gulden einer alten Wittwe gebracht hatte, und nichts mehr aufzutreiben vermochte, merkte er, daß er geprellt sey und zog beschämt ab. — Wenn der Böse Geld bringt, nimmt er es den Wucherern, um sie noch geldgieriger zu machen. Erbendorf.

§. 14.

Dem Teufel das Kind im Mutterleibe verschreiben.

1) Häufig treffen sich im Volke Teufelssagen, wo der arme Vater in Noth dem Teufel als Lohn seiner Hilfeleistung dasjenige verspricht, was er zu Hause ohne sein Wissen besitze. Das ist dann gewöhnlich das Kind im Mutterleibe, wovon der Vater noch nichts weiß. In der Regel wird der Teufel am Schlusse um seinen

Lohn betrogen, indem er eine Bedingung, welche ihm zuletzt gestellt wird, nicht lösen kann.

Ist es ein Seitenstück zu dem heidnischen Gebrauche im Norden, in Zeiten der Gefahr und Noth seine Kinder dem Gotte zu opfern, oder näher, liegt hierin die Erinnerung an das Uebergeben von Christenkindern in die Gewalt der Heiden?

Schon Geirhildr verspricht dem Odin für seinen Beystand das, was zwischen ihr und dem Fasse, d. i. das Kind im Mutterleibe.

Wie vertreten die Erinnerung hieran in der Oberpfalz sey, lehren folgende Sagen:

2) Ein armer Mann hatte viele Kinder und wußte oft nicht, wo er genug Brod für sie hernehmen sollte. Bey allem Fleiße und aller Sparsamkeit brachte er es doch nicht weiter, sondern verblieb immer arm.

Da dachte er, wie es schon öfter vorgekommen sey, daß einer durch Beschwören des Teufels zu vielem Geld gekommen sey, und wie auch ihm auf diese Weise aus seiner Noth geholfen werden könne. Während er denn so immer an den Teufel dachte, und nicht wußte, wie er es anzugehen habe, war er eben im Walde, um Schwämme zu suchen, und siehe, auf einmal stand ein grünes Männchen vor ihm, und zeigte ihm ein Buch mit den Worten: „Wenn du mir in dieses Buch schreibst, daß, was du in deinem Hause nicht weißt, mir gehören solle, so will ich dir so viel Geld geben als du brauchst."

Der arme Mann meynte, er hätte nicht gar viel zu Hause, und dieses sey auch nicht viel werth: wäre

also auch etwas zu Hause, von dem er nichts wisse, so möchte es auch nicht von Bedeutung seyn.

Er gab daher die Verschreibung und bekam dafür so viel Geld, daß er seine Gläubiger bezahlen und für die Zukunft sorgenfrey leben konnte. Als er aber seiner Frau zu Hause erzählte, was ihm vorgekommen sey und was er gethan habe, so fing diese bitter zu weinen an: denn sie trug ein Kind unter dem Herzen, und hatte ihrem Manne noch nicht davon gesagt.

Der Mann tröstete indessen die Frau so gut er konnte und sagte ihr unter anderm, daß der Schwarze sein Eigentum erst in 25 Jahren abholen werde.

Da nun die Frau einen Knaben zur Welt brachte, so bestimmte sie ihn für den geistlichen Stand, weil er in diesem doch wohl sicher seyn werde vor den Angriffen des Bösen.

Wirklich ließ auch der Knabe sich sehr gut an, und wurde später zum Priester geweiht. Da erst eröffnete ihm die Mutter, was mit ihm schon im Mutterleibe vorgegangen sey, und wie er nach dem 25. Lebensjahre dem Bösen verfallen werde.

Der Sohn achtete der Rede zwar nicht sehr, doch erinnerte er sich, als der letzte Tag seines 25. Jahres herankam, dessen, was die Mutter ihm vertraut hatte.

Als er nun an dem bewußten Tage ausging, um die hl. Messe zu lesen, begegnete ihm unter Wegs ein Jägersmann mit einem Gaisfuße, der ihn aufhielt und ihm sagte, nun sey die Stunde gekommen, für welche er ihm verschrieben sey, er hole ihn nun ab.

Der Geistliche erwiederte: „Ja wohl gehe ich mit dir, doch nur unter einer Bedingung, daß ich zuerst die Messe lese und du derweile nach Rom gehst, und von der Säule, die in Mitte der Stadt steht, ein Stück zurückbringst, ehe ich mit der Messe zu Ende bin. Bist du es zufrieden?"

Der Teufel ging darauf ein und machte sich gleich aus dem Staube, der Geistliche in die Kirche: denn dieser hielt für unmöglich, daß der Teufel in so kurzer Zeit nach Rom gehen und wieder zurückkommen könne, zumal mit schwerer Last beladen.

Da nun der Priester das Staffelgebet fertig hatte, erschien ihm ein Engel, der ihm rieth, nur schnell die drey Haupttheile der Messe zusammen zu nehmen: denn sonst sey er verloren.

Eben war der Priester am Altare fertig und stieg die Stufen herab, so kam auch schon der Teufel mit einem Stücke der Säule, und wie er sah, daß er betrogen sey, fuhr er den Priester zornig an, wer ihm denn den Rath gegeben habe, die 3 Haupttheile der Messe zusammen zu nehmen? Der Geistliche aber erwiederte: „Weiche von mir Satan!" — und seitdem ließ sich dieser nicht mehr sehen. Tiefenbach.

Aus Rötz lautet die Sage ganz gleich: nur sagt hier der Teufel aus, daß ihn die „Raudrockad" (U. L. Frau) auf dem Wege in die Froschlacke (das Meer) hineingeschlagen habe, weßhalb er zu spät kommen mußte.

3) Ein Pressater Fuhrmann gab dem Teufel ein

ähnliches Versprechen dafür, daß er seine stehen bleibenden Pferde zum Ziehen brächte. Das Kind hielt sich, daß es nicht rauh wurde, tapfer gegen alle Anfechtungen. Als der Sohn, herangewachsen, mit seiner Braut den Ehrentanz tanzte, kam der Teufel als Jäger, führte ihn durch das Fenster mit sich und stieß ihm an der Kirchenmauer zu Stadtkemnat den Hirnschädel ein, daß daran das Hirn hängen blieb. Zum Wahrzeichen steht an der Kirche ein Kreuz.

4) Ein Bauer, sehr verschuldet, dachte — als er seines Elendes kein Ende wußte — wenn nur der Teufel kommen und ihm helfen wollte: und der Teufel kam in der Nacht und der Bauer versprach ihm die ersten drey Buben, die ihm geboren würden; doch dürfe er sie nicht eher holen, als bis der dritte auf der Welt sey; auch müsse er ihm sechs Tage vorher noch Meldung thun.

Einmal arbeitete der reich gewordene, glücklich verheiratete Bauer Nachts im Stalle; da erschien der Teufel und meldete ihm, daß er in sechs Tagen kommen werde: sein Weib werde heute noch mit dem dritten Knaben entbinden.

Der Vater, voll Verzweiflung, vertraute sich der Hebamme. Diese tröstete ihn und zündete in der sechsten Nacht eine geweihte Kerze an, und zeichnete einen Kreis auf den Boden, in den sie sich mit den drey Kindern setzte. Wie nun der Teufel richtig kam, schnitt sie jedem der Knaben eine Locke vom Haupte und warf

sie dem Bösen zu; sie brannten. Unwillig zog der Teufel ab. Neustadt.

5) Ein Graf von Wolfstein bey Neumarkt hatte es mit dem Teufel, wofür es ihm nie an Glück gebrach. Zum Lohne mußte er ihm sein erstgeborenes Kind versprechen. Als dieses, ein schönes Knäbchen, geboren wurde, kam der Teufel und verlangte seine Gabe. Der Graf bat sich aber noch 24 Stunden aus.

Während dieser Zeit ließ er den Geistlichen kommen, um den bösen Feind zu vertreiben. Der befahl ihm, sein Schwert zu werfen, so weit er es vermöge. Der Ritter that es und das Schwert flog eine halbe Stunde weit. So weit hatte der Teufel nun keine Macht mehr. Der Graf ließ dann rings um das Schloß eine halbe Stunde weg eine Mauer aufführen; sie heißt Teufelsmauer.

6) Es war einmal ein armer Taglöhner, der hatte viele Kinder und wenig Brod für sie. Einmal als die Noth gar bitter über ihn kam, ging er in den Wald hinaus und setzte sich auf einen Stock und weinte heisse Thränen. Da trat ein Mann zu ihm heran und frug ihn, was ihm fehle, und wie er hörte, daß er nicht Brod habe für seine hungerigen Kinder, erbot er sich, ihm zu geben, daß er genug daran habe für sich und Weib und Kind, wenn er ihm eines seiner Mädchen überlassen wolle; sie solle es bey ihm gut haben. Der arme Vater war des Handels froh und zeichnete seinen Namen in das dargebotene Buch. Mit einem großen Sack Geldes ging er heim und der Noth war ein Ende.

Zum Mädchen aber sagte er: „Geh mit mir in den Wald.“ Sie gingen, und im Walde angekommen, hieß er sein Töchterlein auf dem Stock, wo er gestern gesessen, niedersitzen und warten, bis ein Herr komme, der sie mitnehmen werde; sie solle es gut bey ihm haben.

So blieb das Mägdlein sitzen und wartete. Da kam eine schöne, große, milde Frau, — es war U. L. Frau — und sagte zu ihr: „Kind, es wird Jemand kommen und dich mitnehmen wollen; erst aber wird er drey Fragen an dich stellen: die Antwort darauf will ich dir sagen, du könntest es nicht wissen. Zum Ersten wird er dich fragen: Was ist süßer als Zucker? darauf antworte: „Die Brüste meiner Mutter, an denen ich getrunken.“ Die zweyte Frage wird seyn: Was ist linder als Federflaum? Darauf sage ihm: „Der Schoos meiner Mutter, auf dem ich gesessen.“ Das drittemal sollst du ihm Bescheid geben, was härter als Stahl und Eisen? Die Antwort sey: „Das Herz meines Vaters, der mich dem bösen Feinde verkaufen will.“

Damit verschwand U. L. Frau und gleich darauf erschien der fremde Herr und frug sie die drey Fragen, und erhielt vom Kinde die Antwort, wie sie gelernt hatte.

Das hat dir die Blaue Frau gerathen, daß du mir so antwortest, schrie der Herr, sonst wärst du mein Eigen gewesen — und verschwand. Waldmünchen.

7) In Naab, einem Dorfe, da wo die Schwarznaab entspringt, war ein Gütler; herunter gekommen und nicht im Stande, sein Häuschen, das den Einsturz drohte, herzustellen, ging er öfter gedankenvoll im nahen Walde

herum. Dort ist ein Stein, Teufelsstein genannt, wo gar oft der Teufel in Gestalt eines kleinen Männchens mit dreyeckigem Hute und grünem Rocke gesessen ist und seine Spur hinterlassen hat. Der Gütler stand eben in dessen Nähe und sagte, ohne Arges zu denken, in seiner Betrübniß vor sich hin: „Wenn ich nur Geld hätte, wäre es her, wo es will." Da sah er das Männchen. Bald waren sie in ein Gespräch gerathen, und der arme Mann versprach dem Bösen das, was er zu Hause habe, ohne es zu wissen, wogegen er so viel Geld erhielt, als er brauchte. So baute er sich aus seiner verfallenen Hütte ein schönes Haus, mit Ziegeln gedeckt.

Das Weib des Mannes war aber gesegneten Leibes, ohne daß dieser es wußte: das Kind gehörte also dem Teufel. Dieser ging in der letzten Zeit schon immer im Hofe herum, voll Ungeduld des Augenblickes harrend, wo das Kind zur Welt würde. Die Aeltern aber hatten sich von dem Klosterherrn in Bärnau Geweihtes geben lassen und hingen es dem Mädchen sogleich bey der Geburt an, was den Bösen verhinderte, an dasselbe heranzukommen. Das Mädchen wuchs heran und wurde zur hübschen Jungfrau; nach dem Rathe der Geistlichen sollte sie vor Allem den Tanzboden meiden. Einmal achtete sie der Warnung nicht und tanzte. Da zeigte sich ihr der Teufel als Jäger und wollte sie zwingen, mit ihm zu tanzen. Doch konnte er sie nicht berühren, denn sie trug das Geweihte und so mußte der Jäger abziehen.

Wenn selten der Tochter, erschien der Teufel desto öfter dem Vater und quälte diesen in unerträglicher Weise. Viele Geistliche kamen, ihn zu bannen, vermochten aber nichts: immer wußte der Arge ihnen aus ihrem Leben etwas Unrechtes vorzuhalten. So warf er dem Vorletzten vor, er sey einmal über Samen gegangen, dem Letzten, der ihn bezwang, daß er seiner Mutter ein Ey entwendet habe. Dieser wies die Anklage damit ab, daß er es um eine Feder zum Studiren vertauscht, übrigens längstens seiner Mutter ersetzt habe. Doch wich der Teufel nur unter der Bedingung, daß sein Bild an der Stubenwand angemalt werde; und so geschah es. Das Mädchen heiratete später; als sie am Altare stand, zeigte er sich das letztemal. Das Band der Ehe hatte seine Gewalt zerrissen.

Das Bild des Teufels mit Bocksfuß und Pratzen befindet sich in der hinteren Kammer. Ein Knecht, der daneben schlief, lernte dem Hütbuben an, das Bild abzukratzen; in der Nacht begann dieser mit seiner Arbeit, aber der Teufel kam über ihn her nnd würgte ihn die ganze Nacht und machte ihn so besessen, daß er, als am Morgen die Leute kamen, ihm zu helfen, diese anfiel. Erst am Tage ward er ruhig, verfiel aber in eine schwere Krankheit.

Der Gütler ist nun gestorben: so oft er einen Fehltritt beging, hatte er den Teufel zur Seite. An den Folgen der Trunksucht starb er am Charfreytage, und man sagt, er soll ganz schwarz gewesen seyn.

§. 15.

Den Teufel hineinwünschen.

1) Man kann Einem leicht Etwas hineinwünschen, insbesondere beym Essen, indem man spricht: „Wenn du nur den Teufel hineinässest!“ — Vor Allem werden kleine Kinder „verwunschen,“ wenn man ihnen das Essen mit den Worten vorsetzt: „Friß, Bankert, in's Teufels Namen!“ Waldmünchen. — Dieses Verwünschen war früher um so sündhafter, weil damals alle Wünsche wahr wurden: jetzt gehen sie freylich nicht mehr aus. Vilshofen. Es sind neidische Leute, die ihrem Nächsten Nichts vergönnen, besonders Stiefmütter, die ihre Stiefkinder hassen, ungeratene Kinder, welchen ihre Aeltern zu lange leben, harte Menschen, welche an dem Armen, der ihnen etwas Weniges zur Stillung augenblicklichen Hungers vom Felde genommen, sich damit bezahlt machen: auch verschmähte Liebe rächt sich auf diese Weise.

Eine solche Person wird nun besessen, vom Teufel in Besitz genommen. Das Zeichen ist, daß es einem solchen Menschen, wenn er in die Kirche geht, den Kopf herumdreht, und daß ein Drittes aus ihm herausspricht.

Man läßt dann den Priester rufen, der den Teufel austreibt: doch muß dieser rein seyn, darf nichts auf dem Gewissen haben: sonst wirft ihm der Böse Alles dieses in Gegenwart der Leute vor.

Früher war diese Besessenheit häufiger, zur Zeit nämlich, wo alle Wünsche wahr wurden. Velburg.

Wer Einen zum Teufel wünscht, macht diesem eine solche Freude, daß er drey Kreuzsprünge thut. Gefrees.

2) Von Rittenau bekam ein Mädchen auf dem Wege Hunger, und trat in den nächsten Acker und zog sich einige Rüben heraus. Die Bäuerin aber sah es und wünschte ihr den Teufel hinein. Von da an ward das Mädchen so böse, daß Niemand mehr bey ihm bleiben konnte. Viele Geistliche wurden gerufen, sie vermochten Nichts. Erst ein Klostergeistlicher von Weihern war im Stande, sechs der bösen Geister auszutreiben: der siebente blieb bey ihr bis sie starb. So lange sie lebte, konnte sie in keine Kirche gehen und nichts Geweihtes nehmen. Einfältige Leute besprengten sie oft mit Weihwasser, oder thaten ihr heimlich davon auf die Gabe: dann würgte es sie so fürchterlich, daß man besorgen mußte, sie werde unterliegen.

3) Auf dem Fronberge bey Hambach ist in der hl. Kreuzkirche das Bildniß einer Bäuerin, welche vom Teufel besessen war. Ein verschmähter Liebhaber hatte ihr geschworen. Sie brüllte wie ein Löwe. In der Kirche wurde ihr der Teufel in Gestalt einer Krähe ausgetrieben.

4) Ein Mädchen heiratete und ließ ihren früheren Geliebten sitzen. Als sie zur Kirche ging, trat dieser zu ihr hin und wünschte ihr mit dem ersten Löffel Suppe beym Hochzeitmahle 199,000 Teufel hinein. Sie aß, und es würgte sie und brachte sie auseinander.

Als sie aus dem ersten Kindbette vorgesegnet wurde, trat ihr Schaum vor den Mund und die Teufel entwichen. Velburg.

5) Ein armer alter Mann kehrte in der Dämmerung in einem Bauernhause zu und bat um Nachtherberge. Die Bäuerin hieß ihn an's Fenster treten, damit er sich sehen lasse, und erlaubte ihm dann zu bleiben; hierauf gab sie ihm den Laib Brod hin und ließ ihn Brod aufschneiden, für sich zu einer Suppe. Der Mann aber fluchte beym Aufschneiden in Einem fort und sagte bey jedem Schnitte zum Kinde, das neugierig ihm zuschaute: „Friß du, friß du!" — Da ward dem Kinde bang und es lief zur Thüre hinaus in die Küche, um es der Mutter zu sagen. Diese sah dem Manne eine Weile zu, hielt ihn für besessen, und brachte ihm eine Schüssel voll Suppe, in welche sie ehevor Weihwasser gespritzt hatte: der Mann aber hatte kaum davon genossen, als er zu wehklagen begann, daß Alle mit ihm Mitleid hatten. Er gestand später, daß er als Knabe die Stiefmutter um Brod gebeten habe: sie gab ihm ein Stückchen mit den Worten hin: „Da friß das Brod und friß dir den Teufel hinein!" Von Stund an wurde er vom bösen Feinde geplagt. Tiefenbach.

6) In Türschenreut war auch eine Weibsperson vom Teufel besessen: sie hatte einst auf fremdem Acker Kartoffel ausgegraben und der Eigentümer dem Diebe geflucht, daß er mit den Kartoffeln alle Teufel sich hineinessen solle. Sie sang in allen Tonarten und vermochte ihre Stimme beliebig zu ändern. Gleichwohl ging sie

zur Kirche: oft aber brüllte der Böse bey der hl. Wandlung aus ihr. Man wollte den Teufel bannen, umsonst. Drey Tage vor ihrem Tode verließ er sie freywillig. Sie war allgemein unter dem Namen „Teufelsmensch" bekannt.

7) In früherer Zeit hatte eine Verwandte der Erzählerin in Hirschau den Neid ihrer Nachbarin auf sich gezogen: denn sie war jung und schön und es ging ihr gut. An einem Weihnachtsabende erhielt sie von dieser drey Aepfel zum Geschenke, und schnitt einen davon in zwey Hälften, um sie unter ihre beyden Kinder zu vertheilen: dem kleineren Mädchen aber schälte sie die Hälfte und putzte auch das Kernhaus aus, weil es so stockig und durch Flachsagen verunreinigt war. Kaum hatte das ältere Mädchen seine Hälfte gegessen, als es ganz bösartig wurde, sich nicht mehr bey seinem Namen wollte nennen lassen, durch die Nase sprach und sogar dasjenige, was in der Ferne geschah, vorher wußte. Der Zustand ward täglich ärger, und man hielt das Kind für besessen und rief den Geistlichen. Der befrug den bösen Geist in folgender Weise:

Fr.: Wie kamst du in das Mädchen?

A.: Die alte Kramerin kaufte mich aus Neid um drey Pfennige in den Apfel, wovon das Mädchen aß.

Fr.: Bist du allein?

A.: Jetzt schon: doch waren unser 99; die anderen 98 liegen auf dem Miste, weil die Mutter sie mit dem Kernhause hinauswarf: diese tragen mir nun alles zu, was ausser dem Hause geschieht, darum weiß ich Alles.

Fr.: Du mußt fort: wo willst du hin?

A.: In ein ungebundenes Faß.

Fr.: Was ist das?

A.: Ein Weib ohne Ring.

Fr.: Bestimme einen andern Ort!

A.: In ein Schwein.

Fr.: Warum?

A.: Wenn der Metzger das Schwein sticht, hänge ich mich an das Blut am Messer, und komme so mit dem Messer in den Mund des Metzgers.

Fr.: Suche einen andern Ort!

A.: In eine Schmelcher: die Leute stüren sich damit die Zähne, und ich komme so in ihren Mund.

Da bannte der Geistliche den Teufel aus dem Mädchen heraus bis an die Zungenspitze: weiter ging dieser nicht, und war dabey gar froh, daß er aus dem verwickelten Herzen herausgekommen sey. Der Geistliche hatte übersehen, ihn mit dem gesalbten Finger von der Zungenspitze herabzustreichen.

Man ließ also einen Jesuwiter kommen, der über den Teufel Herr wurde und ihn in das Kühloch hinter dem Kricklhof bey Hirschau, wohin viele Teufel und Geister vertragen werden, verbannte.

8) Bey Hohenburg geschah es in ähnlicher Weise einem schwangeren Weibe, und als sie gebar, war auch das Kind besessen. Der Pfarrer von Wiesenacker betete über Beyde, er konnte aber vorerst nur der Mutter helfen und bestellte daher das Kind auf eine spätere Zeit. Auf dem Heimwege mußte die Mutter mit dem

kranken Kinde über Velburg; aber kein Gasthaus nahm sie auf. Da erbarmte sich ihrer ein Bürger und gab ihnen Nachtherberge. Als die Bäuerin nun dem Kinde am Morgen zu essen gab, kamen die Kinder des Hauses in die Stube: das Wickelkind aber fing zu reden an und sprach: „Ein ungewaschener Mensch ist wie Höhl-hafen-Wasser.“ Wirklich waren die Kinder noch nicht gewaschen.

9) Einer Besessenen bey Schmidmühlen wütete es Löcher in den Leib. Wenn sie zur Beichte ging, fand sie sich erleichtert, ebenso wenn ihr die Leute Weihwasser reichten; gar oft aber rief sie den letzteren zu: „Ist eine ungewaschene Hand hineingekommen, hat die Weihe genommen.“

Wieder eine Andere schrie, als man dort auf dem Kreuzberg ein Paar einsegnete, die Worte hinein: „Hochzeitleute, wenn sie tanzen, werf ich meinen Samen — der Unzucht — darunter.“

§. 16.

Der Teufel und der Besenbinder.

Es war einmal ein Förster, der hat seinen Wald nicht mehr überkommen können, es ist ihm allzuviel Holz gestohlen worden. Darüber hat er so geflucht, bis der Teufel kam und ihn frug, was ihm fehle. Kömmst mir gerade recht, antwortete ihm der Förster, den Wald übergebe ich dir und alle Leute, die da stehlen.

Der Teufel ging nun in den Wald wie der Förster

und erwischte sogleich und zunächst einen Besenbinder, der Birkenreiser schnitt. Halt, du gehörst mir, schrie der Teufel, und packte den Besenbinder beym Schopf. Der aber fiel auf die Knie, und bat, ihn nur diesesmal laufen zu lassen, Weib und Kind zu Hause müßten sonst verhungern. Da sagte der Teufel: „Weißt was, in drey Dingen mußt Du mit mir eine Wette eingehen; gewinnst du sie, sollst du frey von dannen gehen. Zuerst mußt du mit mir in die Wette laufen.“ Recht, sagte der Besenbinder, aber meinen Alten mußt du auch mitlaufen lassen. Zunächst in der Staude saß aber ein Hase. Der Teufel lief, der Besenbinder klopfte auf die Staude und der Hase sprang heraus und lief dem Teufel voraus.

Jetzt, sagte der Teufel, mußt du mit mir auf einen Baum steigen: wer zuerst oben ist, der gewinnt. Recht, erwiederte der Besenbinder, aber meinen Jungen mußt du auch mitsteigen lassen. Da standen zwey dürre himmelhohe Bäume: im Busche aber saß ein Eichhörnchen.

Der Teufel fing zu steigen an, der Besenbinder stieß in den Busch und das Eichhörnchen sprang flugs zu höchst auf den dürren Baum, dem Teufel weit voraus.

Jetzt, sagte der Teufel zornig, mußt du diese Eisenkugel höher werfen als ich. Er nahm nun die Kugel und warf sie so hoch, daß sie über die Wolken hinauf fuhr, und als sie niederfiel, ein Loch in den Boden schlug. Der Teufel grub sie heraus und gab sie dem Besenbinder in die Hand, damit er werfe. Der aber

konnte sie kaum in der Hand halten, so schwer war sie. Heiland der Welt, rief er voll Angst, hilf, daß die Kugel über den Wolken hängen bleibt! Halt, schrie der Teufel voll Entsetzen, gib mir meine Kugel wieder, ich dürfte ohne sie nicht mehr in die Hölle, und lief davon. Neuenhammer.

§. 17.

Der Schmid und der Teufel.

Es war einmal ein Schmid, dem es sehr schlecht ging. Zu dem kam ein Geselle und bat um Arbeit; es war eben zu der Zeit, wo Unser Herrgott noch auf der Welt war. Der Schmid nahm ihn auf, obwohl er keine Kunden und nichts zu thun hatte. Der Geselle war aber so geschickt, daß der Meister bald die ganze Gegend zur Kundschaft erhielt. Denn wenn ein Pferd zum beschlagen kam, so ging der Geselle hin, schnitt dem Pferde den Fuß ab, der beschlagen werden sollte, legte ihn auf den Ambos, machte das Eisen daran und hielt dann den Fuß dem Pferde wieder hin, und er war angeheilt.

Endlich machte der Geselle Feyerabend. Der Schmid aber wollte ihn nicht entlassen. Da sagte er zum Meister: „Ehe ich gehe, kannst du dir drey Wünsche thun.“

Der Schmid wünschte nun, und sagte: „In meiner Schmide habe ich, wie du weißt, einen Sack hängen, in welchen ich die alten Nägel hineinthue. Die Bauern

stehlen sie mir aber meistens wieder heraus. Ich will nun, daß, wer wieder hineinlangt, um Nägel herauszunehmen, die Hände nicht wieder herausbringe."

Dieses soll geschehen, sagte der Geselle.

Dann weißt du, daß die Bauern immer an den Kühlstein hinanpissen: ich will nun, daß jeder, der sich hinstellt, nicht mehr weg kann, sondern stehen bleiben muß.

Das soll auch geschehen, erwiederte der Geselle.

Endlich habe ich in meinem Garten einen Apfelbaum, auf dem alle Jahre die schönsten Aepfel wachsen, aber nicht für mich, sondern für die Diebe, welche sie stehlen: ich will daher, daß wer auf den Apfelbaum hinaufsteigt, nicht mehr herunter kann.

Auch das soll erfüllt werden, antwortete der Geselle, und damit ging er fort.

Mit dem Gesellen war aber auch das Glück von dem Schmid gewichen, und er gerieth wieder in so grosse Noth wie vorher. Da ging er einesmals hinaus auf das Feld, und zerbrach sich den Kopf, was er denn anfangen sollte, um Weib und Kind zu ernähren. Während er so nachdachte, begegnete ihm ein grünes Männchen und frug ihn, worüber er denn so tiefsinnig nachdenke. Da erzählte ihm der Schmid von seiner Noth. „Weißt du was," begann das Männchen, „wenn du mir in dieses Buch hineinverschreibst, was du zu Hause nicht weißt, so gebe ich dir Geld, so viel du brauchst; in sieben Jahren hole ich mein Theil."

Der Schmid besann sich nicht lange und unterschrieb sich in das Buch, erhielt Geld, so viel er brauchte und

ging voll Freude nach Hause, um seinem Weib zu erzählen, wie glücklich er gewesen sey.

Die Frau aber fing zu weinen und zu klagen an: denn sie war schwanger, und der Mann wußte es nicht.

Der Schmid aber achtete indessen gar wenig darauf und dachte, kommt Zeit, kommt Rath, — stellte wieder Gesellen ein und ward ein reicher Mann.

Die Frau genas unterdeß eines Knäbleins. Wie sieben Jahre um waren, meldete sich der Teufel und sagte zum Schmid: „Du weißt, was du unterschrieben hast; die Zeit ist um, ich hole mein Pfand."

Die Frau aber liebte ihr Knäbchen um so mehr, als es schon im Mutterleib dem Unglück anheimgegeben war, und erhob solches Jammern und Wehklagen, daß der Schmid sich entschloß, statt seines Kindes mit dem Teufel zu gehen.

Dem Teufel war es gleich, wenn er nur eine Seele hatte. Der Schmid aber richtete seine Sachen zusammen, nahm Abschied von den Seinen und ging mit dem Teufel. Als sie einige Schritte vor dem Hause waren, sagte der Schmid: „Lieber Teufel, ich habe etwas vergessen. Sey so gut, und gehe in die Schmide und bringe mir das, was in dem Säckchen an der Wand aufbewahrt ist."

Der Teufel that ihm zu Willen, wollte aus dem Säckchen das Verlangte herausholen, konnte aber seine Hand nicht mehr wegbringen. Und der Schmid rief seine Gesellen, und sie schlugen nun so lange mit ihren Hämmern auf den armen Teufel los, daß dieser bat,

sie möchten aufhören: er wolle gerne allein gehen und nicht wieder kommen. So liessen sie ihn los. Wie er nun in die Hölle kam, frug ihn der Oberste der Teufel, wo er denn den Schmid habe. Da erzählte der Teufel, wie es ihm ergangen sey und wie er von Glück zu sagen habe, losgekommen zu seyn.

Nun schickte der Oberste der Teufel einen Zweyten, den Schmid zu holen. Dieser kam zum Schmid und sagte: „Du weißt, was du unterschrieben hast, Meister: mach dich also reisefertig."

Der Schmid richtete sich wieder zusammen und ging mit dem Teufel. Vorerst aber bat er den Teufel, er möchte in das Säckchen langen, und ihm herausholen, was darin verborgen wäre. Der Teufel aber hatte vom Obersten der Teufel den Auftrag erhalten, ja nicht in das Säckchen zu langen; er that es daher nicht.

Da bat ihn der Schmid, er möchte dann doch ein wenig auf den Kühlstein stehen, derweil er selbst zum Säckchen gehen und das Vergessene herausnehmen wolle.

Der Teufel that, wie ihn der Schmid ersucht. Kaum aber stand er auf dem Steine, so rief der Schmid seine Gesellen und schlug mit diesen so lange auf den Teufel, bis dieser sagte, er wolle nichts mehr, man möge ihn nur laufen lassen.

So ließ man ihn gehen. Wie er nun in die Hölle kam, frug der Oberste der Teufel, wo er den Schmid habe. Da nun dieser gleich dem ersten nur von Schlägen zu vermelden wußte, die er empfangen hatte, so wurde ein dritter Teufel abgeordnet, den Schmid zu holen,

dabey aber gewarnt, ja nicht in das Säckchen zu greifen und auch nicht auf den Kühlstein zu stehen.

Wie er nun zum Schmid kam, sagte er: „Meister, du weißt, was du versprochen hast. Richte dich, du mußt mit.“ Der Schmid erwiederte ihm, daß er schon gehen wolle, er möge nur vorerst aus dem Sacke die Nägel herausnehmen, und da er nichts ausrichtete, so ersuchte er ihn, auf den Kühlstein zu stehen, und da auch dieses vergebens war, so mußte er wohl mit dem Teufel auf den Weg. Als sie nun durch den Garten gingen, kamen sie an dem Apfelbaume vorüber. So sagte der Meister: „Lieber Teufel, steig mir doch noch zu guter Letzt auf den Baum hinauf und thue mir einige von seinen schönen Aepfeln herab.“ Der Teufel war ihm zu Gefallen, und stieg auf den Baum. Der Schmid aber rief seine Gesellen, und schlug mit diesen auf den Teufel, der nicht mehr herab konnte, ärger ein als auf die ersten Zwey. Endlich bat der Teufel, sie möchten ihn nur auslassen, er komme gewiß nicht mehr. Da liessen sie ihn fort.

Der Oberste der Teufel ward zornig, als er das Schicksal des dritten Abgesandten vernahm und machte sich selbst auf, den Schmid zu holen. Da rieth ihm der erste Teufel, ja nicht in das Säckchen zu greifen, und der zweyte, ja nicht auf den Kühlstein zu treten und der dritte, ja nicht auf den Apfelbaum zu steigen.

Also kam der Oberste der Teufel zum Schmid und sagte: „Meister, mach' und pack' zusammen: jetzt mußt du mit. Deine Sachen helfen dir nichts mehr.“ Da

nahm der Schmid seinen Ranzen und ging mit dem Obersten der Teufel. Eine Weile waren sie gegangen, da begegnete ihnen ein Priester, der zu einem Kranken den Leib des Herrn brachte. Voll Angst bat der Teufel den Schmid, ihn doch in den Ranzen schliefen zu lassen, bis der Priester vorüber wäre. Der Schmid that so, ging aber statt vorwärts, nun rückwärts wieder nach Hause, legte den Ranzen auf den Ambos und schlug mit seinen Gesellen um die Wette darauf los, bis der Teufelfürst versprach, ihn in Ruhe zu lassen.

Wirklich hatte der Schmid nun Friede. Endlich starb er und wollte in den Himmel. So sagte Petrus zu ihm: „Du hast dich ja dem Teufel verschrieben: du gehörst also nicht in den Himmel, sondern in die Hölle.“

Da ging der Schmid in die Hölle. Wie er aber die Thüre öffnete und hineinsah, so schlugen ihm die Teufel, die ihn kannten, die Thüre vor der Nase zu; sie meynten, der wäre denn doch gar zu grob, als daß sie ihn aufnehmen könnten: er würde es ihnen am Ende wieder so arg machen, wie er schon vordem auf Erden dreyen, und selbst dem Obersten von ihnen gethan.

Da ging nun der Schmid wieder vor die Himmelsthüre und weil er nicht hineindurfte, blieb er heraussen stehen. Er hörte aber durch die Thüre, daß Unser Herrgott eben auf der Jagd sey, und da zu derselben Zeit auf der Welt eine Frau im Baden ertrunken war, und so ganz nackt daher kam, nahm er sie auf die Schulter und trug sie vor die Himmelsthüre und klopfte an. Da frug St. Petrus, was es gebe. „Ich bringe

die Wildsau, die gerade Unser Herrgott auf der Jagd geschossen hat," sagte der Schmid, und der Himmelspförtner machte auf und ließ ihn ein.

Bald darauf kam Unser Herrgott von der Jagd zurück, und sah den Schmid und zankte den Petrus, daß er ihn eingelassen hätte, und befahl, ihn wieder hinauszuschaffen. Der Schmid aber besann sich nicht lange, warf seinen Ranzen hin und setzte sich darauf, indem er sagte: „Hier sitz' ich auf meinem Gut, will sehen, wer mich hinausthut?"

Da klagte es Petrus Unserem Herrgott, daß er den Schmid nicht mehr hinausbringe. So sagte Unser Herrgott: „Jetzt halten wir einen großen Umgang und dem Schmid gibst du die Fahne, daß er voran gehen muß. Ist er dann zur Thüre draussen, so mache diese nur schnell zu, damit er nicht mehr herein kann."

St. Petrus that Alles getreulich, und der Schmid muß nun immer zwischen Himmel und Hölle herumgehen, und heißt auch bey einigen der ewige Jude. Ebnat.

§. 18.

Der Mühlknappe und der Teufel.

1) Bey Ebnat ist eine Mühle, wo kein Knecht mehr bleiben konnte; denn wenn sie bey der Nacht mahlen wollten, jagte sie ein Geist davon.

Da kam ein Mühlknecht mit Violin und Klarinett auf die Mühle, und bat um Arbeit, und der Müller behielt ihn, weil er stark war.

Schon die erste Nacht mahlt er; um 11 Uhr kömmt ein grüner Jäger zu ihm herein. Er fragt ihn: Woher? Der Jäger schweigt. Da fängt der Knappe zu geigen an, und gibt dann dem Jäger die Violine und heißt ihn auch geigen. Der Jäger schwieg und seine Hand war steif. Da nimmt der Mühlknecht den Schraubstock und steckt dem Jäger die Finger hinein.

Dieser fing nun erbärmlich zu schreyen an. Doch der Mühlknappe ließ ihn nicht los, bis er versprach, die Mühle von nun an in Ruhe zu lassen. Wo willst du hin, frug er den Teufel. „In den Weiher!" Nein: der gehört dem Müller. „In den See!" — So fuhr der Teufel in den See.

Zum Lohne bekam der muthvolle Mühlknappe des Müllers artig Töchterlein zum Weibe.

Einmal fuhren sie auf dem See. Da sieht er an einer Stelle das Wasser aufwallen und schäumen. Er gedachte nun des Teufels, nimmt sein Weib, stellt es auf den Kopf, und schreyt zur wogenden Stelle hin: „Wart nur, hier ist mein Schraubstock."

Sogleich ward das Wasser ruhig. Ebnat.

2) Es war einmal ein Mühlknappe auf der Wanderschaft. Auf dem Wege gesellte sich Einer zu ihm und sie gingen zusammen. So kamen sie auf eine Mühle und der Knappe sprach um Arbeit zu; der andere desgleichen. Der hatte aber kein Wanderbuch und sagte, wenn man ihm nicht glaube, wolle er beweisen, daß er ein gelernter Müller sey. Er setzte sich nieder, nahm ein Stück Holz auf das Knie und hieb mit dem

schneidigen Beile den Kampen zu, daß Alle glaubten, er müsse sich in das Bein hauen. Er war aber sehr bald fertig und als er aufstand, war Bein und Beinkleid unversehrt. So gingen sie wieder fort, und als es gegen die Nacht ging, sagte der Geselle: „Wir bleiben bey jenem Bauern über Nacht, auf dessen Düngerstätte wir schwarze Hennen antreffen werden." Wirklich kamen sie bald zu einem Hofe, vor welchem auf dem Miste schwarze Hennen, der Gockel in der Mitte, sich breit machten. Sie treten ein, aber auch in der Stube war eine Steige voll Hühner. Der Mühlknappe frug verwundert, warum man denn nicht auch die schönen schwarzen Hennen draussen herein nehme. Die Hausleute aber wußten Nichts darum. Da ward er scheu und verließ in der Frühe das Haus, ohne von dem Gesellen, der sicher der Teufel war, Abschied zu nehmen. Tiefenbach.

§. 19.

Des Teufels Bart.

Ein Bauernmädchen, reich und schön, war so stolz, daß sie jeden Freyer mit einem Korbe entließ: keiner war ihr vornehm genug. Da hing sich Einer an sie, man wußte nicht woher, aber er gab es groß. Weil er aber rothen Bart und hellgrünen Rock trug, nannten ihn die erbosten Bauernbursche schlechtweg den „Eisvogel." Darüber ärgerte sich das Mädchen gewaltig, und als einmal der Geliebte bey ihr eingeschlafen war, nahm

sie eine Scheere und schnitt ihm den Bart wurzweg. Da flog Feuer aus dem Bart und versengte ihr das Gesicht, daß es zeitlebens schwarz blieb. Der Jäger aber brüllte und lief davon — es war der Teufel selber. Neuenhammer.

§. 12.

Wo der Teufel nicht hinmag, schickt er ein altes Weib.

Den Teufel verdrießt bekanntlich nichts mehr, als wenn zwey Eheleute glücklich miteinander leben.

Nun lebte auf dem Schellenberge ein Förster recht einträchtig mit seinem Weibe: er war aber gar gestrenge im Dienste, und mißhandelte einst ein altes Weib, welches Holz stahl. Voll Rache ging sie heim und überlegte schon auf dem Wege, was sie dem rohen Manne anthun solle. Da bekommt ihr ein Jäger: der fragt sie, was sie denke. Sie offenbarte ihm ihren Zorn. Der Jäger gab ihr Recht und versprach ihr, wenn sie ihre Rache gut ausgeführt hätte, ein paar Pantoffel zum Lohne. Die Alte nimmt nun ein langes Messer und legt es dem Förster unter das Kissen in's Bett; als er von der Schenke betrunken heimkehrte, paßte sie ihn ab, und sagte ihm, sein Weib wolle ihn heute Nacht umbringen: schon habe sie das Messer unter das Bett versteckt. Er will es nicht glauben, findet aber das Messer. Nun ging die Alte zu seiner Frau und meldete ihr, der Mann wolle sie heute Nacht er-

stechen: schon habe er das Messer unter das Bett versteckt. Wie die Frau in's Bett geht, sucht sie nach dem Messer: der Mann glaubt nun wirklich, sie wolle ihn umbringen, springt heraus und rauft sich mit seinem Weibe herum. Von nun an hausen sie nicht mehr gut. Die Alte aber war noch nicht zufrieden: sie verschaffte dem Förster ein Blendwerk, in welchem er sein Weib in Untreue zu überraschen glaubte; wüthend jagt er dem Scheinbilde den Hirschfänger durch den Leib. Zu Hause aber findet er seine Frau tod im Bette.

Nun ging die Alte in den Wald an den bestimmten Platz, um ihren Lohn zu holen. Der Teufel aber hielt sich ferne von ihr und reichte ihr die Pantoffel an einer Stange über den Bach hinüber: sie war ihm zu schlecht. O. Bernried.

§. 21.

Teufels Dank.

1) Der Teufel kann es Niemanden zu Recht machen: auch für den Fall, wo er warnend oder helfend auftritt, ärntet er nur Undank.

2) So war eine Dirn auf dem Wege nach Schloß Frauenstein, als die Herrschaft noch war, um dort Dienste zu nehmen. Auf dem Wege begegnet ihr ein grüner Jäger und warnt sie, nicht auf das Schloß zu gehen, es wäre ihr Unglück. Die Dirne achtete aber der Rede nicht und trat auf dem Schlosse in Dienst.

Nach Verlauf eines Jahres war sie wieder auf

demselben Wege, aber vom Schlosse herab; sie hatte dort ihre Unschuld verloren und ging, die sichtbaren Folgen zu verbergen. Da bekommt ihr wieder derselbe Jäger; sie erkennt ihn und klagt ihm ihr Unglück, und weint, daß sie der Teufel in das Schloß geführt habe. Darauf gab ihr der Grüne einen derben Schlag in's Gesicht mit den Worten: „Nicht der Teufel hat dich auf das Schloß geführt; weißt du nicht, daß ich hier vor Jahr und Tag dich gewarnt habe?"

3) Wieder einmal reisten U. L. Herr und der Teufel mitsammen. Die Leute des Weges thaten vor Unserem Herrgott ehrfurchtsvoll den Hut ab, und jedesmal bleckte der Teufel die Zähne dazu U. L. Herr aber ermahnt ihn seiner Bosheit gegen die Menschen, worauf der Teufel sich entschuldigte mit der Bosheit der Menschen gegen ihn, welche vor ihm noch niemals den Hut abnehmen würden. Wieder bedeutet ihm der Herr, er möge gegen die Menschen freundlich seyn: so er ihnen Gutes erwiesen, würden sie auch ihm dankbar seyn. Der Teufel aber widersprach geradezu und ließ es auf eine Probe ankommen.

Auf dem Wege sahen sie einen Bauer seine Kühe auf der Wiese weiden. Da vermochte der Teufel U. L. Herrn, die Kühe in den Graben zu werfen. Sogleich schrie der Bauer: „Was für ein Teufel muß hier wieder seine Hand im Spiele haben" — und lief fort, um Leute zu holen, welche ihm die Kühe aus dem Loche brächten. Mittlerweile half aber der Teufel ihnen heraus, und wie der Bauer zurückkehrte und seine Kühe

auf der Wiese grasen sah, rief er: „O du lieber Herrgott, wie danke ich dir!“

So hatte der Teufel bewiesen, daß er es bey den Menschen nie zu Ehren bringen könne. Neustadt.

§. 22.

Teufels-Wetten.

Ein Bauer litt starke Anfechtung von einer Scheuer aus Eichenholz, die er gar zu gerne gehabt hätte. Da stellte sich der Teufel vor ihn hin und bot ihm eine Wette um seine Seele, daß er für ihn die gewünschte Scheuer bis zum nächsten Hahnenruf fertig haben werde, und der Bauer ging darauf ein, weil er das Ding für unmöglich hielt. In der Nacht aber hörte er Holz abladen, Holz aushauen, sägen und hämmern; da wurde ihm etwas bange. Als er aber gar hörte, wie die Zimmerleute riefen: „So, jetzt heben wir das Dach!“ gerieth er in grosse Angst und fing zu seufzen an. Das vernahm das Weib an seiner Seite und frug nach der Ursache. Schnell sprang sie aus dem Bette auf, nahm den Hahn aus der Steige und stellte ihn an's Fenster gegen die Lichten, und der Hahn krähte der Helle entgegen. Mit Lärmen entwich der Teufel und hinterließ die Scheuer fertig bis auf das Thürchen. Doch sollte der Bauer dieses nicht einsetzen können. Denn so oft er eines machen ließ, immer ward es zerrissen und hinweggeschleudert. Schlammersdorf.

Ein anderer Bauer wettete mit dem Teufel, daß er

doch nicht alle Vögel kenne, die Gott erschaffen habe: es wäre ein Vogel, den er gewiß nicht kenne. Der Teufel erbat sich, den Vogel bis zur nächsten Morgenlichte auf einem Baume zu sehen. So legte der Bauer Mehltaig über sein Weib und drauf Federn, daß sie ganz befiedert aussah und setzte sie auf den Baum. Und wie der Teufel kam, sah er oft und lange hinauf, aber diesen Vogel hatte er noch nie gesehen. So verlor er die Wette. Ebendort.

§. 23.

Der Teufel muß grasen.

Der Teufel und St. Peter gingen über Land. Da kamen sie an zwey Flachsäcker; der eine war voll Unkraut, der andere frey davon. St. Petrus wollte dessen die Ursache wissen und sein Reisegefährte sagte: „Die Bäuerin, deren Leinfeld so rein steht, hat den Leinsamen durch die Wagennabe laufen lassen: daher muß ich statt ihrer das Unkraut jäten; die andere Bäuerin aber glaubt nicht daran, darum gedeiht ihr Flachs nicht.“ Waldkirch.

Ein Geistlicher ging in den Feldern lustwandeln und sah auf einem Flachsacker den Teufel Flachs jäten. Befragt um den Grund, sagte dieser aus, daß er gezwungen sey, so zu thun, weil die Bäuerin vor dem Säen den Lein durch die Wagennabe habe laufen lassen. So ging der Geistliche und holte die Bäuerin und diese sah zu ihrem Schrecken, welchen Knecht sie



sich eingestellt, und ließ fortan von ihrem Aberglauben. Neuenhammer.

§. 24.

Salomo und der Teufel.

Salomon wollte dem Teufel nicht glauben, daß, was zusammengehört, zusammenmuß, d. h. daß die Ehen zum voraus bestimmt seyen. Der weise König aber unterhielt grosse Waisenhäuser und übergab daraus dem Teufel, der ihm unterthan war, ein Mädchen mit dem Auftrage, sie auf eine unbewohnte Insel im Meere zu bringen und dort zu bewachen: das Essen könne er aus der Hofküche holen. Da führte der Teufel das Mädchen hinaus und baute ihr, die ganz nackt war, ein artiges Häuschen auf einen Baum und wartete ihrer nach Pflicht. Als sie aber mannbar wurde geschah es, daß ein Schiff an der Küste scheiterte und sich nur der Herr desselben retten konnte. Als dieser das Häuschen sah, stieg er auf den Baum, ward aber von dem Mädchen abgetrieben. Da kleidete er sich wie sie war und wurde nun eingelassen, und Beyde lebten nun zusammen wie Mann und Weib und bekamen nach und nach drey Kinder. Der Koch aber beschwerte sich bey Salomo, daß er dem Teufel seit geraumer Zeit nicht genug Essen reichen könne. Ließ also der König den Teufel kommen. Der aber fuhr statt der Antwort ab und holte das Häuschen, und stellte es mit seinem Inhalte zu Füssen seines Herren. So hatte er seinen Ausspruch bewiesen

und es heißt noch jetzt: „Wer zusammengehört, muß zusammen, und sollte sie der Teufel auf seinem Schubkarren zusammen fahren.“ O. Bernried.

§. 25.

Heidnische Seite des Teufels.

Das Volk glaubt wirklich noch, daß es einen Teufel gebe. Die Aufklärung hat zwar dekretirt: „Der Teufel hat aufgehört zu existiren.“ Das Volk aber hat diesen Beschluß mit auffallender Kälte vernommen und nicht als rechtskräftig erkannt, und auch der Teufel ist dadurch nicht ausser Fassung gekommen und scheint gerade jetzt nach der Ansicht des Volkes seine Hand noch mehr bey menschlichen Händeln im Spiele zu haben als ehedem.

Wie schon mehrfach erwähnt, sind die Götter der Germanen, um den neuen Christen Abscheu vor ihnen einzuflößen, zu Teufeln herabgesunken, nicht minder die Halbgötter, Riesen und Zwerge, wenn es auch bey diesen nicht so ausgeprägt erscheint. Das Reich des Teufels ist somit ein weites geworden, da er zu seinem Anhange aus der Engel- und Menschenwelt das ganze Gebiet der heidnischen Götterwelt einbekommen hat. Damit selbst der Name der Götter verklinge, darf man den Teufel nicht bey seinem Namen nennen. Darin liegt der Grund des Vergessens der Eigennamen mythischer Gestalten beym Volke, welches sich fortan mit Gattungsnamen und Umschreibungen zu behelfen hatte. Möglichst habe ich mich bemüht, Eigennamen von Göttern,

Wasserfrauen, Riesen, Zwergen u. s. w. zu erforschen, vergebens.

So wird der Teufel nach einer Seite hin Stellvertreter der Götter, und alles, was zwischen diesen und den Menschen in höherer Geltung stand, nimmt den Charakter seines Gefolges an; damit gelangte auch der Teufel zu Thron und Hof und Dienerschaft.

Wie die alten Götter wandelt sich der Teufel beliebig in Gestalten, in'sbesondere in Thiere, welche den Göttern heilig waren, wie in Wodans Raben und Wölfe, Freyrs Schwein, Donars Bock u. s. w. oder nimmt wenigstens Theile davon als Kennzeichen an und deutet damit auf den Uebergang dieser Götter in ihn selber.

Vor Allem ist es Wodan, der das Gewand des Teufels anzieht, und für ihn ziemte es sich auch als Obersten der Götter. Als höllischer Jäger fährt er im wütenden Heere, zeigt er sich den Menschen in grüner Jägerkleidung. Hut und Mantel trägt der Teufel wie sonst Wodan, und wie dieser entführt nun jener die Menschen durch die Lüfte. Der heidnische Gott wie der Teufel verlieren ihre Gewalt beym Tone der Kirchenglocken, da Beyde unmächtig dem Christengotte weichen müssen. Wie Wodan den Mangel des zweyten Auges, deckt der Teufel sein Horn mit dem Hute. — Die verbrecherische Sitte, sich dem Teufel zu verschreiben, liegt wohl schon im Heidentume gegründet, wenn Helden für Sieg sich dem Schlachtengotte in Selbstweihe nach bestimmter Zeit, zu Eigen gaben (at gefaz Odhni). Auch jetzt noch wird der Bund mit dem Bösen auf eine

gewisse Zahl Jahre eingegangen, nach deren Ablauf der Mensch ihm verfällt. Mit Blut muß der Bund mit dem Teufel besiegelt werden, wie sonst durch Blut zwischen Nichtverwandten Bande des Blutes hergestellt wurden. Wer sich dem Teufel verschreibt, ist Wunschsohn des Wodan; denn dieser ist Wunschgott; im Märchen von Schmid und Teufel erscheint der kunstüberlegene Geselle, der dem Meister drey Wünsche erlaubt, unzweifelhaft als Wodan. Auch der Teufel wird vom verblendeten Menschen angerufen, ihm den Wunsch zu erfüllen: denn als Teufel soll jetzt noch Wodan den Wunsch oder Schätze und Glück gewähren. Dafür muß man ihm angehören und so macht sich der Mensch zum Teufelskind. Uebrigens halte ich die Zeit, wo das Christentum in Kampf lag mit dem Heidentum und wohl mancher junge Christ wieder zu dem Glauben seiner Väter zurückfiel, als besonders günstig für das Durchdringen dieser Sitte und ihre Verwerfung als Abkehr von Gott. — Wie Wodan Erfinder des Würfelspieles, ist es der Teufel bezüglich der Karten: die vom Teufel gestifteten Wirthshäuser standen als frühere Herbergen gleich den Heerstrassen wohl auch unter Wodan Schutz. — Dieser ist der Runenkundige gleichwie der Teufel die Zukunft enthüllt und zu enthüllen lehrt, in der Wahrsagekunst. — Zeigt sich der Teufel an gewissen Orten, wie in Wäldern, Höhlen, an Teufelssteinen, mag man auf alte Stätten des Götterkultus rathen, besonders wenn nebenan altergraue Bäume und Wasser sich finden: selbst das steinerne Roß fehlt dabey nicht.

Die Judensteine haben wohl nicht von den Jetten, den Riesen, den Namen, vielleicht von Wodan, fränkisch Gôdan, selbst, oder seinen Priestern, goth. Gudjans. — G und J gehen in einander über, wie jetzt noch Gud = Jude, Geses Christes statt Jesus Christus, Jarkoch statt Garkoch, in nördlichen Mundarten jud statt gut gehört wird.

Neben Wodan steht in zweyter Stelle Donar als Teufel: es scheint, jener sey früher noch zum Bösen geworden als dieser: vielleicht war der Kampf um ihn, als den eigentlichen Volksgott, hartnäckiger; merkwürdiger Weise findet sich auch in den Teufelssagen weniger Anklang an den Donnerer, während er doch sonst überall in Leben und Sitte vortritt. Für ihn galt der Name: Urahnl = Großvater, und Fankerl der Feuerrothe, wie noch jetzt im Nordischen fan = Teufel. Von ihm ist auch der Teufel Wettermacher.

Für den einarmigen Schwert-Gott Tyr findet sich eine Spur, wenn des Teufels einer Arm als kürzer geschildert wird.

Als der wahre Feuerteufel tritt Locki auf: in ihm ist alles Feindselige des Teufels zusammengefaßt und die nächste Berührung mit dem christlichen Satan gegeben: erscheint er doch schon im Heidentum als Widersacher der Götter.

Von den Göttinen hat nur des Teufels Großmutter, die Göttin der Unterwelt, Hel, ihren Platz bey dem Teufel gefunden.

Dem Germanen stand das Weib in solcher Achtung,

daß er es nicht in die Gemeinschaft des Teufels aufnehmen mochte: auf anderer Seite stimmte auch die milde Gesinnung, die Güte und Schönheit der Göttinen weniger zu dem Boshaften, Groben und Häßlichen des Teufels; aber die Hel gehörte dem Götterfeindlichen Riesengeschlechte an. Von der schwarzen Henne, dem heiligen Thiere der Hel, von der rothen, jenem des Donnerers, führt der Teufel den Hahnenfuß, oder auch die ganze Gestalt des Thieres, wenn ich gleich lieber vermuten möchte, daß der rothe Hahn dem Verderber Locki zuständig war.

An die Riesen-Natur des Teufels mahnt sein Schicksal, wenn er vom Menschen um den für seine Dienste versprochenen Lohn betrogen wird: der dumme Riese ist zum dummen Teufel geworden. Wenn ferner der Mensch den Teufel in vielfacher Beziehung zu Schanden macht, ihn sogar mißhandelt, mit Hämmern bearbeitet, so hat schon im Heidentum Thor die Riesen in gleicher Weise bedient. Die Wetten, welche der Teufel eingeht und verliert, sind ächt heidnisch. Wie die drey Wünsche auf Wodan, gehen die drey Wetten auf den Donnerer, mit Bezug auf die Riesen, und wie die grüne Farbe auf jenen, weist die rothe auf diesen.

Der Zug, wonach der Teufel den Bau der christlichen Kirchen stören oder zerstören will, wenn auch ohne Erfolg, ist gleichfalls dem heidnischen Riesen, dem Feinde des Christentumes, der den Schall geweihter Glocken nicht ertragen mag, entlehnt.

Als Zwerg erscheint der Teufel gewöhnlich in grünem, selten in rothem Röckchen, mit einem Hütchen auf dem Kopfe: das Röckchen ist eigentlich eine Kutte, ein Mantelrock, was auf Wodan deutet, besonders, da der Ort des Erscheinens meistens der Wald ist.

Der Name „Alp“ weist auf die elbische Natur des Teufels, mehr noch, als der andere Name: „Schröbl.“

Zweyter Abschnitt.

Teufels Anhang.

I. Teufelsgeister.

§. 1.

Geisterglaube.

Das Volk glaubt durchweg an Geister und ihr Erscheinen, und kein Gelehrter wird ihm diesen Glauben hinwegdemonstriren. In diesem Geisterglauben drückt sich ein tiefes sittliches Gefühl aus, daß dem Bösen nach diesem Leben wird, was er verdient hat, daß es eine Unsterblichkeit der Seele und göttliche Gerechtigkeit gebe. Betont wird hiebey, daß das Böse im Willen liege und somit die Strafe in so lange nicht enden könne, als der Wille — auch bey den Geistern — böse bleibt, daß folglich auch die Verdammten, wenn sie nur wollten, zur Seligkeit gelangen könnten.

Dieses sittliche Gefühl hebt sich noch um eine Stufe höher, indem nach der Anschauung des Volkes die Strafe gerade in dem besteht, worin der böse Wille gefehlt

hat, jedes Verbrechen seine eigene, naturgemässe Strafe aus sich erzeuge.

Darin findet es Genugthuung gegen die, welche es bedrückten, und auch für Jene hat es den Tag der Vergeltung, welche das weltliche Recht nicht erreichte, wie vorzugsweise in früheren Zeiten die Amtleute und Verwalter der Landsassen sich bey ihm gründlich verhaßt gemacht hatten.

Wo ihm der menschliche Richter nicht hilft, legt es getrost sein Anliegen in die Hand des ewigen Richters: „Einmal muß doch Recht werden.“

Von den seligen Geistern weiß das Volk nichts zu erzählen; dagegen sind ihm die Unreinen, die Verdammten, an den Erdkreis gehalten: sie thaten die Werke der Finsterniß und wohnen nun am dunklen Orte, und nicht der Tag, die schwarze Nacht ist ihre Zeit.

Eigentümlich ist es hiebey, wie der reine Mensch bestimmenden Einfluß übt auf die Geister, seyen es die Armen Seelen, für welche er erfüllt, was sie unterlassen, oder gutmacht, was sie verbrochen, seyen es die unruhigen bösen Geister, welche er bändigt, verbannt; — wie hinwiederum die bösen Geister ihrerseits den bösen Menschen zu beherrschen, auf ihr Gebiet hinüberzubringen vermögen.

Da der Geisterglaube auch im Heidentume Wurzel geschlagen, haben sich Anklänge aus jener Zeit beym Volke erhalten, und dieses gerade hier um so mehr, als die Götter und ihre Himmel zu Teufeln und Höllen herabgesunken sind.

Daher das Jagen der Geister, ihre Spiele mit Karten und Kegeln, ihre Gelage, selbst ihr Kämpfen, ähnlich dem fröhlichen Leben der Einherjar in Walhalla.

Nicht minder streifen die Geister an die Elben, wenn sie zur Berathung, zu Tanz zusammenkommen.

Endlich die Farben, in welche die Geister sich kleiden, sind von jenen der Göttin der Unterwelt, der Hel, entlehnt.

Wie jetzt noch die Verdammten, überhaupt die Geister, von den Menschen befragt, zum Zeugniß aufgefordert werden über Geheimniß und Zukunft, hat schon Odin die Vala in der Unterwelt um die Zukunft befragt.

Wenn die Geister wieder gehen, heißt es, kommt eine gute Zeit. Das ist heidnische Anschauung: wenn die alten Götter wieder auferstehen und damit das alte Deutsche Volk, bricht goldne Zeit an. Mit richtigem Takte setzt das Volk den Geisterbann in die Zeit Napoleons: es gab wohl keine Zeit, in welcher der Deutsche so schmählich fremdem Joche erlag, und nicht zu verargen ist es dem Volke, wenn es meynt, es wäre selbst den Geistern unheimlich auf Deutschem Boden geworden.

Dabey ist hervorzuheben, wie das Volk jetzt schon den weltstürmenden Napoleon in das Bereich des Mythischen zieht, noch auffallender, daß ihm der Schwedenkönig, der doch erst zwey Jahrhunderte früher nicht minder sich bemerklich gemacht hat, ganz aus dem Gedächtniß entschwunden ist. Es kennt nur den „Schweden," der seine Burgen, Kirchen und Klöster niedergebrannt hat.

§. 2.

Wesen der Geister.

1) Als die geschaffenen Engel in freyester Willensbestimmung aus Hochmut sich gegen ihren Gott und Schöpfer empörten, in offenen Aufruhr gegen ihn ausbrachen, wurden sie vom Himmel gestürzt und ihre Zahl ist so groß, daß, wenn man sie sehen könnte, Luft und Licht davon verfinstert würden.

Diejenigen von diesen gefallenen Engeln, welche den Plan der Empörung entworfen, fuhren zur Hölle, die ewig währt und sind nun die Teufel; die anderen aber, welche, von den bösen Rathgebern verführt, diesen leichtsinnig gefolgt sind, ohne zu wissen, um was es sich handelte, gelangten im Fallen zur Einsicht, daß ihre That gegen Gott gerichtet sey, bereuten und blieben hängen in der Luft, zwischen Himmel und Erde. So gestraft, aber nicht ewig verdammt, hoffen diese auf Erlösung, und bleiben, was sie sind, bis zum jüngsten Tage. Sie alle werden unter dem Namen Luftgeister vom Volke zusammengefaßt, theilen sich aber wieder in viele Klassen, wie feurige Männer, Landsknechte, Kaltenegger, Hoymänner, Hoyweibchen, Zwerge u. s. w., welche bald mehr bald minder böse erscheinen, je nachdem ihr Wille zu jener That mehr oder minder stark sich ausgeprägt hatte. So gehören die feurigen Männer, die Landsknechte, Kaltenegger, Hoyweibchen zu den besseren, die Hoymänner zu den schlimmeren Geistern. Bärnau. Ebnat. Neustadt.

2) Die Seelen jener Menschen, welche mit Verbrechen belastet in Unbußfertigkeit verharren und so aus der Welt getreten sind, werden gleichfalls zur Hölle verurtheilt und sind nun die Verdammten; die Seelen derjenigen aber, welche sich zwar bey ihrem Ableben mit Gott versöhnt, aber für ihre Sünden nicht Genugthuung geleistet haben, unterliegen zwar auch der Strafe; doch ist diese nur zeitlich. Es sind die Armen Seelen im Fegfeuer.

3) Diese ewig oder zeitlich bestraften Engel- und Menschen-Seelen haben nun öfter die Erlaubniß von Gott, sich zu zeigen, den Menschen zu erscheinen, theils um sie zur Buße zu rufen oder sie zu quälen, theils um von ihnen Hilfe und Erlösung für sich zu erholen.

Sie nehmen zu diesem Behufe Gestalten an von Elementen, wie die Irrlichter, oder von Thieren, oder zeigen sich in einem Scheinbilde ihrer früheren Gestalt. Insoferne nun diese geistigen Wesen in solchen Gestalten dem Menschen sich sichtbar oder vernehmlich machen, heissen sie Geister, Gespenster, und die Thatsache des Erscheinens selbst wird durch den Ausdruck umgehen, regieren, woizn = waizen bezeichnet.

4) Das Volk unterscheidet genau die Arme Seele von den bösen Geistern, und hält unter diesen hinwiederum die Menschenseele von jener der gefallenen Engel in strenger Trennung. — Es rechnet seine alten heidnischen Götter, Halbgötter und Helden bald zu den Teufeln, bald zu den gefallenen Engeln.

Thut es aber auch das Erstere, so schlägt doch jetzt noch das Mitleid vor, welches der bekehrte Germane für seine früher geliebten, nun gestürzten Götter fühlte: damit sie nicht ewig leiden müssen, soll es auch der Teufel, ihre jetzige Metamorphose, nicht. Vielleicht bricht hier noch der Gedanke von Wiedererstehen der Götter aus der Götter-Nacht, dem Weltuntergange, durch. Merkwürdig erscheint es jedenfalls, daß besonders jenen Geistern, welchen mythische Persönlichkeit zu Grunde liegt, gewöhnlich das Gesicht mit Moos oder mit Spinnweben verhüllt ist. Der bekehrte Germane soll seinen Göttern nicht mehr in's Auge schauen: ihr Licht ist erloschen, ihr Bild verhüllt, aber nur bis zur Zeit, wo auch ihnen die Stunde freudiger Wiedergeburt schlägt. Der wahre Teufel trägt seine Fratze offen zur Schau. Dagegen sind Zwerge, Wasserfrauen, Wassermänner, Riesen, nicht verhüllt: sie tragen menschliches Antlitz, oft in höherer Schönheit. Sie müssen also um eine Stufe niedriger stehen als jene, und näher zu den Menschen, deren Umgang sie lieben, sich stellen. — Darum soll auch der Spruch an die Geister lauten: Ich und Du und alle guten Geister loben Gott den Herrn u. s. w., sonst hindert man die bösen Geister, Gott zu loben und erlöst zu werden, worüber die Einen in Wehklagen, die Anderen in Fluchen ausbrechen. Neuenhammer.

Dabey drängt sich noch die Frage auf, ob das Ueberkleidetseyn der Geister mit Moos und Spinnweben nicht einen reelen Hintergrund habe? In beydes kleiden sich

auch alte Bäume. Wir wissen von heiligen Bäumen der heidnischen Germanen, der Eiche des hl. Bonifaz, der Irminsul u. s. w.

Sollten sie Symbole der Götter, welche an ihnen verehrt wurden, gewesen seyn? Noch heute besteht ein solcher Baum-Kultus, indem an merkwürdige Bäume die Bilder der Heiligen befestiget werden.

5) Hier soll vorzugsweise nur von jenen Geistern die Rede seyn, welche Menschenseelen und zwar verdammte sind, nachdem von den einzelnen Klassen der gefallenen Engel und von der Armen Seele im Verlaufe dieser Schrift schon gehandelt wurde.

6) Sonst zeigten sich die Geister aller Orten, nun hat sie der Papst gebannt und so erscheinen sie selten. Doch die Zeit des Bannes läuft bald ab. Sollte man nicht vermeynen, es wäre eine eigene Ahnung im Volke, welche Künftiges voraus erkennen läßt? Der Verkehr mit den Geistern wird jetzt äusserst rege und ganz nach den Gesetzen einer eigenen Wissenschaft betrieben, und es gibt Menschen, welche lieber mit den klopfenden Tischgeistern in Verbindung treten und auf ihre räthselhaften Orakel hören, als mit dem geoffenbarten Worte Gottes sich bekannt machen wollen. Allerwärts hört man von Spuckgeistern. Doch ist ein grosser Unterschied gegen früher. Die Gelehrten vom Fache zwar ignoriren ihr Erscheinen, wie früher, so auch jetzt: was sie nicht anerkennen, existirt nicht: quod non in actis, non in mundo. Derweil läuft Neugier und Verkehrtheit den Geistern nach und sucht sie auf. Was

früher gemieden, weil gefürchtet, verbannt, vertragen wurde, an das ergeht jetzt höfliche Einladung, sich zu zeigen, die Gesellschaft der Menschen ihrer unterhaltenden Gegenwart zu würdigen. Der Waizen blüht.

Dieser oben genannte Bann erfolgte unter Napoleon für eine gewisse Frist; damit sind auch alle dessen Helfer und Helfershelfer in Bann gerathen und alle ihre Schätze, so daß sie der Deutsche (sic) nicht mehr findet. Erst wenn die Geister wieder umgehen, wird eine gute Zeit kommen, wie nach jenem Banne, der in uralten Zeiten einmal schon vom Pabste auf dieselben gelegt war. Bärnau. Seit die Klöster aufgehoben sind, ist die Geistlichkeit gesperrt und darf nicht mehr Teufel und Anhang noch Zauber bannen. Neuenhammer.

7) Zeigt sich ein Geist, so macht man das Benediktenkreuz auf die Stirne, d. h. drey Kreuze der Quere nach, und spricht dazu: „Jesus von Nazareth, König der Juden, walle uns vor dem gehenden und stehenden Tode behüten!“ So wird er ferne gehalten.

Will man wissen, ob es ein guter oder böser Geist sey, so spricht man: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Ein guter erwiedert: „Ich auch.“ Der böse verschwindet.

Alles andere Anreden, selbst Grüßen, wird von den bösen Geistern bestraft, indem sie dem Menschen sogleich aufhugeln und sich oft weit tragen lassen; am andern Tage hat der Wanderer noch die Finger oder die Pratzen auf der Schulter eingebrannt. — Verhöhnen wird mit Ohrfeigen, Würgen, Erdrosseln vergolten.

Haben diese Geister so einen Menschen verführt oder verletzt, oder in den Tod gebracht, so lassen sie höhnisches Lachen erschallen.

Nur weisse Geister darf man ungescheut ansprechen.

Unter den Menschen sind die Sonntagskinder, besonders die am weissen Sonntage Gebornen, vor Allen befähiget, Geister zu sehen.

8) In Gegenwart von Geistern, besonders von bösen, darf man nicht umschauen. — Ein Geselle ging Nachts durch den Wald: da stand eine Gestalt vor ihm so groß wie ein Backofen. Jener machte das Benediktenkreuz, und der Geist stellte sich nun hinter ihn. Doch blickte der Geselle nicht um. Da rief der Geist: „Um schau!" Der Geselle folgte nicht. Darauf fuhr ihn jener an: „Es ist dein Glück, daß du nicht umgesehen, ich hätte dir den Hals umgedreht!" Neustadt.

Ist man absichtlich oder durch Zufall an ihren Aufenthaltsort gekommen, darf man nicht anders als rückwärts zur Thüre hinaus oder sonst davon gehen: ausserdem ist man ihnen verfallen.

Man kann auch Geister erscheinen machen, durch Beschwörung. Die Familie aber, welcher der beschworene Geist angehört, stirbt bald aus.

9) Hat man einen Geist gesehen oder gehört, muß man drey Tage davon schweigen, sonst erlangt er Gewalt über den Menschen. Neuenhammer.

10) Die Zeit ihres Erscheinens ist die zwölfte Stunde bey Tag oder Nacht, oft auch die Dämmerung, am häufigsten die Mitternachtsstunde. Den Geistern

gehört die Nacht, den Menschen der Tag zu ihrem Treiben.

Am Allerseelen-Abende müssen sich alle Geister zeigen, welche nicht selig sind, ebenso am Jahrestage ihrer Verbrechen.

11) Die Geister haben ihren gewissen Ort, wo sie sich zeigen: sie entfernen sich nie weit davon und kehren immer wieder dahin zurück. Begegnet ihnen auf ihrem Wege ein Mensch, bringen sie auch diesen zum fruchtlosen Wandern, indem sie ihn verführen. Neunburg.

Ihr Aufenthalt ist gewöhnlich da, wo sie ein Verbrechen begangen haben oder am Leben verunglückt sind. Doch setzt laufendes Wasser ihren Schritten ein Ziel, oft auch ein Kreuzweg, ein Marterl u. s. w.

Man kann ihnen aber auch einen bestimmten Wohnort anweisen, den Verdammten nämlich, durch Priester und Feilenhauer. Dieses heißt bannen und vertragen.

12) Die Geister erscheinen nicht immer in derselben Gestalt: sie wechseln dieselbe. So werden die kleinen Irrlichter oft zu grossen Feuersäulen, wobey gewaltiger Wind sich erhebt, wie im Pullenreuter Walde bey Ebnat. Verdammte Geister verwandeln sich plötzlich in wilde und verabscheute Thiere, besonders von schwarzer Farbe, wie Raben, Krähen, Schweine; Erlösungsfähige hingegen in Thiere von milderer Gesinnung, wie Kröten, Tauben, z. B. am Weiher zwischen Kulz und Thannstein, überhaupt in Hausthiere, wie Hunde, Katzen, Schafe u. s. w.

Man hat dieses auf einen Glauben an die Seelenwanderung gedeutet: wenn man aber erwägt, daß es sich hier nur um geisterhafte Thiergestalten handelt, und diese eigentlich nur Ausdruck, Symbol, der Richtung des Geistes während seines Wohnens im menschlichen Leibe seyn sollen, wie denn um Neuenhammer die gute Seele als weisse Taube, die böse als schwarze Krähe dem Leibe entfliegt, möchte man wenigstens die indische Seelenwanderung herbeyzuziehen vorerst noch Anstand nehmen. — Wird der lebende Mensch schon oft mit dem seiner sittlichen Richtung entsprechenden Thiere verglichen, um wie viel mehr wird die abgeschiedene Seele das Bild davon annehmen!

Nur die Kröte möchte billigerweise eine Ausnahme machen: diese gilt auch jetzt noch dem Volke in ihrer leiblichen Gestalt als Arme Seele. Aber dieser Fall steht so vereinzelt da, daß man von ihm aus keinen allgemeinen Schluß zu ziehen wagen möchte.

13) Erscheint ein Geist in menschlicher Gestalt, so ist auf Erlösung für ihn noch zu hoffen; der frühere oder spätere Zeitpunkt derselben hängt von der lichteren oder dunkleren Umhüllung des Geistes ab. Von weissen Geistern hat man nichts mehr zu befahren: sie stehen schon der Seligkeit nahe. Ein schwarzer Geist geht der Fähigkeit der Erlösung entgegen, so wie er einen grauen Fleck bekommt. Dieser dehnt sich allmälig weiter aus, bis die ganze Gestalt grau wird: dann zeigen sich immer mehr weisse Flecken, bis endlich alles Dunkel verschwindet.

Sie zeigen sich dabey entweder in einer Hülle, welche ihre ganze Gestalt bedeckt, oder in der eigenen Kleidung ihrer Zeit.

Ihre Bewegung ist eine schwebende: sie schreiten nicht: oft ziehen sie einen Fuß nach, schleifen ihn auf dem Boden, oder stossen ihn mit einem Schalle, der von Holzschuhen zu kommen scheint.

Die Nähe der Geister wirkt kalt: eisiger Hauch geht von ihnen aus: zugleich aber glühen sie und hinterlassen die Brandmale an den von ihnen berührten Gegenständen.

Häufig fehlt den Geistern der Kopf: sie wollen sich nicht erkennen lassen oder ihren gewaltsamen Austritt aus der Welt dadurch anzeigen. Stellenweise möchte dieses auf eine Opferstätte hinweisen, wo Menschen und Thiere den Göttern geschlachtet wurden.

Manche Geister fahren in Wagen, von Rossen gezogen, oder reiten auf Pferden — vielleicht Nachklänge der ehemaligen Verehrung wagenfahrender und reitender Gottheiten, oder des Glaubens, daß die Seelen der Verstorbenen den Weg zur Unterwelt in Wagen oder zu Pferde machten; es hängt hier viel vom Orte ab, welcher hiebey in Frage kommt.

Manche Geister lassen sich bloß sehen, andere nur hören oder fühlen: die Aeusserungsfähigkeit hängt von den Geistern und Menschen zugleich ab. Nicht alle Geister offenbaren sich und nicht alle Menschen unterscheiden sie.

Nicht selten erscheinen sie dem Menschen während

des Schlafes: sie beugen sich über denselben hin und bringen ihn so zum Erwachen.

Böse Geister lärmen, gute seufzen.

14) Wie die klassischen Völker ihre Helden und Fürsten in den Göttersaal versetzten, so das Volk seine Bedrücker unter die Verdammten. Besonders sind es plackerische Gutsherrn und ihre Beamten, Amtleute und Schergen, dann Jäger, welche als Verdammte ohne Rast und Ruhe umziehen an dem Orte ihrer gottlosen Thätigkeit. Die Gutsherrn machen die Trümmer ihrer Schlösser unsicher, die Amtleute und Schergen werden vertragen, die Jäger müssen ohne Aufhören jagen. Diese Geister können sich nämlich auch jetzt nicht einer gewissen Thätigkeit enthalten, womit sie sich einst schwer versündigten. So blättern die Geister von ungerechten Richtern und Verwaltern in Akten, die Marksteinverrücker tragen ihre Marken, Sonntagsschänder vollziehen noch als Geister den knechtischen Dienst, womit sie den Tag des Herrn entweiht hatten; Priester, welche auf den Teufel tauften, müssen als Geister die Taufe wiederholen; Geizhälse bewachen den Ort, wo sie ihre Schätze vergruben, und kindermordende Hebammen beweinen als Klagemütter den Tod der Kleinen.

Das Volk übt so seine eigene Art von Justiz. Auch solche, welche im Handel und Wandel betrogen, gehören zu den Verdammten: denn: „Ungerecht Maß und Gewicht kommt vor Gottes Gericht.“ Daher findet sich die Sage von umgehenden Wirthen und Krämern an gar viele Orte gebunden.

15) Selbstmörder gehören gleichfalls zu den Verdammten: wo sich einer ermordet hat, sitzt eine schwarze Henne oder Krähe auf dem Dache des Hauses, der Teufel, welcher die Seele geholt hat. Voitentann.

Das Gebet für Selbstmörder wird nicht erhört, und treibt auch manchmal das Mitleid, für einen solchen zu beten, so erhält der Mitleidige eine Ohrfeige zum Lohne. Schwandorf.

Selbstmörder werden nicht begraben wie ehrliche Leute. Man nimmt die Schwelle der Hinterthüre heraus und trägt die Leiche hinüber, weil sonst kein ehrlicher Mensch mehr darüber gehen könnte: die Schwelle wird dann wieder eingesetzt und mit Weihwasser besprengt. Neuenhammer.

Eine Dirn wollte sich hängen: der Trieb dazu verließ sie nicht; sie beichtete es und erhielt die Erlaubniß, sich zu hängen, unter der Bedingung, daß sie mit dem Stricke um den Hals noch einmal umschaue. Sie that so und sah den Teufel hinter ihr stehen und lachen. Damit war ihr der böse Gedanke vergangen. Ebend.

16) Dagegen gehen die Geister von Menschen, deren Leichnam nicht in geweihter Erde ruht, so lange um, bis sie diese Ruhestätte finden, besonders die Geister von Ermordeten, welche in Wald und Sumpf verscharrt wurden.

Wenn eine schwangere Frau, die über 20 Wochen geht, ermordet wird, hat das Kind nicht Ruhe, bis der Mörder entdeckt ist. Neuenhammer.

17) Von Bedeutung erscheint, daß Geister, wenn

sie Versammlung haben, sey es in Kirchen, auf Kreuzwegen, in Wäldern, oder sonstwo, sich nicht ungestraft vom Menschen belauschen lassen. Um nicht zerrissen zu werden, hat sich ein solcher eiligst mit Hinterlassung eines Stückes seiner Kleidung davonzumachen, über welches dann die Wuth der verletzten Geister herfällt. Es sieht dieses einer Art Pfändung nicht unähnlich, welche den Frevler trifft, der heilige Orte betritt, oder in geheime Versammlungen sich eindrängt. Die heidnischen Religionsgeheimnisse waren nicht Jedem zugänglich, besonders in der letzten Zeit des Bestehens, aus Furcht vor den Christen.

Die Geister berathen sich ebenso über ihre Angelegenheiten, wie Menschen; die bösen insbesondere halten Rath, wie sie die Menschen quälen, welches Unheil sie anrichten wollen. Im Geisterleben ist gar Vieles noch menschlich: sie sind noch an die Erde gebannt, mitten unter Menschen. Neuenhammer.

So man die Geister behorchen will, darf man nicht vom Platze weichen, wenn sie auch mit Schwertern, Lanzen, Feuerblasen 2c. auf Einen eindringen: hält der Mensch aus, kann er viel erfahren. Waldsassen.

18) Eigentümliche Erscheinung ist es, daß bey dem Aufsegnen der Leichen von Menschen, welche bis zum Tode der Bosheit ergeben waren, ihr Geist oben beym Fenster herausschaut, als wollten sie auch jetzt noch der religiösen Pflicht spotten.

19) Auf den Salitterwassern fährt das Todenschiff; drinnen sitzen oft 50—80 Tode, mit Achtlein in der

Hand, welche gleich Sternen glänzen; sie fahren durch die ganze Welt hin auf's Meer an eine Insel, auf der ein feuerspeyender Berg ist. Seeräuber fuhren einst vorbey und hörten eine Stimme im Berge: „Holz her, es kommt der Wirth von Forchheim.“ Sie erkundigten sich später: der Wirth war zur selben Stunde gestorben. Waldkirch.

§. 3.

Verbannen der Geister.

Menschen, welche in ihrem Leben sich grosser Verbrechen schuldig gemacht haben und, ohne sie zu sühnen, aus der Welt getreten sind, belästigen nach ihrem Tode als Geister das Haus, in welchem sie gewohnt, durch Lärmen, Poltern, Werfen, Erschrecken — oder sind an dem Orte festgehalten, wo sie das Verbrechen begangen und necken und quälen von da aus in einem bestimmten Umkreise den Wanderer, den sie meistens in die Irre führen, oder, so er selbst nicht rein, an Leib und Leben beschädigen.

Um diese Spuckgeister zu vertreiben, wird der Priester gerufen, der von seiner Kirche die Vollmacht hat, böse Geister an ferngelegene Orte zu bannen, wo sie nicht mehr Unruhe machen können, oder selbst sie hinzutragen oder hintragen zu lassen. Doch muß der Priester ein Mann Gottes seyn, welcher durch frommes Leben dem Herrn treu dient und keine Schuld auf sich hat. Auch soll es einer seyn, der die

hohe Weihe besitzt, wie ein Jesuwiter oder sonst ein Klostergeistlicher. Nach Aufhebung der ersteren waren es besonders die Franziskaner, welche die Macht des Bannens besaßen und seit Aufhebung der Klöster wendet sich das Volk den Frühmessern zu, jenen Weltgeistlichen, welche am frühen Morgen für jene die hl. Messe lesen, so dem feyerlichen Gottesdienste an Sonn- und Feyertagen nicht beywohnen können.

Im Gegensatze zu ihnen stehen die Feilenhauer, in Mittelfranken die Kaminkehrer, welche die Geister vertragen, aber mit Hilfe des Bösen, und daher bey den Teufelsmenschen des Näheren besprochen werden.

Der Priester übt gewöhnlich nur den Geisterbann aus; dabey wird der böse Geist vorerst in Gestalt eines Thieres, meist eines Raben oder einer Krähe vorgerufen und in ein Behältniß hineingesprochen, um auf eine öde Stelle, gewöhnlich in einen sumpfigen Wald, vertragen zu werden. Es hilft ihm dabey nicht, daß er bittet, ihm einen anderen Ort, den er meist in Räthseln andeutet, zu bestimmen: man kennt seine List und mißtraut ihm.

Die sogenannten Ranzenmänner vertragen dann im Auftrage des bannenden Priesters den Geist. Ranzenmann kann nur seyn, wer an einem der vier Jahressonntage geboren ist und kein Verbrechen auf sich hat. Der Priester liest gewöhnlich zuvor den unruhigen Geist in eine Schachtel oder Büchse hinein und gibt diese dem Ranzenmann, der sie in seinen Ranzen versteckt. Zugleich erhält er vom Priester eine geweihte Haselruthe,

womit er den Geist, wenn er auf dem Wege zu schwer oder zu unruhig wird, zur Ruhe bringe.

Ehe die Sonne aufgeht, oder ehe es zwölf Uhr Mittags oder Mitternachts schlägt, oder ehe die Abendglocke läutet, muß der Mann auf dem Platze seyn: da nimmt er die Schachtel heraus und wirft sie hin, oder wenn der Geist gleich in den Ranzen gelesen ist, schlägt er mit der geweihten Ruthe unter gewissen Worten so lange auf den Ranzen, bis der Geist heraus und in das Loch im Weiher oder Sumpfe hineingeht, wobey es an starker Erschütterung der Erde und Gestank nicht fehlt. Oft bittet dieser zuvor um Urlaub, alle hundert oder fünfzig oder zehn Jahre auf eine Viertelstunde an einen beliebigen Ort herauszudürfen; beyde handeln dann einige Zeit darüber herum, bis der Geist die Erlaubniß erhält, zu gewissen Zeiten auf eine Viertelstunde als Krähe oder Rabe auf einen Baum oder einen Stock sich setzen zu dürfen. Beym Fortgehen darf der Ranzenmann nicht umschauen, mag ihn Spuck auch noch so sehr ängstigen, sonst wechseln beyde die Rolle. Kürn. Neuenhammer.

Ein eigener Bann, der nicht von Menschen ausgeht, ruht auf jenen Verdammten, welche in die Schmelcher oder Schmelber, eine hohe schlanke Grasart, hineingebannt sind. Darum soll man dieses Gras nicht abreissen, noch weniger mit sich nehmen, nicht in den Zähnen damit stüren, oder gar aus ihnen Wasser in den Mund ziehen, damit die bösen Geister nicht in den Menschen kommen. Velburg. Neuenhammer.

§. 4.

Erzählungen hierüber.

1) Zu Waldmünchen hatte sich Einer am Kirchengute vergriffen und mußte nach seinem Tode als Poltergeist umgehen: schon als die Leiche aus dem Hause getragen wurde, sah er als Geist zum Fenster heraus. Die Hinterbliebenen liessen nun einen Jesuiten kommen. Der rief den Geist zuerst als Menschen, und als er nicht kam, als Vogel. Nun erschien er. Befragt, warum er geistere, und wie man ihm helfen könne, gestand er seinen Frevel und zugleich, daß ihm nicht zu helfen sey. Sie thaten ihn nun in eine Schachtel und führten ihn in einem Wagen, mit vier Pferden bespannt, auf den Schwarzenwürberg bey Rötz, wohin er auf ewige Zeiten verbannt ist.

2) Ein Wirth bey Kemnath beunruhigte lange das Wirthshaus. Man rief den Priester, der ihn zuerst als Vogel kommen ließ. Er hielt sich oben an der Stubenthüre, und je mehr der Priester betete und ihn beschwor, desto frecher schrie er sein: „plen̄, plen̄." Zuletzt saß der Geist als Kröte auf dem Tische. Sie frugen ihn nun, wohin er wolle, denn im Hause dürfe er nicht bleiben. So verlangte er auf eine Brücke, die kein Joch habe, wohl um die Vorübergehenden zu necken, und als man es ihm abschlug, in ein Faß ohne Reif, d. h. in ein Weib, das keinen Ring trägt. Man ließ sich aber auch darauf nicht ein, und vertrug

ihn in ein Moos. — Seitdem tragen die Mädchen dortherum einen Ring, um bereift und gegen die Beherbergung böser Geister geschützt zu seyn.

3) Auf dem Bröll, einem Gesümpfe im Holze von Rigau auf Friedersreut hin, ist ein tiefes Loch, unergründlich. Dahinein ist von Pressat ein Tuchner vertragen worden, so klein wie ein Roßzwiebel, in einem Schächterl. Neben dem Loche schlug der Priester einen Pflock ein. Jeden Tag um die zwölfte Stunde darf der Geist als Krähe sich darauf setzen, um sich zu putzen, wenn er es nicht vorzieht, als kleiner Jäger mit grünem Hütlein drauf zu sitzen.

4) Zu Waldmünchen beschworen Franziskaner einen unruhigen Geist in Gestalt eines Raben, thaten ihn in einen Sack und trugen ihn auf den Schwarzenbürberg; dagegen wurde ein Geist vom Eppenhofe bey Roding auf den nahen Schwürzelberg verbannt, obwohl er sich ausgebeten hatte, in die Düngerstätte zu kommen.

5) Es war eine Herrschaftsköchin, welche den Armen nicht das Geringste vergönnte und mit den Speiseresten vom Tische die Schweine fütterte, die unter ihrer Hand sehr gediehen. Nach ihrem Tode ging es mit den Schweinen nicht mehr so gut und so oft die Dirne zum Füttern kam, saß eine Krähe im Barren und fraß mit. Es war die Köchin. Wenn aber eine Seele in Thiergestalt erscheint, so ist sie nicht mehr zu erlösen. Man vertrug sie daher in den Pfrentschweiher. Luhe.

6) In der Pfarrey Heinrichskirchen wurde ein Bauer vom Geistlichen so zusammengelesen, daß er in ein

Schächterl hineinging: er war aber so schwer zu tragen, daß sich der Geistliche damit wehe that, d. h. einen Leibschaden bekam.

7) Zu Kloster-Zeiten zeigte sich einmal ein Affe im Garten des Norbertinerklosters zu Speinshart; der Gärtner hinterbrachte es und erhielt den Auftrag, das Loch, durch das er käme, zu suchen, und wenn der Affe sich wieder zeige, es sogleich zu verstopfen. So hatte der Gärtner dem fremden Gaste den Ausgang verrammelt und 29 Väter kamen ganz freudig herab, Jagd auf ihn zu machen. Der Affe aber wich immer aus und so ihm ein Mönch nahe kam, drohte er mit dem Finger. Da wußten sie, wie es um den Affen stände und holten ihre Bücher und wollten den bösen Geist verlesen. Der aber lachte sie nur aus und höhnte sie: denn nicht Einer von ihnen Allen hatte einen sauberen Brustfleck. Die Herren schickten nun um einen frommen Mann in der Nachbarschaft, den Pfarrer von Schlammersdorf, einen ehemaligen Jesuiten, der weithin berühmt war durch seine Gewalt über die Geister. Der las den Affen zusammen, und zwang ihn zur Rede. Es war ein Mönch des Klosters, dem alle Sünden vergeben waren bis auf Eine: er hatte nämlich Meßgelder für sich verwendet, ohne die hl. Messen für die Ruhe der Armen Seelen zu lesen. Darum sey er verdammt. Schließlich bat er, ihn nur nicht in's Wasser zu setzen. So kam er als Rabe an einen Bach bey Zettlas, wo er sich alle Mittage baden muß. Die Leute kennen ihn, und kein Thier naht sich der Stelle.

8) Zu Waidhaus war Einer, der hatte Waisengelder unterschlagen, den Markstein versetzt, und einen Acker falsch abgestritten. Als er gestorben war, kamen zwey Geister und führten die Seele mit sich fort weithin in einen finsteren Berg; da liessen sie ihn stehen, er sollte ihrer warten. An dieser Stelle hörte er viel reiten, fahren, fluchen, zanken und vermerkte unleidentlichen Gestank. Nach dreyen Tagen kamen die beyden Geister und führten ihn zurück in sein Haus: denn sie hatten keinen Platz für ihn in der Hölle gefunden. Als man nun die Leiche unten aussang, sah er oben beym Fenster herab. Von da an machte er als Krähe das Haus unsicher; doch ein Pater aus Rosenthal ward Herr über ihn. Wie er im Ranzen auf dem Wagen war, fuhren die Rosse zweymal vergeblich an; der Pater aber schlug ihn mit seinem Stabe, daß er schrie wie ein Bär. Im Frentschweiher ist er zu tiefst versenkt.

§. 5.

Geisterreviere.

Es sind immer gewisse Stellen, an welche die bösen Geister gebannt oder vertragen werden, ich möchte sagen, jeder Gau besitze seine eigene. Meistens finden sie sich in waldigen, mit Sümpfen durchzogenen Gegenden, die an sich schon abgelegen, wenig betreten und vom Volke gemieden sind — oder in Bergen und Burgen, oder in Seen, oft auch in den Niederungen, den sumpfigen, der Flüsse. Diese Mittelpunkte für die

unselige Geisterwelt haben ihr Entstehen wohl nicht dem Zufalle zu verdanken, dem Glauben daran liegt ein tieferer Grund unter. Ich vermute an solchen Orten alte heidnische Begräbnißstätten, denn die Germanen liebten es, in Wäldern begraben zu werden und noch liegt eine Spur davon in dem örtlichen Gebrauche, die Todenbretter in Wäldern aufzustellen, wie dieses nicht bloß in der O. Pfalz, sondern auch in Altbayern beobachtet wird.

Man sollte daher diese Stellen aufsuchen und näher vergleichen. Der Schwarzenberg, der Pfrentschweiher, der Hoidweiher, der Röthelweiher, die Blätterlohe bey Bärnau, Sümpfe an der Creussen und Rezat stehen weithin im Rufe, Herberge verwunschener Geister zu seyn. Unter den Burgen zeichnen sich dagegen der Schwürzelberg und Schwarzenwürberg, Schellenberg und Flossenbürg aus, aber über Alle ragt für das innere Land der Stockerfels. Es scheint also für jedes einzelne Flußgebiet ein solcher Platz bestanden zu haben. Merkwürdig war mir dabey, zu vernehmen, daß aus den Gegenden an der Donau die Geister in's Tyrol vertragen werden, wie es Einem in Deggendorf geschehen, der nach seinem Tode umgehen mußte, weil er ein aufgehobenes Kloster gekauft hatte, und seiner Tochter sogar verbot, für ihn zu beten, da es doch unnütz. — Ein besonderer Zug ist es auch, wie bey Biberach an der Creussen, daß die als Raben in die dortigen sumpfigen Niederungen verbannten Geister alle Tage um die Zeit des Mittag- und Abendläutens sich im Flusse baden.

Ja die Geister müssen arbeiten, wo sie vertragen sind; nur eine kleine Zeit wird den Meisten gewährt im Jahre, wo sie als Krähen heraussen sitzen, sich sonnen und baden können. Waldkirch. — Selbst das Geschlecht ist hiebey zu berücksichtigen: im Nordosten des Landes wenigstens kommen die Männer in's Wasser, die Weiber in die Burgen. Waldkirch.

Da der Stockerfels als Geistersitz so berühmt geworden, will ich noch Einiges über ihn hier mittheilen. Er liegt im Schwarzenberge, etwa drey Stunden von Burglengenfeld, hart am Regen, der hier eine starke Biegung macht, auf einer steilen Höhe, so daß man kaum begreift, wie man das Schloß hier aufbauen konnte. Von diesem sind noch Trümmer übrig, ein Wartthurm aber wird noch unterhalten. Die unruhigen Geister, so hieher verbannt oder vertragen werden, hausen in den unterirdischen Gängen: man hört den wütenden Lärm ihrer Zechgelage, das Erklingen der Becher, sieht sie als dunkle Gestalten herumwandeln, mit feurigen Augen, in Ketten rasselnd, begleitet vom heulenden Sturmwind. Es sind besonders die Geister grosser Herren, welche hier wohnen in unfreywilliger Verbannung, oder reicher Leute, dergleichen Bierbrauer oder Wirthe, welche zu viel Wasser gegossen und zu wenig gemessen haben. Selbst die Wirthin vom Steinweg ist hier. Vor der Burg zeigen steinerne Tafeln die eingegrabenen Namen der geisterhaften Bewohner. Ein altes Weib hält Ordnung unter ihnen und bedient sie zu gleicher Zeit. — Nachts schauen die Ritter herab

von der Burg auf den Fluß und das flössende Holz. — Wenn sie Kegel scheiben, hört man oft alle Neune fallen. — Kommt ein Fuhrwerk in die Nähe, wird es den steilen Berg hinauf verführt und der unwissende Fuhrmann wird erst durch den Ruf: „Fahre rückwärts hinaus, sonst bist du verloren" — aus seiner Ruhe aufgeschreckt. — Im Schloßweiher tauchen Nachts kleine Lichtlein auf, die zu schwarzen Vögeln werden und dabey seufzen, stöhnen und wehklagen; denn sie könnten noch erlöst werden. Auch zeigen sich weisse Geisterpferde in der Nähe.

Einer trug im Auftrage des Priesters einen Geist in seinem Ranzen zur Burg: er klopfte an die Pforte, sie sprang auf und der Pförtner stand vor ihm, unverständliche Worte murmelnd. Der Mann öffnete nun seinen Ranzen und eine Krähe hüpfte heraus, und eine Menge anderer Krähen, welche auf Stangen sassen, krächzten ihr Willkommen, worauf sich die Pforte schloß.

Ein Anderer war um Mittag auf dem Berge neben der Burg: da sah er zu den Fenstern hinein und bemerkte Geister am Tische, mit Kartenspiel beschäftiget. Verwegen rief er ihnen zu: „So gar schlecht kann es euch doch nicht gehen, wenn ihr solche Händel treibt!" — Wünsche es dir ja nicht so gut! war die kurze Antwort.

Wieder einmal ging Einer des Weges vorbey und sah ein schönes Schloß dastehen und die Pforte offen. Neugierig schaute er hinein. Da unterhielten sich vornehme Herren mit Kegelscheiben und Einer davon rief:

„Wie', Schürg von Aufhausen, setz die Kegel auf!“ Dieser Scherge muß dem Volke sehr empfindlich gefallen seyn: denn sein Ruf geht bis in den Wald bey Rix hinein.

Eine Bäuerin trug einst das Essen auf das Gelåger, den Ort, wo das Triftholz aufgeschlichtet wird, um von da auf den Regen zu kommen; da sah sie einen Wagen mit sechs Braunen daherfahren und drinnen saß ein Herr, und aus jedem Fenster des Schlosses schaute ein Kopf mit einer rothen Kappe heraus und grüßte den Herrn im Wagen. Die Rosse aber fuhren in den Weiher hinein, der erste, der zweyte und der dritte Zug, darnach der Wagen mit dem Herrn und Alles versank. Vor Schrecken starb die Bäuerin des andern Tages.

Im Wirthshause unten am Berge saßen einmal einige Gäste beysammen und spotteten der Geister auf der Burg; ein junger Jäger vermaß sich sogar, für einige Maß Bier auf die Ruine zu gehen und nach den Geistern zu schauen. Nach geraumer Zeit kehrte er zurück, verstört und schweigsam; den Fragenden sagte er nur die wenigen Worte: „In meinem Leben frevle ich nicht mehr mit solchen Dingen.“

§. 6.

Aehrenschnitt.

Schon in den bajuwarischen Gesetzen ist der Bilmersschnitt, dort aranscarti genannt, bey Strafe ver-

boten. Das Volk hegt noch jetzt den Glauben, daß jeder Bilmersschneider, dem man nicht 3—5 Pfennige unter den Kopf in den Sarg mitgebe, umgehen müsse. Er wird daher regelmäßig vertragen. — Es ist bereits früher bemerkt worden, daß in den nördlichen Theilen der Oberpfalz, besonders unter dem Fichtelgebirge westlich am rauhen Kulm hin der Tode Geld in den Sarg erhält; die Leute glauben damit den Geist so ausgestattet zu haben, daß er jenseits nichts mehr braucht und daher nicht nöthig habe, zur Erde zurückzukehren. So bey Stadt Kemnat. Daß diese Sitte in anderen Strichen bey dem Bilmersschneider allein beobachtet wird, zeigt eben auf dessen heidnischen Charakter.

Ein Priester hatte einen solchen zu bannen: da durfte er sich nur unter der Thüre halten, und mit einem Fuße über, mit dem anderen hinter der Thürschwelle stehen. Er frug nun den Geist: Hast du den Armen wie den Reichen geschnitten? Auf die bejahende Antwort war ihm nicht mehr zu helfen: er wurde vertragen. O. Bernried.

Ein anderer zu Frankenried sah zum Fenster herab, als man ihn unten aussang, und ruhte nicht, sondern trieb das Vieh im Stalle auf, warf auf dem Boden die Näpfe hin und wieder, als wollte er Korn messen, schreckte die Leute. Er wurde vom Priester als Krähe in den Heideggerweiher vertragen, wo er die Erlaubniß hat, alljährlich auf eine Stunde herauszukommen. Waldkirch.

§. 7.

Bestrafte Hoffart.

Eine Bauerntochter war jung, schön und reich, aber so voll Stolz, daß sie alle Menschen verachtete und jeden Freyer mit Hohn abwies. Als sie starb, befahl sie, ihr die neuen Schuhe mit in's Grab zu geben. Nun war Einer aus ihrem Orte, der sie bey Lebzeiten kannte, des Weges und das Nachtgload kam, und da sah er die Bauerntochter im Zuge und daß ihre Schuhe ganz zerrissen waren. Das erzählte er den Aeltern. Man ließ das Grab öffnen, und die neuen Schuhe waren wirklich zerrissen und bis an die Waden hinaufgeschoben. Cham. — Nach dem Erzähler dieses gelten die Nachtgloater als Arme Seelen, und dürfen auf einem Stock mit drey Kreuzen ausruhen.

§. 8.

Frevler Unglaube.

Einer von Wildenstein, ein Schreiber, hatte allen Glauben abgethan, besonders den an die Unsterblichkeit seiner Seele, und in seinem Frevelmuthe einmal dem Schinder, mit dem er zechte, ein Stück Geld gegeben, damit er einst seinen Leichnam unter dem Galgen verscharre. Als es nun mit ihm zum Sterben kam, liefen viele hundert Säue in seiner Stube herum und als er gleichwohl auf dem Freidhofe begraben wurde, ging er

als Geist um, reitend auf einer Sau und immer nach dem Galgen als seiner Wohnstätte verlangend. Man mußte seinen Willen thun, um Ruhe zu haben.

Eine Bäuerin vermaß sich gar wider die hl. Dreyfaltigkeit: das komme ihr vor, frevelte sie, wie ein Mensch mit drey Köpfen. Da gebar sie ein Kind, das hatte drey Köpfe: wenn sie den einen Mund säugte, wollten auch die beyden andern trinken und wenn ein Kopf weinte, thaten es auch die anderen. So wußte sich die Mutter nicht mehr zu helfen und wendete sich in ihrer Noth wieder gläubig zum Dreyeinigen Gott, welcher sie auch erhörte und das Kind abrief. Neuenhammer.

§. 9.

Fluchen.

Einer aus Moyahulz bey Tachau fluchte Unserm Lieben Herrn, weil ihm all sein Vieh gefallen war. Da wurde er zum Hunde und fraß nur Aas.

Ein Bauer aus Kötzenried fluchte gräulich beym Ackern. Auf der Heimkehr in einem Wäldchen begegnet ihm ein Jäger, mit dem er raufen mußte. Da bemerkte er Gaisfuß und Hörner an ihm und fing zu beten an, worauf er den Jäger bewältigte, der mit Gestank verschwand. Der Bauer fluchte nicht mehr. Dieß geschah in der Nähe einer alten Kapelle, die „Alte Kuh" genannt.

Ueberhaupt zieht Fluchen den Teufel an. — Ein

Hausvater fluchte gar sehr. Da sah er den Teufel mit Hörnern und Gaisfuß zum Kamin heraussteigen, worüber er sich entsetzte und starb. Falkenstein.

Ein Fuhrmann blieb im Winter bey grossem Schneewehen auf dem Wege stecken und begann fürchterlich zu fluchen. Da erschienen Jäger, die ihn umstellten und auf ihn Jagd machten und in den Lüften fortführten. Zufällig kamen sie an einem Kirchlein vorbey, als der Meßner eben zum Gebete läutete. So hatten die Teufel ihre Macht verloren und setzten den Mann vor der Kirche ab. Ebend.

Etwas Anderes ist es, wenn beleidigte Menschenwürde auf Verhöhnung des Unglücks oder Hartherzigkeit mit einem Fluche antwortet: es ist das Strafwort, welches durch den Mund des so tief Verletzten über den Unmenschen gleichsam als Gottes-Urteil ausgesprochen wird und darum in Erfüllung geht.

Am Hammenberge bey Neuenhammer, neben dem Stadlerhölzchen, ist ein Acker: der trug vordem das schönste Korn. Da kam ein armes Weib zur Mühle und bat um ein Stück Brod. Der harte Knecht aber wies sie ab und deutete mit den höhnischen Worten auf das blühende Feld: „Wenn das Traid so schlecht steht, kann man nicht Almosen geben.“ So verfluchte das Weib den Acker und U. L. Frau machte den Wunsch wahr. Auf Bitten des Knechtes aber, der sein Wort bereute, ward der Fluch zurückgenommen: doch zum Wahrzeichen verblieben einige Beeten unfruchtbar: auf ihnen wächst die Frucht nur eine halbe Elle hoch.

§. 10.

Meineid.

Zwey von Schnaittenbach stritten um einen Wald. Ein dritter schwur einen falschen Eid und erhielt dafür vom Sieger Eisen auf seinen Wagen. Nach seinem Tode ging der Meineidige um und plagte die Hühner in der Steige. Man ließ einen Jesuwiter kommen, der ihn überlas. Da flog der Geist als schwarze Henne über den nahen Weiher in den Wald. Ruhig las der Priester weiter, und allgemach kam der Geist wieder heran und in den aufgespralten Ranzen hinein, den der Jesuwiter sogleich zusammenzog. Nun aber blähte er sich fürchterlich auf und der Mann Gottes schlägt ihn mit seiner Ruthe zusammen wie eine Masche. Auf den Weiherdamm hinausgefahren bat er, ihn auf den Docken-schlegel zu setzen: umsonst: man hätte ja vor seiner Schwere den Weiher nicht mehr ablassen können. Auch das ward ihm verweigert, sich jedes Jahr auf einen halben Tag auszufiedern. In die tiefste Brüll ward er versenkt.

Bey Bärnau hatte auch Einer falsch geschworen. Wie er als Leiche hinausgetragen wurde, sah er oben zum Fenster heraus. Darauf ging er um, verführte die Leute, hugelte ihnen auf: so vertrug man ihn in die Lohe.

§. 11.

Ungerechtes Gut.

Der Klosterschaffner von Waldsassen, später in Neukirchen St. Christoph wohnhaft, hatte sich in unrechter Weise viel Geld gemacht und seine Kinder reich ausgeheiratet. Als er alt wurde, ging er in sich und wollte das fremde Gut zurückstellen. Die Kinder aber gaben es nicht mehr heraus. Da starb er. Als er begraben war, kam Nachts ein Reiter auf einem Eisenschimmel mit einem Handgaule an das Grab und blies in das Horn, daß die Erde heraussprang und rief den Schaffner hervor, und als der nicht ging, riß er ihn herauf und setzte ihn ungeachtet alles Widerstrebens auf den Handgaul. So sprengte er davon und der Schaffner klammerte sich noch an die Freidhofpforte an, ward aber sammt dieser fortgerissen und in die Lößlohe geführt, in das unergründliche Gsöyer. Der Abhang hinter dem Freidhofe zu Neukirchen St. Christoph, an dem er hinunterfuhr, heißt jetzt noch der Höllrank oder Höllranger, weil es da zur Hölle geht.

§. 12.

Ungerechte Herren.

1) Zu diesen gehört vor Allem ein früherer Bürgermeister von Tirschenreut; er hatte die Gemeinde betrogen und sonst viele Ungerechtigkeiten begangen. War er

daher schon im Leben gefürchtet, so noch mehr nach dem Tode. Als man seine Leiche aus dem Hause trug, sah er oben beym Fenster heraus, und ging später um, gewöhnlich hinter dem Freidhofe bey dem dortigen Wetterkreuze. Als endlich einmal auch dem Herrn Prälaten vom Kloster Waldsassen, zu welchem das Städtchen gehörte, die Pferde am Wagen auf dieser Stelle nicht mehr vorwärts wollten, sprach dieser die Verwünschungsformel über den neckenden Geist aus und verbannte ihn eine Stunde weit weg in die „Wildniß," wo weder Sonne noch Mond hinscheint.

2) Ein Gutsherr, welcher seine Unterthanen unbarmherzig geschunden, starb und ward in der Kirche begraben. Aber er hatte nicht Ruhe, als Geist ging er im Schlosse um. Nun war einmal Einer in der Kirche zu lange verblieben und unbemerkt eingesperrt worden. Der sah, wie um Mitternacht Einer kam und das Grab des Verstorbenen aufmachte, die Haut der Leiche herausnahm, sich umhing, und damit fort schlich. Des anderen Tages erzählte er das Gesehene und man bot ihm viel Geld, wenn er die Haut gewinnen könnte. Er ließ sich also wieder einsperren, machte beym Grabe einen Kreis mit geweihter Kreide, und als der Teufel wiederkam und die Haut neben sich hingelegt hatte, um das Grab wieder zu schliessen, nahm der Mensch einen Hagel, aus Krummholz, und zog die Haut an sich. Der Böse konnte in den geweihten Kreis nicht eindringen und zog leer ab. Die Haut aber kam zur Ruhe, und Friede kehrte in das Schloß zurück. Dümpfel.

3) Eine halbe Stunde von Haugsdorf, Landgerichts Erbendorf, ist eine alte Schloßruine, in welcher der Burgherr, Schiedermantel genannt, hauste; er zeigte sich in altfränkischer Tracht und belästigte die ganze Umgegend; auf seinen Ruf: „Hallo!“ entfloh Alles. Derselbe ward auch in der wilden Jagd gesehen, und ist nach seinem Namen wohl an die Stelle des Wodan getreten. Ein frommer Priester ließ geweihte Pflöcke längs des Baches, welcher die Ruine vom Walde scheidet, einschlagen, weßhalb er nicht mehr über das Wasser konnte, und im Walde bleiben mußte. Zu Anfang dieses Jahrhunderts soll er zur Ruhe eingegangen seyn: denn seitdem hört man nichts mehr von ihm. Warmensteinach.

4) Ober dem Schlosse Hermannsreut sieht man die alten Herren, wie sie sonst herumgingen, um zu roina, die Gränze zu stecken, in alter Tracht, dreygespitztem Hute, schwarzen Strümpfen, Schnallenschuhen, kurzen Hosen, die Schreiberey unter dem Arme. Sie sollen falsch geraint haben. Bärnau.

5) Ein ehemaliger Pfleger von Bleystein hat die Waisengelder angegriffen, und geht seitdem um am Silberbrunnen in einem Walde bey Neuenhammer. Da lehnt er sich an einen Baumstamm, die Hände auf dem Rücken, wie in Baumrinde gekleidet, und schaut die Holzarbeiter starr an, bis diese entsetzt fliehen.

6) Im Rathhause zu Neustadt sieht man zu Zeiten die Fenster des Saales erleuchtet, wenn es dunkel wird. Da sitzen die alten Rathsherrn zusammen im Rathe.

7) Ebenso in dem früheren Rathshause zu Tirschenreut. Im Jahre 1814 ist es abgebrannt. Damit gingen auch uralte Urkunden, auf Scherben und Birkenrinde geschrieben, zu Grunde.

8) Ein Amtmann von Waldthurn war zugleich Pfleger auf dem Fahrenberge. Als er starb, fand sich kein Kreuzer Kirchengeld vor. Dafür mußte er zu heiligen Zeiten auf dem Berge umgehen. Er fuhr aber mit Rappen, schwarz wie er selber und hatte ein feuerrothes Käppchen auf dem Kopfe. Alle Leute, besonders der Meßner, fürchteten sich vor dem bösen Geiste. Der letztere ging daher einst zum Pfarrer, der gab ihm ein geweihtes Pistol, mit dem solle er auf den Verdammten, so er komme, schiessen. Als nun wieder einmal der Geist sein Unwesen trieb, streckt der Meßner Kopf und bewaffneten Arm zum Fensterchen hinaus, wurde aber augenblicklich von dem heranbrausenden Ungetüme mit der glühenden Hand durch fünf Fingermale auf den Kahlkopf gezeichnet. Darüber ging die Feuerwaffe los: sie muß den Geist getroffen haben, denn seitdem ist Ruhe.

9) Ein Herr des Schlosses S[illegible]berg bey Kürn starb und mußte als Geist auf einem Schimmel ohne Kopf in den Feldern jede Nacht so lange herumirren, bis der Schullehrer zum Morgengebete läutete. Dieser wollte einst auch einen Spaß haben und läutete absichtlich später: aber mit genauer Noth kam er in seine Wohnung zurück, sonst hätte ihn der Geist zusammengeritten, solche Eile hatte dieser, in sein Grab zu kommen.

10) Ein Herr von Dießfurt bey Pressat war wegen seines Wuchers und seiner Härte gegen die Unterthanen weit bekannt. Als nach seinem Tode die Leiche mit vier Pferden nach Pressat gefahren wurde, kehrte sich der Sarg auf dem Wege um und der Leichnam fiel zur Erde. Da bäumten sich die Pferde und wollten nicht mehr weiter. Seitdem geht er zu Hause und im Eichelberge um. Hier, an einem mit Erlen bewachsenen Sumpfe, schreckt die Wanderer heftiges Windgebrause wie vom wilden Heere und verführt sie. Oefter zeigt sich der Geist auch in Gestalt eines weissen Schimmels, der angesprochen sich in eine schwarze Menschengestalt verwandelt.

§. 13.

Unrechte Taufe.

Der Pfarrmeßner zu Spalt kam oft spät Abends vom Wirthshause und nicht immer nüchtern heim. Sein Weg führte ihn durch die Kirche, und da sah er gar oft Geister am Taufsteine eine Taufe verrichten. Einmal war er besonders mutig und voll Zornes rief er, die Thüre vorsorgend in der Hand, den Geistern während ihrer Handlung zu: „Hättet ihr zuvor recht getauft, so dürftet ihr jetzt nicht taufen!" Da schaut der geisterhafte Priester hinauf zu ihm und wie ein Wind war er oben beym Meßner, der die Thüre des Glockenhauses aber eiligst zuschlug. Der Geist schlug nun seine Hand mit solcher Gewalt gegen die eiserne Thüre,

daß sie darin abgedrückt blieb. Zum Wahrzeichen ließ der Fürstbischof von Eichstädt die Thüre bey St. Walburg aufstellen.

§. 14.

Unrecht Maß und Gewicht.

Wie sehr im Volke das Gefühl für Recht und Treue in Handel und Wandel sich ausprägt, zeigen folgende Erzählungen von der sicheren Strafe, welche den trifft, der sich dagegen verfehlt.

1) Eine Wirthin hatte schlechte Mäßerey gegeben und ging nach ihrem Tode um, mit dem Rufe: „Hundert Daumen sind auch eine Maß!“ — so daß Niemand mehr bleiben konnte.

Als man den Priester kommen ließ, verlangte der Geist zuerst unter die Stiege, wo die Gänse waren, dann in ein fürwitzig Weibets — die Dirn lauschte eben vor der Thüre der Beschwörung — in ein ungebundenes Faß, zuletzt in den Schmelberfleck, an welchem die Mägde immer vorbey mußten, und die Schmelchen auszureissen pflegten, um sich die Zähne zu striegeln, bey welcher Gelegenheit der Geist in den Mund hineingekommen wäre. Der Priester aber verbannte sie in das tode Meer. Da bat sie noch, ihr Abends um Gebetläuten glühende Schuhe unter die Thüre zu stellen, damit sie darin fortfahren könne. Zur selben Zeit sah man, wie sie die glühenden Schuhe anzog und in der Luft dahinflog. Tiefenbach.

2) Gleichen Ruf ließ der unruhige Geist der Wirthin vom Steinweg vernehmen, bis sie vertragen wurde.

Eine Kellnerin nach ihrem Tode that, wie einst die Frau; da erschien ihr diese und gab ihr eine derbe Ohrfeige mit dem Auftrage, ja nicht mehr unter der Wäßerey einzuschenken.

Ebenso ein Bräuer von Regensburg, der nach Stockersfels vertragen ist, und eine Wirthin bey Ebnat.

3) Eines weiten Rufes durch das Land erfreut sich der dürre Wirth. Hart auf dem Wege von Amberg nach Hohenfels liegt ein Felsen, „zum dürren Wirth" genannt, von dem Wirthshause, das einst hier gestanden. Da geht der Wirth in seiner Kleidung Mittag und Abends bey Gebetläuten mit dem Rufe um: „Hundert Daumen auch eine Maß!" weil er den Gästen nicht rechtes Maß gab, sondern dasselbe immer durch Einstecken des Daumens in das Gefäß verkürzte. — Nach einer anderen Sage hatte ein Wirth dort alle Fremden, die er beherbergte, ermordet, beraubt, und die Leichen unter den Stubenboden vergraben. Er verschwand plötzlich gleich dem Wirthshause, von dem kein Stein mehr an dem unheimlichen Orte steht.

4) Eine Bäuerin wartete einer Kindbetterin, und als diese starb, schnitt sie ihr den Finger ab und nahm ihn zu sich. So oft sie nun gemolken hatte, steckte sie den Finger in die Milch und sprach dazu: „Ich will von jeder Bäuerin im Orte den Nutzen fingersdick" — und so ward sie reich. Als sie starb, ging sie um und sagte immer: „Viele Finger sind auch Etwas." —

Weil man nicht mehr bleiben konnte, bannte sie der Priester in's Meer, so weit man sehen kann — als feuriger Strahl zog sie der Gegend zu.

5) Zu Roding geht Einer um, ein Krämer, der ruft immer: „Drey Vierling ist kein Pfund!"

6) Zu Grub bey Stadt Eschenbach geht Einer um, den Metzen auf dem Rücken, weil er falsch gemessen.

§. 15.

Gränzverrücker.

1) Einer der Richterhofbauern bey Velburg grub in uralter Zeit einen Markstein ab. Nach seinem Tode ging er, mit dem bekannten Rufe, und dieses lange Zeit, weil Niemand ihn anzureden wagte, bis ihn ein betrunkener Knecht erlöste. Tags darauf sah man auf den Gründen nach; der Stein war im Walde ausgegraben und lag an seiner früheren rechten Stelle. Von nun an war Friede zwischen den beyden Nachbarn.

2) Gleiches wird von einem Markstein zwischen Waldmünchen und Geigant erzählt.

3) Auf einer Mühle bey Erbendorf ging der Müller um. Befragt sagte er aus: „Ich bin verdammt, doch will ich meine Kinder retten. Ich muß so lange umgehen, bis ihr zurückstellt, was ich ungerecht an mich gezogen. Ich besaß eine Wiese und verrückte dem einen Nachbarn den Markstein, dem andern grub ich die Naab tiefer, damit das Wasser bey ihm das Erdreich wegriß und mir zuführte, so daß dieser um die Hälfte seiner

Wiese kam. Ich will ein Zeichen geben, wie weit ich verrückte. Gebt dieses zurück, sonst werdet auch ihr verdammt. Mir ist nicht mehr zu helfen: aber ich werde doch vom Umgehen frey." — Am andern Tage war die Wiese beschritten: die ausgebrannten Fußtritte gränzten das fremde Eigentum ab. — Wie nicht alle feurigen Männer Gränzverrücker, sind nicht alle Gränzverrücker Arme Seelen und der Erlösung fähig.

§. 16.

Sonntagschänder.

Der Sonntag ist der Tag des Herrn und darf nicht entweiht werden durch knechtische Arbeit. Wer dagegen sündiget, soll auch nach seinem Tode nicht Ruhe haben.

1) Eine Bäuerin vom Almeshofe bey Thumbach soll in uralten Zeiten gelebt und an heiligen Tagen gerne Garn gesotten haben. Zur Strafe wurde sie in den Wald in eine sumpfige Gegend verwunschen. Die Quelle wirft seitdem Wasserblasen mit demselben quackenden Geräusche wie ein siedender Garnhafen.

2) Auf der Fuchshüttener Revier war ein Kohlenbrenner mit seinen zwey Töchtern. Wider alles Abmahnen zündete er in der hochheiligen Nacht des Dreykönigfestes seinen Meiler an. Als am Morgen die Leute aus der Kirche heimkehrten, sahen sie ihn vor der Hütte liegen, die beyden Mädchen umschlungen unter der Thüre, Alle tod. Noch heißt die Stelle: „Bey den drey Leuten."

3) Eine Müllerin bey Muschenried, welche den Sonntag durch Waschen entheiligte, ist verdammt, als Geist am Bache Wäsche zu schweiben. Eine Gesellschaft ging Nachts vom Tanze heim und traf auf sie: da erhob sie sich und gab dem Ersten des Zuges eine derbe Ohrfeige mit der Warnung: „Ein andermal meldest du dich, daß der Geist weichen kann.“

4) Ein Fuhrmann fuhr am Pfingstsonntage bey St. Eschenbach Kohlen; er versank in einen Brunnen mit Roß und Wagen und seitdem wirft das Wasser Kohlen auf.

5) Ein Bauer fuhr mit seinem Knechte am heiligen Feyertag in den Wald, einen Baum zu stehlen. Vergebens warnte ihn die Bäuerin. Gott weiß nichts darum, sagte er frevelnd, und der Förster ist jetzt in der Kirche. Den gefällten Baum ließ er durch den Knecht heimfahren, er selber setzte sich auf den Stock und zündete eine Pfeife an. Wie er aber nicht nach Hause kam, ging man nach ihm zu schauen: da saß er auf dem Stocke und konnte nicht weg davon; man sägte den Stock an, es lief Blut heraus. So mußte man ihn einbachen und der Frevler verweste auf dem Stocke. Bleystein.

§. 17.

Die Verdammten müssen Zeugniß geben.

1) Parkstein war ein Schloß auf einem freyen, hohen Felsen, und ist von den Schweden zerstört: auf

dem Reste der Schloßmauer, in einer Nische, blieb noch das Bild des hl. Joseph, welches die Schweden nicht vernichten konnten. So mein Erzähler. Etwa vor 150—200 Jahren wollte man den dortigen Pächter, dessen Familie schon lange die Oekonomie des Schlosses in Handen hatte, verdrängen: er hatte ein Recht auf den Pacht, konnte es aber nicht nachweisen, denn die Papiere waren verbrannt. Da betete der Pächter unablässig zum hl. Nährvater Christi in der Nische um Hilfe, und der Heilige erschien ihm und tröstete ihn darüber, daß er die Papiere erhalten werde. In der Nacht brachte nun der Heilige den Teufel in Fesseln mit dem verstorbenen Gutsherrn, dem Richter und dem Amtmann, sämmtlich aus der Hölle, und zwang sie, dieselbe Urkunde, wie sie früher dem Pächter von ihnen ausgestellt worden war, wieder aufzusetzen und auszufertigen. Darauf verschwand Alles, der Pächter aber hatte die Urkunde. Noch lange las man unter dem Bilde: Soli Deo gloria, Worte, womit die Urkunde begann. Gleichwohl wurde die letztere dem armen Manne vor Gericht abgenommen.

2) Ein Pfleger zu Falkenstein hatte von einem Bauer eine Schuld eingetrieben, die Zahlung aber nicht bestätiget, sondern für sich behalten. Als ein neuer Pfleger nach des Ersteren Tode aufzog, sollte der Bauer wieder zahlen: er hatte ja keine Quittung in Handen und im Buche stand die Schuld noch ungetilgt. Der arme Mann betheuerte bey Gott und allen lieben Heiligen, daß er schon bezahlt habe. Der neue Pfleger glaubte

es nicht und sagte höhnend zu ihm: „Geh nur in den Schwürzenberg und beschwere dich bey dem verstorbenen Pfleger selbst: der muß dort hausen.“

Schweren Herzens, aber, von Noth bedrängt, ging der Bauer den sauern Gang, nachdem ihm der Pfarrer gerathen hatte, beym Herausgehen aus der Burg drey Schritte vor- und drey Schritte rückwärts zu thun. Um Mitternacht kam er an den Eingang der Burg: er hörte Getöse; es war ihm, wie wenn sie kegelten, und einer davon rief: „Schürg von Aufhausen, kegle heraus!“ — Es war der verstorbene Pfleger, der so rief und mit seinem Schergen in Streit gerieth. Davon hörte er die Worte: „Hättest du mir ihn nicht angezeigt, hätte ich ihn nicht strafen können.“ Nun trat der Bauer ein und bat den Pfleger um seine Quittung, da er sonst zum zweytenmale bezahlen müsse. Da zog der Pfleger einen Ring vom Finger, sprechend: „Hier hast du Quittung genug!“ Der Bauer nahm hastig den Ring, machte drey Schritte vor und drey zurück, und kam unversehrt hinaus. Da rief ihm der Pfleger noch nach: „Dein Glück ist es, daß dir der schwarze Bube gesagt hat, wie du hinausgehen sollst!“ So konnte der Bauer sich eine Quittung holen.

3) Aehnliches erzählt man sich von einem Pfleger in Naabburg, den seine Kinder auf den Stockerfels von einem Feilenhauer vertragen liessen. Dieser hatte aber keinen Stahl bey sich und der Geist machte sich so schwer, daß er rasten mußte, was er nicht sollte. Daher wollte man ihn nicht seiner Mühe lohnen, bis er drohte,

den Geist von der Burg wieder zu holen. — Ein Bauer, der auf den Stockerfels ging, seine Quittung zu holen, fand den Herrn mit noch drey Anderen am Tische sitzen, die Füsse unter dem Tische in einem Kessel voll rother Gluth, und mit glühenden Karten spielend. Der Geist schrieb willig die verlangte Quittung und legte sie dem Bittenden in den Hut.

§. 18.

Spiele der Verdammten.

Als im Anfange noch das goldene Zeitalter waltete, spielten die Götter friedlich mit goldenen Tafeln und Würfeln auf Asgard, und wenn nach der Götternacht die goldne Zeit wiederkehrt, werden sie wieder mit goldnen Tafeln werfen auf dem Idafelde. Erinnerung hieran findet sich in den Sagen von den Spielen der Verdammten, welche mit goldenen Kegeln und Kugeln spielen. Wenn ferner die schlachtgefallenen Helden, die Einherjar, in Walhalla den Tag mit Kampfspiel und Tischgelag verbringen, so tönt auch jetzt noch Gleiches im Volke wieder, so ferne die Verdammten am Tische sitzen und zechen oder ihre Kämpfe erneuern. — Es ist der heidnische Himmel, dessen Nachklang in diesen Sagen durchbricht, der nun zur Hölle gesunken ist, und Vergangenheit mit Zukunft in Verbindung bringt.

1) Oben am Böhmerwalde bey Büchersreut, wohin gar viele böse Geister vertragen sind, verirrte sich einmal ein Wanderer und ward dabey von der Nacht

überrascht. Plötzlich sah er ein wunderschönes Schloß vor sich stehen, die Fenster hell erleuchtet, und erfreut in der Hoffnung, eine Nachtherberge zu finden, trat er ein. Es kamen ihm da verschiedene Thiergestalten entgegen, Pudel mit ungeheueren Augen, große Katzen, zuletzt der Pförtner mit einem grossen Bunde Schlüssel: der führte ihn in einen grossen Saal, wo gezecht und gespielt wurde. Aber Karten, Würfel und Damenbrett waren von glühendem Eisen, ebenso Kugel und Kegel. Dazu ward schäumendes siedendes Bier kredenzt. Erschrocken rief der Wanderer: „Jesus, Maria und Joseph!“ — und der Spuck war verschwunden. Aber er befand sich bis an die Knie im Waldsumpfe. Am Morgen erst half ihm Einer, der des Weges kam, heraus. — Es war der Ort der verbannten Geister, an welchem kein Thier vorüberzubringen ist.

2) Einmal reitet Einer am Schwarzweiher vorbey, und da er auf dem Damme ein Haus stehen sah, hell erleuchtet, und Lärmen vernahm, wie von fröhlicher Gesellschaft, dachte er, hier könne er auch einen frischen Trunk mitnehmen, stieg ab, band das Pferd an die Thüre und trat ein. Da sah er Mehrere sitzen, darunter Einige, welche er als längst verstorben kannte. Darauf ging er hinaus in den Hof und sah, wie eine Menge Personen, von welchen er wieder Mehrere als bereits verstorben wußte, sich mit Kegelspiel unterhielten. Nun befiel ihn Angst. Eiligst geht er zur Thüre hinaus; sein Pferd war an einer Kronwittstaude angebunden. Er schaut um und das Haus war ver-

schwunden. So reitet er heim, legt sich nieder und stirbt.

3) Dieselbe Geschichte wird als auf dem Schwarzenwürberg selbst vorgefallen erzählt. Der Müller ritt Samstag Nachts heim und gewahrte auf einmal eine schöne Strasse, der er folgte, bis er an einen Ort kam, wo Viele sassen, die er als schon verstorben kannte. Sie hoben ihn vom Rosse und banden dieses an eine Säule. Dann brachten sie ihm zu trinken. Er aber trank nicht, und das war sein Glück. Muschenried.

4) Wieder reitet ein Müller vom Viehmarkte zu Röz nach Hause. Da kam er zum Schwarzweiher, in den die verdammten Geister verbannt sind. Er sah ein Schloß herrlich dastehen, in voller Beleuchtung und drinnen Hexen und Druden tanzen, während Katzen aufspielten. Da wollte er auch einen Trunk thun, stieg ab und band seinen Gaul an den Ring eines Fensters. Wie er die Thüre des Zimmers öffnete, sah er an einem schwarzgedeckten Tische, auf dessen jedem Ecke eine schwarze Kerze brannte, viele „Herren" sitzen und Karten spielen; sie luden ihn ein, sich lustig zu machen, zu tanzen und zu trinken. Zwey davon erkannte er. Kaum aber hatte er drey Schritte in's Zimmer gethan, als ihn ein Grausen befiel; schnell trat er zurück, und hinaus und schloß die Thüre in Gottes Namen. Einer der Bekannten aber rief ihm nach: „Das hat dir ein guter Geist gerathen, sonst wärst du unser gewesen!" Draussen war Alles verschwunden, und der Gaul stand an einen Strauch gebunden.

5) Einer ging von Neubäu nach Strahlfeld. In der Nähe des Schwarzenwürberges kam ein Anderer hinter ihm daher, der ihm zurief: „Heb die Füsse auf, es kommen Schmelchen!“ Er kümmerte sich nicht darum. Da hob es ihn auf und führte ihn auf den Berg hinauf und in ein Zimmer, in welchem mehrere sassen und Karten spielten. Die Füsse hatten sie unter dem Tische in einem feurigen Kessel. Darunter war auch sein Vater. Voll Entsetzen ging er rücklings gegen die Thüre und hinaus. Der Vater aber rief ihm nach: „Es ist dein Glück, daß du rückwärts zur Thüre hinausgingst, sonst hättest du nicht mehr hinausgefunden!“

6) Ein alter, armer, aber frommer Mann ging eines Abends von Winklarn nach Hause, und wie er auf das Frauensteinerholz zukömmt, hatte es ihn verführt. Wie er nun so geht, erblickt er plötzlich ein herrliches Gebäude vor sich, dessen Fenster alle erleuchtet waren, gleich als gäbe es ein grosses Fest. Er trat ein, und sah lauter festlich gekleidete Menschen, vornehmen Standes, im Zimmer: so getraute er sich nicht hineinzugehen, sondern setzte sich vor dem Thore auf eine Bank nieder, in der Absicht, wenn Jemand herauskäme, um Nachtherberge anzusuchen. Darüber verfiel er in einen tiefen Schlaf. Nicht lange, so weckte ihn heftiges Krachen und Zusammenstürzen, und er befand sich in einem Gewölbe, von Finsterniß umgeben. Allmälig erblickte er eine Helle, er ging darauf zu, gelangte so in's Freye und befand sich innerhalb der Trümmer der Burg Frauenstein. Schon war es Mittag.

Da wollte er, vor der Sonne sich zu schützen, in das Gewölbe zurück; es war nicht mehr zu sehen.

7) Bey Tiefenbach ist eine Mühle, auf der es im Advente fürchterlich haust: man sieht dort schwarze Männer, welche mit glänzenden Kugeln um einander werfen.

8) Auf dem Wege von Deggendorf nach Zwiesel ist ein Wald, in welchem sich ein sumpfiges Thal befindet, gleich einem Weiher, das Sauloch genannt. Viele Geister sind hineingebannt. — Ein böhmischer Geschirrhändler war einmal des Weges, verirrte sich im Walde und kömmt zu einem grossen Hause, mit schöner Kegelbahn. Der Gegend kundig hatte er gleichwohl nie Etwas davon gesehen oder gehört. Da waren viele vornehme Herren, welche Kegel schoben, um theueres Geld, und weil er so zuschaute, rief ihn Einer an, er solle aufsetzen. Auf einmal hörte er Gebetläuten, es war 4 Uhr Morgens. Da that es einen solchen Kracher, daß er vermeynte, es falle der Wald zusammen. Gerade wollte er den letzten Kegel aufsetzen. Da war Alles verschwunden, und er hatte den Kegel in der Hand, eitel Gold. Mit Mühe arbeitete er sich aus dem Sauloche — denn in dessen Mitte stand er — heraus und ward zum reichen Manne.

9) Ein Amtsdiener war des Weges von Vohenstrauß nach Tirschenreut und hatte sich in die Nacht hinein verspätet. Er verirrte sich: da kam er an ein grosses Gebäude; die Fenster zeigten, daß Licht brannte und Leute auf wären. So zog er am Glockenstrang,

und ein grünes Männchen öffnete ihm und führte ihn in ein Zimmer, wo ihrer Zwölfe bey Bier und Kartenspiel sassen. Sie frugen ihn, woher er komme; er antwortete kurz: „Ich bin geschickt.“ Dann boten sie ihm Essen und Trinken: er aber nahm nichts an, sondern setzte sich hinter den Ofen auf die Bank, sich zu wärmen. Das war sein Glück. Es schlug Mitternacht: da löschte das grüne Männchen die schwarze Kerze aus, fing die Herren am Tische in seine Arme zusammen und verschwand: der Bote aber saß an einer Mauer. Morgens erkannte er Flossenburg.

Mehrere wollten dort Schätze graben und liessen Einen aus ihrer Mitte am Seile in den Keller hinab: der sah unten an langer Tafel die vertragenen Geister in blauen Gewändern dasitzen und mit eisernen Karten spielen.

10) Anderthalb Stunden von Bärnau, bey der Silberhütte, ist der Silberberg mit einem Walde: in letzterem befindet sich eine Hut, und auf dieser ein groşer Stein, unter welchen ein Loch hineingeht. In der Höhle sitzen vier drinnen, und spielen mit eisernen Karten. Der Ort ist sehr gefürchtet und das Vieh fängt zu brüllen an, wenn es nahe hin soll.

11) Jetzt noch kommen die Geister der alten Vehmritter im Schloßhofe zu Berneck bey Gefrees zusammen, um sich ihre Thaten zu erzählen: jeder will die größte vollbracht haben. Man hört sie in ihrer alten Mundart reden.

12) Nahe an Pfatter ist eine kleine Anhöhe, Hüter-

berg genannt. Da hört man die Geister Kegel scheiben. Ein Bube wollte das Spiel mit ansehen, ward aber versprengt und kam erst in acht Tagen heim, ohne zu sagen, was er erfahren.

Einer wollte sich in der Nähe hängen: schon am Stricke hörte er wunderschöne Musik aus der Anhöhe heraus und er war den Leuten, die ihn abschnitten, gar nicht dankbar dafür, daß sie ihn abgehalten, zu den Geistern mit der schönen Musik zu kommen.

Von solcher Geistermusik geht auch anderwärts die Sage. In der Weiherlohe, am südlichen Fusse des Schellenberges, hört man am Dreykönigsabende wunderschöne Hörnermusik, die bis zur Staralou oder Störenlohe tönt.

13) Bey Dieterskirchen, am Sattelstein, der auch sonst verrufen ist, stand früher ein verwunschenes Schloß. Einer, sehr verwegen und Nichts fürchtend, wollte das Fürchten lernen, und bat den Wirth von Dieterskirchen, bey dem er diente, ihn auf's Schloß zu schicken. Dort kochte er sich und aß. Um eilf Uhr in der Nacht legt sich ein schwarzer Mann in's Bett. Sagte der Geselle, der noch am Tische über seiner Mahlzeit saß: „Magst keine Knödel, kannst mitessen!" Als er keine Antwort erhielt, stand er auf, und trat an's Bett, um sich niederzulegen. Da sagt er zum Geist: ruck! der aber hört nicht. So stößt er ihn auf die Seite hinüber und nimmt seinen Platz ein. Nun aber begann das Bett im Zimmer herumzurasen und warf ihn empor bis zur Decke, und dieses so lange, bis es Zwölfe schlug. Halbgebrochen, aber nicht mehr

beunruhiget, schlief er ein. In der zweyten Nacht ging es ebenso, wo nicht ärger; aber er fürchtete sich nicht. In der dritten endlich kamen ihrer Fünfe und brachten Kegel mit und Todenköpfe als Kugeln; er mußte nun mit ihnen kegeln, sollte aber mehr treffen, als sie Alle mitsammen; drey Schub durfte er thun. Der Hans aber schob sie Alle hin und traf das letztemal auch noch den König. Nun führten sie ihn hinaus in einen Gang und fielen mit ihm in eine Höhle hinunter. Da mußte er schmiden, und doch meynte er kaum den Hammer heben zu können. Glücklicherweise brachte aber der Oberste der Geister seinen Bart in den Schraubstock, und verlor seine Stärke; gewaltig schlug nun der Geselle auf ihn ein, bis er um Schonung bat. Sie ward ihm und damit die Erlösung, dem furchtlosen Hans aber Alles, was an Schätzen da lag. Das Schloß verschwand, und der Hans stand allein und kehrte mit seiner Beute heim, und gab als Zehent den Armen den vierten Theil.

14) Am Dreyfaltigkeitsberge vor Regensburg ward eine grosse Schlacht geliefert: zeitweise stehen die gefallenen Krieger auf aus ihren Gräbern und erneuern den Kampf.

15) Auf der Gaissenwiese bey Waldthurn sieht man um Mitternacht zwölf Geister mähen.

16) Am Kürberge, unweit Stamsried, sieht man noch zeitweise die alten Ritter sich gegenseitig bekämpfen, und in der Burg zu Rieden fünf Reisige in Pickelhaube und Panzer im Boden graben.

§. 19.

Frevel an den Toden.

Wer der Toden spottet, wird von ihnen zur gerechten Strafe gezogen. Man soll die Toden ruhen lassen, von ihnen nur Gutes reden.

1) An einem Sonntage ging ein lustiger Geselle, ein Bauer, vor dem Gottesdienste in das Beinhaus, wo er einen Todenkopf sah, der noch alle seine Zähne hatte. In seinem Muthwillen gedachte er der Knödeln, welche auf Mittag seiner warteten, und auch dem Todenkopf mit seinen guten Zähnen nicht zu hart seyn würden. Er lud ihn also auf Mittag ein, und der Schädel nickte. Voll Entsetzen eilt der Frevler nach Hause und schloß sich ein. Aber der Knochenmann kam zur verschlossenen Thüre herein und setzte sich zu dem Bauer an den Tisch: er griff zu und auch der Bauer mußte essen, so wenig es ihm schmeckte. Nach der Mahlzeit lud der Knochenmann seinen Wirth zu Gast und ließ diesen halbtod vor Schrecken zurück.

In seiner Angst lief er zum Pfarrer, damit er ihm helfe. Aber dieser erklärte ihm, wie eine Weigerung nichts helfen würde: doch wolle er ihn auf dem Gange begleiten. Als sie in den Freidhof traten, sahen sie ein Grab offen; der Tode stieg heraus, umarmte seinen Gast und das Grab schloß sich über beyden. Hundert Jahre blieb der Bauer aus. Nach dieser langen Zeit, die ihm wie ein langer Morgen vorkam, erstand er aus dem Grabe und wollte zu Hause um sein Vieh

umschauen, aber Niemand kannte ihn, Alles floh vor ihm. Er erzählte sein Schicksal und ging nun die kurze Zeit, die er noch lebte, in der Umhut bey guten Leuten zur Mahlzeit herum. Falkenstein.

2) Am Schwarzweiher steht eine Kapelle; die Gegend dort ist reich an Gespensterspuck. Da kam einmal ein Müller, etwas angetrunken, von Rötz her, und rief in die Kapelle hinein: „Kommt heraus, ihr Verdammten!" Sogleich vernahm er fürchterliches Getöse und die Geister eilten ihm nach, bis an sein Haus. Zum Glücke stand die Stadelthüre offen und er sprengte hinein. Wie er in die Stube trat, schauten die Geister zum Fenster herein und winkten ihm.

3) Ein Geiger aus Tiefenbach ging von einer Hochzeit heim und kam von Schneeberg her an einen Kreuzweg, über den die Toden gefahren werden. Da sieht er zwey Geister tanzen. So dachte er: „Wart, denen will ich ein wenig dazu aufspielen, vielleicht leidet es ein Trinkgeld" — und begann ein munteres Tänzchen zu geigen. Kaum aber hatte er nur einige Striche gethan, so waren ihm die Tänzer schon auf dem Halse, und der eine davon entriß ihm die Geige und schlug sie ihm so um den Kopf, daß er vermeynte, sie müsse in tausend Trümmer gehen. Zuletzt sagte er ihm: „Die Nacht gehört mir, der Tag dir: wärst du nicht verkreuzt, gingst du nicht mehr fort." Darauf verschwanden sie, und es ward ein solches Krachen im Walde, als wollte Alles zusammenbrechen. — Am andern Tage fand der Frevler seine Geige unverletzt zur Stelle.

4) Von Strahlfeld ging Einer heim und mußte den Freidhof vorbey. Da höhnte er die Todten und sogleich sitzt ihm ein feuriger Pudel auf dem Nacken; er will die Pratzen wegschneiden, es war, als ob er in Stein schnitte. Da betete er und wurde frey.

5) In Bruck auf der Regensburgerstrasse war ein rechter Frevler, der an Nichts glaubte. Zu ihm kam alle Tage eine Alte hutschen, und weil sie schon hundert Jahre auf dem Rücken hätte und daher bald abfahren müsse, forderte er sie auf, nach ihrem Tode zu kommen und ihm zu sagen, wie es denn in der anderen Welt ausschaue. Sie war kaum verstorben, so hörte man schon auf dem Boden des Frevlers Korn einfassen und den Metzen hin und wieder werfen. Dem Manne war dieses unangenehm und er ging mit Licht und Axt die Treppe hinauf, während er immer fassen hörte. Als er aber die Thüre öffnete, that er einen Schrey, fiel die Stiege herunter und brach den Arm. Auf dem Boden aber wurde Alles in Ordnung befunden. Von nun an trat die Alte als schneeweisser Geist und wie Papier rauschend drey Nächte vor das Bett des Kranken, und gab sich zu erkennen, mit den Worten, er möge ja nicht mehr freveln und die Menschen zum Versprechen verführen, daß sie nach dem Tode sich zeigen werden; sie habe ihre Zusage halten müssen und der Weg sey ihr härter angekommen, als wenn sie auf Disteln und Dornen gegangen wäre; es werde jenseits gar strenge genommen.

6) Eine betrunkene Mette zu Unterviechtach wettete,

daß Niemand sich Nachts auf den Freidhof wagen und einen Todenkopf zum Lotterieorakel mitbringen würde. Zwey verwegene Bursche vollbrachten die That. Als sie aber den Schädel in die Todenkammer zurücktrugen, standen die Toden da, und Einer davon ohne Kopf, und liessen die Frevler nicht mehr durch. Der eine Bursche blieb tod, der andere behielt zeitlebens seinen Kopf nach hinten gedreht, geradeso, wie er sich umgesehen hatte.

7) Ein Weber bey Waldkirch wollte die Krautwürmer von seinem Acker verthun, nahm ein Todesbrett vom Wege weg, umzog damit sein Feld und legte es dann mitten hinein. Nachts stand aber der Geist vor ihm, dem das Brett gehörte, und durch dessen Wegnahme das Gebet der Gläubigen für seine Ruhe entging: ebenso die zweyte und dritte Nacht. Da that der Weber wohl das Brett zur Stelle, die Würmer aber hatten in seinem Felde Alles zerfressen und was etwa noch stand, war faul.

8) Ein anderer Weber von Neukirchen St. Christoph nahm einen Todenkopf vom Freidhof unter sein Kopfkissen, damit er ihm während des Schlafes Glücksnummern eingebe. Der Geist aber erschien und forderte seinen Kopf zurück.

9) Ein Bauernmädchen hatte einen schönen jungen Burschen zum Schatze, der mit ihr fleissig in die Rockenstube ging. Er starb, und seitdem konnte sich das Mädchen nicht mehr trösten und wenn sie in die Rockenstube ging, weinte sie jedesmal in den Freidhof hinein,

an welchem sie vorüber mußte. Einmal sah sie länger als sonst auf das Grab und warf ihr Halstuch darauf. Da öffnete sich das Grab und der Tode kam heraus und sprang ihr auf den Nacken, voll Wuth darüber, daß sie ihn nicht ruhen liesse. Der Geistliche mußte die Leiche wieder auffegnen, eher ging der Tode nicht herab. Neuenhammer.

§. 20.

Sonstige Geistergeschichten.

1) Zu St. Koloman bey Velburg kamen alle Nacht zwey Geister in die Stube des Bauern: ihr Erscheinen fiel gar nicht mehr auf. Sie trugen Kraxen auf dem Rücken und stellten sie auf den Tisch. Seit dem letzten Brande sind sie verschwunden. Es waren grosse graue Geister, wie denn alle Geister in dieser Gegend sehr groß sind. Sonst gab es grosse Menschen.

2) Im Bürgerspitale zu Velburg trieb sich ein grosser grauer Geist herum, bey Tag wie bey Nacht, aber nur den Kindern sichtbar, den Alten hörbar durch die Tritte: denn er trat auf wie ein erzürnter Mann. Oft verstellte er den Kindern den Weg: diese fingen zu schreyen an, der Alte fluchte und der Geist verschwand.

3) Hart an Berneck bey Gefrees liegen drey Burgen auf drey Bergspitzen, die über den Markt hereinragen. Da sieht man oft einen Reiter herabreiten, ohne Kopf, voll Mies, gegen die Ortskirche und dreymal an die Kirchthüre klopfen. Er soll für viele Mordthaten leiden.

4) In Himmelskron, einem markgräflichen Schlosse, geht ein Mann ohne Kopf. Der Nachtwächter wartete seiner einmal, wurde aber von ihm so fest an der Kehle gepackt, daß er Zeitlebens die Spuren davon trug.

5) Der Müller, welcher zugleich den Frevel an den Todten verübte, säte einmal Haber auf seinem Felde am Schwarzweiherberge; da rief ihm eine Stimme zu: „Den Haber säst du zwar, aber einärnten wirst du ihn nicht!" Das ließ sich der Müller gesagt seyn, schwieg, enthielt sich des Trunkes und ging dafür fleissiger zur Kirche. Wie die Aerntezeit kam und er das letzte Fuder Haber auflud, rief er in den Wald hinein: „Hast auch gesagt, ich werde den Haber nicht einbringen!" Darauf eine Stimme: „Hättest du nicht stillgeschwiegen, wärst du nicht übrig geblieben!"

6) Der Großvater der Erzählerin geht in der Christnacht nach Weiding in die Kirche. Links vom Wege ruft es ihn an: „Heuer ein Jahr gehst du auch nicht mehr vorbey!" — und dieses dreymal. Nächstes Jahr ging er in Gesellschaft zur Kirche und erzählte sein Abenteuer. Da rief es wieder, wie oben.

7) Auf dem Boden eines der Richterhöfe bey Velburg befindet sich ein uralter, schwarzer, leerer Sarg. Man weiß nicht, woher er stammt, er läßt sich nicht vertragen, kommt immer wieder zurück. Dabey war auch ein Todenkreuz. Dieses vertrug ein Wasenknecht gegen unbedingten Lohn und die Erbauung einer Kapelle. Als er es in den Freidhof zu Velburg und zu Weiling tragen wollte, erhoben sich alle Geister aus den Gräbern

gegen ihn. Man hatte das Kreuz früher öfter au dem Freidhof zu Velburg für arme Leute benützt, immer kehrte es zur alten Stelle zurück. Der Knecht äusserte später: „Hätte ich es nicht schon vertragen, ich würde es nicht mehr thun, soviel habe ich ausgestanden.“

8) In Mantlach ist auf dem Boden eines Bauernhofes ein Spinnrad mit einem Haspel. Wenn die Spinnzeit kommt, wird das Rad von unsichtbaren Händen gerührt und geht immer herum zum Zeichen, daß die Zeit zum Spinnen gekommen sey: die Leute müssen nun so lange darauf spinnen, als das Rad geht. So wie aber der Haspel zu gehen anfängt, müssen sie zu spinnen aufhören, wenn auch der Rocken frisch angelegt ist. Der Haspel ruht dann nicht, bis das Rad in seiner Nähe ist.

9) Zu Birkach steht auch ein Haspel, der zu Zeiten zu klappern anfängt, ohne daß er angerührt wird. Eine eiserne Kette, womit man ihn sperren wollte, zerriß. Man weiß nicht, woher er ist. Oft vertragen, kehrt er immer wieder zurück.

10) Im Grafenwöhrer-Weiher sieht man Nachts eine Menge blauer Flammen und Lichtchen aus dem Wasser aufsteigen und wieder vergehen, ebenso graue unbekannte Vögel, welche herumflattern und verschwinden, um anderen Platz zu machen — lauter verwunschene Geister.

11) Auf einer Wiese unweit Kagern sieht man gar oft bey Tag und Nacht Krämerstände, meist Bändelkrämer dabeystehend.

12) Auf dem Wege von der Hansenried nach Weiding, rechts in einer Wiese, sicht man oft einen Krämer vor einer Staude mit seiner Butte schöne Waaren feil haben.

13) In einem Wäldchen bey Tiefenbach, welche Gegend überhaupt sehr reich ist an Geistersagen, kommt es oft schwarz von Raben, die sich immer einer um den anderen drehen. Einem muthigen Burschen, welcher durchging, setzte sich einer, so lange das Holz dauerte, auf den Rücken.

Dort rollen auch Fässer dem Wanderer vor die Füsse, und Niemand treibt sie.

14) Die Seidellohe ist ein Wald bey Auerbach, dort ist es unsicher bey Tag und Nacht und Jeder, der durchgeht, weiß was zu erzählen. Es schnappen und krachen und patschen die Aeste, wie wenn Alles zusammenbräche und doch ist Nichts gebrochen. Es verführt die Leute, daß sie oft den halben Tag herumgehen, ohne sich auszukennen, wenn sie schon gleich hundertmal des Weges kamen. Auf die Leute geht ein kleines altes schwarzes Männchen zu, mit langen zottigen Haaren, wie ein Bär, und feurigen Augen. Vor Angst kann man nicht mehr ausweichen, dann stellt sich das Männchen hin, bäumt sich auf, wird immer grösser wie ein Thurm, oben immer breiter, unten immer spitzer, bis es in den Lüften verkommt.

15) Eine Frau hatte die Gewohnheit, täglich in die Fünfermesse zur Kirche zu gehen. Einmal erwachte sie um Mitternacht, und in der Meynung, es wäre Kirchen-

zeit, machte sie sich auf den Weg und wie sie in die Kirche trat, war Alles voll Leute, die sie als längst verstorben erkannte. Auch ihre Gevatterin war darunter. Diese ging zu ihr hin und sagte: „Mache, daß du fortkommst, aber lasse deinen Schurz zurück, sonst wirst du zerrissen.“ Die Frau machte sich eiligst davon, hörte hinter sich fürchterliches Krachen und Brechen, ging heim, legte sich nieder und starb. Ebnat.

16) Zu Naabburg im Landgerichtsgebäude ist ein Zimmer, in welchem ein Ritter Nachts in den Aktenschränken herumsucht, in den Akten blättert, sie dann zuschlägt und sich über die schlafenden Menschen hinüberbeugt, worauf er ruhig fortgeht. Einst hatten Tempelherrn ihren Sitz hier.

17) Zwischen Waldmünchen und der Glasfabrik Herzogau läuft ein kleiner Wiesenbach. Oft stand ein Geist am Stege und ließ den Wanderer nicht darauf; dieser mußte durch's Wasser.

18) Zu Altmühlmünster saßen einst Tempelherrn; sie wurden sämmtlich von berittenen Kriegsknechten ermordet. Seitdem hört man alljährlich am Weihnachtsabende vor Avemarialäuten bis zum ersten Läuten in die Metten Pferdegetrappel auf den Gängen des Pfarrhofes.

II. Teufelsmenschen.

§. 21.

Einleitung.

Es gibt Leute, welche es mit dem Teufel haben, damit er ihnen zu Gütern der Welt verhelfe oder die Zukunft enthülle, oder sie schütze, oder ihnen beystehe, dem Nebenmenschen zu schaden, um Rache an ihnen zu nehmen. Solche Leute vermögen daher mehr als andere Menschen, und sind ebendeßhalb in der ganzen Gegend ebenso bekannt wie gefürchtet.

Das Verhältniß, in welches der böse Mensch so zum Teufel tritt, ist ein ausgesprochenes, auf einen festen Vertrag zwischen beyden Theilen begründetes, ein eigentliches Bündniß mit dem Teufel, welcher nach Umlauf einer gewissen Zeit als Lohn seines Beystandes die Seele des Verbündeten sich ausbedungen hat, oder stillschweigend eingegangen, indem der Mensch sich der teuflischen Zauberkünste bedient, und dadurch von selbst, durch die That schon, demselben verfällt.

Das Volk glaubt an böse Künste und schreibt widrige Erfolge, die es nicht zu erklären vermag, denselben zu: als Inhaber solcher satanischer Künste bezeichnet es die Glieder gewisser Menschenklassen, vor Allem die Zigeuner, wegen ihres geheimnißvollen Thuns, dann alte Weiber, die als Hexen auftreten, den Bilmesschneider, ferner Schäfer, Schinder,

vazirende Jäger; steigt es hier in die unteren Schichten der Bevölkerung hinab, um die Teufelsleute herauszufinden, so bleibt das Volk gleichwohl nicht bey diesen allein stehen, sondern greift auch nach oben, zu den Herren, deren Gewaltthätigkeit es fühlen muß, ja zu ganzen Reihen derselben, welche als Verschworene, Teufelsverbündete, grössere Erfolge erzielen wollen. Doch liegt ihm diese höhere Reihe ferner, die gefährlichsten, weil die nächsten, sind ihm jene niederen Klassen.

Das Volk hütet sich daher sehr, dieselben zu beleidigen oder ihnen Etwas abzuschlagen, um nicht ihre Rache zu reizen, der man nicht entgehen kann. Nur mit der Hexe macht man weniger Umstände und mit dem Bilmesschneider, weil man Mittel besitzt, sie für ihre Zauberkünste zu züchtigen. Mit den Zigeunern mag man am wenigsten anbinden: denn sie kommen so unvermutet als sie verschwinden: da läßt sich nicht mehr helfen. Dagegen sind Schäfer und Schinder in so ferne auch nützliche Leute, als sie tiefes Wissen in die Geheimnisse der Natur und ihrer Kräfte gegen Krankheiten der Menschen und Thiere besitzen, und daher um Lohn zur Abhilfe herbeygezogen werden, da, wo Nichts mehr helfen will.

§. 22.

Zigeuner.

Früher waren die Zigeuner sehr häufig in der O. Pfalz: ja sie wurden zur wahren Landplage, indem ihrer

einst eine Zahl von 40,000 sich im Lande verbreitet hatte. Jetzt sind sie sehr selten mehr zu treffen und da nur an der böhmischen Gränze, aus welcher sie herüberstreichen.

Das Landvolk hat die Furcht vor den Zigeunern jetzt noch nicht abgelegt: man wagt es nicht, ihnen Etwas abzuschlagen: denn ihre Verwünschungen werden Alle wahr, weil sie das sechste und siebente Buch Mosis mit sich führen und daraus aller Zauberey kundig sind. Waltershof.

Wer von Zigeunern verflucht ist, kommt nie mehr auf ein grünes Zweig. Eine Wirthin zu Tiefenbach verweigerte einer Bande die Aufnahme: unter Verwünschungen zog sie ab. Die Frau aber brachte von nun an nur krüppelhafte Kinder zur Welt, oder solche, die mit Wahnsinn oder hinfallender Sucht befallen wurden, und noch heute leiden die Nachkommen an diesem Fluche der alten Zigeunerin.

Wo Zigeuner Herberge halten, nehmen sie den Stadel in Beschlag, weil ihrer immer Mehrere sind; da zünden sie Feuer an, so hoch, daß es bis zum Stroh aufschlägt, und doch brennt nichts an. Sie bringen ihr eigenes Geschirr mit, weil sie wissen, daß die Leute es ihnen nicht leihen würden: mit fremdem Geschirre kann man gar argen Zauber treiben. Ungerne gibt die Bäuerin die verlangte Milch, weil sie Angst haben muß, daß ihrem Vieh Etwas geschieht. Fleisch gibt sie am liebsten, weil man damit am wenigsten Zauber üben kann.

Doch sind die Zigeuner dankbar für die Gastfreund-

schaft, welche man ihnen erweist; wo sie zur Herberge bleiben, graben sie Etwas in den Boden, wodurch das Haus fortan vor Feuer, Krankheit und Viehfall beschützt wird.

Ihre Zauberkunst ist berühmt. Sie können sich unsichtbar machen, zaubern Leuten, welche ihnen nichts geben, die Hennen aus dem Stall, thun denen, welche sie verstossen, die Flöhe und rothen Läuse an — ihnen fügt kein Hofhund ein Leid zu — das Geld, womit sie zahlen, ist kein rechtes, denn es zergeht, oder ist Wechselgeld, und man darf es nicht zu dem Seinen legen. Neustadt.

Sie wissen Alles, was im Hause ist, das sie betreten — Vilshofen — können viel verrathen, wahrsagen aus der Hand und den Karten. Der Bauer in der Ramelsleiten begann einen grossen Bau: dem sagten sie: „Angefangen hast du wohl, aber ausmachen wirst du nicht“ — und er starb, ehe der Bau fertig war.

Sie sind gewaltige Feuerbanner: sie leuchten an die Garben, nicht daß sie brennen, sondern daß die Körner herausfallen wie auf der Dreschtenne. Sie rauchen und kochen im Stadel und nie brennt er an; ja es hat an einem Orte, wo sie übernachteten, das Feuer überhaupt keine Gewalt. Als das Dorf Töfering abbrannte, blieb nur der Stadel verschont, in welchem sie die Nacht zugebracht hatten. Treffelstein. Gegen das himmlische Feuer des Blitzes vermögen sie aber Nichts: dieser schlägt gerade da gerne ein, wo sie verweilen. Tiefenbach.

In der Gegend von Velburg waren sonst diese landgehenden Leute sehr häufig. Da haben sie den Leuten die Spinnweben aus den Gebäuden herausgebrannt und wenn es brennen wollte, das Feuer mit einem ruhigen: „Hoy, Hoy!“ gedämpft. Aus einem Schütt Stroh brannten sie einen Halm heraus, ohne die anderen zu berühren.

Im nahen St. Wolfgang haben sie in zweyen Höfen, wo sie öfter behalten wurden, eine Kugel in das Thürgerüste eingebohrt und verzapft: so lange die Kugel drinnen bleibt, sagten sie, wird das Haus nicht abbrennen. Wirklich ist der angebaute Nachbar abgebrannt, die beyden Höfe aber blieben verschont. Der Abgebrannte selbst aber erhielt von ihnen ein Schießgewehr: so oft er vom Zimmer aus auf einen Baum oder eine Hecke schoß, fiel ein Vogel herab oder lag ein Hase drinnen.

Bey dem Großvater der Erzählerin aus Spalt wohnten gar oft Zigeuner im Stadel. Da zündeten sie Feuer an, so hoch, daß es bis an's Dach ging und der Großvater voll Angst und Schrecken herbeyeilte, es ihnen zu wehren. Sie aber beruhigten ihn und sagten: „So lange du lebst, wirst du durch Feuer Nichts verlieren, und noch zwanzig deines Stammes sollen dergleichen nicht erleben.“ Zum Beweise zog der Eine ein Schütt Stroh heraus, und aus diesem wieder einen Wusch oder eine Handvoll, welches er so anzündete, daß es ganz durch das Schütt hindurchbrannte, ohne dieses zu verletzen. Nichtsdestoweniger bat sie der alte Mann, von

ihm fortzugehen. Da lachten sie und spotteten: „Wenn du uns nicht behältst, behalten wir dich!" — Er mußte ihnen Kraut und Speck geben: beydes verzehrten sie roh, auch dann, wenn sie zu Ader liessen; selbst die hundertjährige Großmutter verschmähte diese Kost nicht. — Die Weiber hatten große Kröpfe, welche sie beym Essen hinauf banden. Der Kropf war ihnen Zeichen der Schönheit; darum sagten sie zur Großmutter: „Du hättest schöne Mädchen, wenn sie Kröpfe hätten, so aber sehen sie aus wie Gänse."

Auch auf Geisterbann verstehen sich die Zigeuner. Zu Albertshofen bey Velburg konnte in einem Hause Niemand allein verbleiben, weil ein Geist, ein kleines Weiblein, sein Unwesen trieb. Da kam die Zigeunerin und erbot sich, allein mit dem Geiste zu bleiben und ihn zu bannen, wenn man ihr überlasse, was der Geist ihr zeige. Der Geist führte das Weib in die Küche an den Herd und wies ihr darin einen Hafen mit Geld, welchen eine Metallplatte deckte, die das Bild der Muttergottes trug. Das Geld liessen sie ihr, die Platte mauerten sie im Hause ein, wo es noch zu sehen ist.

Wo sonst die Zigeuner ein sauberes oder hübsches Mädchen antrafen, nahmen sie es mit; daher versteckten die Aeltern ihre Kinder vor ihnen. Wenn in Daßwang die Zigeuner einstellten, sagte die Mutter:

Moidl, mach Kuchl zou,
's kummt da Zigeunabou,
nimmt di ba dana Hand,
zaygt di in's Zigeunaland.

Daß so viel gesehen und gehört wird in der O. Pfalz, kommt daher, daß so viele Zigeuner hier begraben liegen, besonders am Walde hin; denn sie hatten den Brauch, ihre Leute, wenn sie alt und gebrechlich wurden, lebendig zu begraben.

So liegt eine Zigeunerin unter einem Baume bey Tiefenbach: alte Leute denken es noch, wie die Zigeuner eine Grube machten und eine Alte hineinstürzten mit den Worten: „Gib dich zur Ruhe, denn du kannst nicht mehr mit uns gehen!“ — und die Alte ging gutwillig hinan.

Zur Großmutter, welche sie wegen hohen Alters nicht mehr fortbringen konnten, sagten sie vor dem Eingraben: „Duck dich, Alte, hast lang genug gelebt.“ Sie liegt zwischen Wernfels und Wassermungenau begraben.

Auf der Boyawiese bey O. Bernried liegt auch Eine: die Zigeuner sagten zu ihr: „Alte, gib dich zur Ruhe, du hast dein Brod schon lange genug gegessen“ — legten ihr eine Schüssel auf den Kopf und verdeckten sie in der Grube.

Unweit Hollenstein oder St. Wolfgang ist ein Wald, Hohenlohe genannt, und in diesem eine grosse Haide, auf der Nichts gedeiht, weder Holz noch Gras. Vor vielen Jahren kam eine Zigeunerbande in diesen Wald, wurde aber, als verschiedener Diebstähle in der Umgegend verdächtig, von den Leuten vertrieben. Als die Zigeuner nun flüchteten, konnten sie den Stammesältesten wegen Alter und Krankheit nicht mehr fortbringen: so begruben

sie ihn lebendig und zogen dann ab. Mehrere Nächte hindurch hörte man den Alten winseln, und die Leute kam Furcht an und sie mieden den Ort. Er ging im Berge um, neckte die Wanderer und verwüstete ringsum den Wachstum des Holzes; der Schaden wurde immer grösser, da der Wald in immer grösseren Umkreisen abstarb. Man grub also die Gebeine aus und an der Kirchhofmauer ein; von da an ließ der Geist sich nicht mehr sehen und dem Verderben geschah Einhalt; was aber um die Grabstätte wüste gelegt worden, ist heute noch öde.

In Weissenstadt lag ein Zigeuner krank und starb. Man grub ihn nicht in dem Freidhof ein, sondern an die Kirche. Die Zigeuner warnten vor ihrem Abzuge, ja nicht die Leiche auszugraben, noch weniger ihm einen Zahn auszureissen. Nun wurde aber nach vielen Jahren die Kirche ausgebessert und damit der Zigeuner seiner Ruhestätte beraubt. Der Schädel hatte noch alle Zähne und zwar schneeweiß. Unversehens zog man einen davon heraus und die Höhle blutete. Bald darauf brannte der Ort ab, und Vieh und Leute gingen zu Grunde.

§. 23.

Fahrende Jäger.

Jäger ohne Dienst, welche einen Herrn suchen und nie finden, weil es ihnen nicht darum zu thun, sind eigentliche Landstreicher, welche sich mit Betteln und Wildschiessen fortbringen, so gut es eben geht, und beym

Bauer Rast und Herberge nehmen. Sie können mehr als andere Leute und sind daher gefürchtet, wie Zigeuner. Von ihren Künsten wußte man sonst viel zu erzählen, jetzt ist diese Art Geschäfts-Reisender sehr selten geworden, weßhalb fast nicht mehr von ihnen die Rede geht.

Gleich den Zigeunern erweisen sie dem Landmanne, der ihnen Gutes gethan, angemessenen Gegendienst. Auf dem Bogenhof bey Velburg sind seit Menschengedenken keine Spatzen zu treffen. Denn als er von dem letzten Brande aufgebaut wurde, wollte ein Wildprätschütze, der auf Reisen war, dem Bauer für die Aufnahme danken und frug ihn, was er ihm verthun solle, die Mäuse oder die Spatzen. Der Bauer meynte, die Spatzen thäten ihm mehr Schaden, und so verthat er sie ihm: siedar kann sich kein solcher gefiederter Gast dort mehr halten. Gleiches meldet man vom Orte Eglwang bey Parsberg: hier waren es Zigeuner, welche den Bauern für gute Aufnahme zum Danke die Spatzen verthaten.

Ein Jäger hatte sieben Gehilfen nach einander verloren; denn so oft sich es Einer davon hatte beygehen lassen, auf einen Hirschen zu schiessen, war die Kugel auf ihn zurückgegangen. Nun kam ein junges Bürschchen und bot sich zum Dienste an. Auf vieles Bitten nahm ihn der Jäger an, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nie auf einen Hirschen schiesse. Der Junge sagte zu und hielt anfangs sein Wort: er ließ alle Hirsche, groß und klein, an sich vorüberziehen. Eines Tages aber stand ihm ein stattlicher Edelhirsch zu Schuß: da vermochte er es nicht länger; kaum war

aber der Hirsch zusammengestürzt, pfiff schon die Kugel durch die Bäume her auf ihn zu. Da nahm er sein Hütchen ab, kniete sich nieder und fing die Kugel im Hütchen auf. Freudig lud er sein Gewehr damit und schoß sie frey in die Luft hinaus, und ging heim, sein Abenteuer zu melden. Nicht lange, so kam die Nachbarin, eines zweydeutigen Jägers Weib, wehklagend herein und hinterbrachte ihr Unglück, daß der Mann kurz vorher am Tische erschossen worden, die Kugel sey durch's Fenster gekommen, man wisse nicht woher. Jetzt wußte man, wer die sieben Gehilfen erschossen hatte. Neuenhammer.

§. 24.

Doppelgänger.

Manche Menschen zeigen sich zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten; sie vermögen dieses mit Hilfe des Bösen oder müssen es thun, weil sie schon dem Bösen verfallen sind, oder es hüllt sich der Teufel unmittelbar in ihre Gestalt, um statt ihrer ihre Werke zu vollbringen.

Bey Tiefenbach war ein wucherischer Bauer, den man öfter auf seiner Wiese umhergehen sah, während er doch sicher zu Hause saß. Einmal an einem Sonntage war er im Gottesdienste; die Leute auf der Bahre in der Kirche sahen ihn aber auf seiner nahegelegenen Wiese herumgehen, und zwar in derselben Kleidung, die er in der Kirche trug. Sie gingen nun zur Kirche hinaus und sahen ihn auch da noch auf der Wiese,

während er zu gleicher Zeit in der Kirche an seinem Platze saß. Er ging, so zu sagen, bey lebendigem Leibe um und deutete damit an, daß er nach seinem Tode dasselbe thun werde: denn wo des Menschen Schatz, da ist auch sein Herz.

Ferner ein Waldjäger drangsalirte die armen Leute, wenn sie im Holze waren, Reisig zu lesen, in einer Weise, daß gar mancher Fluch über ihn erging; er wollte, daß ausser ihm Niemand den Wald betrete. Sein Weib lag ihm oft flehentlich an, gelinder zu verfahren, es würde sonst kein gutes Ende mit ihm nehmen. Eines Tages brachte ein Holzhauer einen Hasen und den Fingerring des Jägers in die Küche und sagte zur Frau: „Diesen Hasen schickt euch euer Mann, und zum Zeichen, daß er ihn geschossen, seinen Ring.“ Sie trug Beydes auf die Stube des Mannes. Der aber saß da und wußte nichts davon, daß er einen Hasen geschossen, und als er den Ring sah, der an seinem Finger fehlte, rief er: „Teufel, wer hat mir den gestohlen!“ Sieh zu, warnte ihn nun wieder die Frau, schon geht ein Anderer auf deiner Spur im Walde herum, er wir dir noch den Hals umdrehen. Da ging der harte Mann in sich uud besserte sich. O. Bernried.

§. 25.

Feilenhauer

oder Sägenfeiler sind in der ganzen O. Pfalz als fahrende Leute bekannt, welche die Macht haben, Geister,

besonders böse, so durch ihr Waizen die Menschen beunruhigen, zu vertragen, zu verschaffen. Sie haben die Gewalt auch da, wo die Priester der Kirche Nichts vermögen und bilden den bösen Gegensatz zu diesen; was die Diener der Kirche im Namen Gottes, das wirken die Feilenhauer im Namen und in der Macht des Teufels. Daher gereicht diese Kunst den Besitzern selber zum Verderben: sie erbt sich von Vater auf Sohn, aber jeder, der sie übt, ist verloren, und der Sohn muß den eigenen Vater nach dessen Tod verräumen.

Sie machen an der Stelle, wo der unruhige Geist sich vernehmen läßt, einen Griff in die Luft und fahren mit der zugeballten Faust in den Ranzen, in welchem sie ihre Feilwerkzeuge führen. Dann vertragen sie den Geist in Moos oder Sumpf im Walde, oder auf Berge in Burgruinen.

Für ihre Mühe muß man ihnen geben, was sie verlangen: ein Markten um den Preis vor oder nach dem Dienste würde ihre Thätigkeit erfolglos machen.

Da sie es mit dem Bösen haben, sind sie allgemein gefürchtet, und jetzt noch wagt man nicht, sie ohne Arbeit oder Geschenk gehen zu lassen, wo sie zusprechen. Weiß man ja doch nicht, ob man nicht einmal ihrer Hilfe bedürftig seyn wird.

Zeitweise erlauben sie sich auch muthwillige Scherze, um zu einem Abendbrod zu gelangen. So kam ein Feilenhauer in das Wirthshaus von Schlammersdorf mit seinem Ranzen; den warf er hin unter die Ofenbank und bat die Gäste, ihn ja nicht zu berühren.

Drauf ging er zu Bette. Die Gäste aber waren neugierig, fühlten an dem Ranzen herum und glaubten Federwild darin zu verspüren. Sie machten also den Ranzen auf und sogleich flog ein Rabe heraus, ganz wild, mit Augen so groß wie Fensterscheiben. Umsonst versuchten sie es, ihn zu fangen: er machte fürchterlichen Lärm, und zerkratzte denen jämmerlich das Gesicht, so ihm zu nahe rückten. Um ein gut Stück Geld kam nun der Ranzenmann herab, machte den Sack auf, sagte zum Raben: „Da gehst hinein!" — und er ging hinein und es war Ruhe.

Ein Feilenhauer stellte bey der Mutter des Erzählers ein und warf seinen Ranzen hinter die Ofenbank. Sie wollte ihn nicht behalten, er aber drohte ihr, sie in seinen Ranzen zu thun. Nicht lange, so blähte sich dieser auf, immer mehr; da nahm der Mann seinen Stecken und schlug darauf los, bis er zusammensank. Am Morgen nach der Suppe wollte er zum Danke zeigen, was er im Ranzen trage, hieß den Geist herausgehen und stellte ihn Dockengroß auf seine Hand, wo er tanzen mußte. Es war ein Weibets aus Waldthurn in schwarzem Rock und Wammes, das Gesicht blaulicht, wild schauend, die Nase schnabelartig vorstehend. Drauf schaffte er ihn wieder ein und vertrug ihn nach Flossenbürg. Waldkirch.

Auch bey ihnen kommt es vor, daß die Geister, welche vertragen werden sollen, um eine kleine Stelle am Orte ihres bisherigen Wirkens bitten.

So bat der unruhige Geist des ehemaligen Bilmes-

schneiders von Ilsabach, den der Geistliche nicht bannen konnte, den herbeygerufenen Feilenhauer anfangs nur um ein kleines Plätzchen im Schweinstall, so groß wie ein Fingerhut, dann so klein wie eine Nadelspitze, doch umsonst. Er hätte ja doch nicht Ruhe gegeben, und wurde daher in den Böhmerwald vertragen.

Dort oben vertragen die fahrenden Künstler die Geister in die alten Trümmer der Burg Schellenberg: da sitzen diese drinnen und karten mit eisernen Karten, welche sie alle Jahre zu Tode karten. Der Feilenhauer muß ihnen daher jedes Jahr eine neue Karte bringen. In der Burg wohnt das Burgfräulein; so oft nun der Mann einen neuen Geist bringt, wirft er den Ranzen hin und tritt mit den Füssen darauf herum, bis der Geist herausshüpft; das Fräulein empfängt ihn dann mit Saitenspiel in der Weise, wie man die Bauernbraut zur Hochzeit abholt.

§. 26.

Verschworene.

Manche Menschen haben sich zu bösen Zwecken verschworen; wer von ihnen abfällt, dem ergeht es übel.

Zu Bayreuth waren einmal Verschworene, die zugleich Vehme übten gegen Alle, welche ihnen gefährlich waren. Sie kamen in einem Saale zusammen, der mit schwarzen Tüchern behangen war; an den Wänden hingen die Bilder der Glieder des Bundes; so Einer von ihnen zum Verräther wird, meldet es das Bild.

Dann wird es mit drey Tropfen des Blutes, welches man von ihm wie von Jedem in einem Gläschen aufbewahrt, besprengt, und der Vorsitzende schießt auf das Bild. Mag der Schuldige seyn wo immer, er fällt vom Schlage getroffen, tod darnieder. Gefrees.

§. 27.

Hexen

heissen zunächst Weiber, welche mit dem Teufel beschworen sind, um durch dessen Hilfe in zauberhafter Weise Schaden anzurichten, dem Menschen das Glück ab=, Krankheit und Tod anzuthun. Der Stall besonders wird von ihnen mitgenommen, weil sie den Nutzen daraus an sich ziehen: darum gibt die Kuh keine Milch, der Rahm keinen Butter, verkälbert die Kuh.

Sie ist Zauberin.

Am Johannestage müssen sie vor der Sonne nackt den Thau oder das Wasser von den Wiesen sammeln, indem sie das Ende eines Tuches hinter sich ziehen und dann das aufgesogene Wasser zu Hause in einen Topf ausdrucken. Wenn sie später das Tuch melken, erhalten sie die Milch von jenen Kühen, welche das Gras der durchstreiften Wiesen zu verzehren bekommen. Neukirchen St. Chr.

Man kennt also auch diesseits die Thaustreicherinen.

Doch diese Seite der Hexe als Feindin des Stalles ward bereits im ersten Theile besprochen: hier soll von

Anderm gehandelt werden, was mehr deren mythische Bedeutung herausstellt.

1) Wenn sie Schaden anrichten, geschieht es zu eigenem Vortheile oder aber aus Rache: ungestraft wird sie nicht leicht beleidiget, d. h. eine solche, welche mehr kann, als bloß den Nutzen vom Vieh nehmen: sie schützen sich und ihr Eigentum durch Bannworte, selbst gegen den Teufel, der sie holen will, dadurch, daß sie ihren Besen verkehrt im Kehrichtwinkel aufstellen und ihn so abhalten, sich ihnen zu nähern. Waldkirch.

Ja sie würden dem Scheiterhaufen, auf dem sie verbrannt werden, unverletzt entgehen, wenn dieser nicht die Weihe erhielte. Neuenhammer.

Den Menschen sind sie gewöhnlich unsichtbar, so lange sie in Ausübung ihrer Zauberkunst begriffen sind. Doch gibt es mannigfache Mittel, sie zu erkennen oder zu bannen.

2) Erkennungs-Mittel. Die Hexe trägt ihr Zeichen am Leibe: die Augenbrauen gehen über der Nase zusammen, den Mund umsäumt Bart, die Augen sind von rothen fleischigen Ringen umkränzt.

Jede Hexe ist mit dem Drudenfuß gebrannt. Hemau.

Andre Mittel, sie zu erkennen, sind:

a) Das Stühlchen aus neunerley Holz gemacht, auf welches der Neugierige während der Christmetten in der Kirche sich setzt oder stellt, und so die Hexen der Umgegend, ob anwesend oder nicht, zwingt, an ihm vorüberzugehen. Das Holz wird genommen von Eichen,

Buchen, Linden, Ahorn, Birken, Haselstaude, Fichte, Föhre, Kramelbir. Neuenhammer.

b) Man kann sie ferner zu jeder Zeit sehen, wenn man zwey Spähne mit dem Wurm- oder Astloch kreuzweise aufeinanderlegt und durch diese Oeffnung schaut. Neukirchen St. Chr. Ferner dient hiezu das Sargbrett aus einem Grabe, insoferne es ein Astloch hat. Eschelkam.

c) Eine Bäuerin, welche nächtlicher Weile in der Christ- und Fastnacht, nackt mit fliegenden Haaren in Stall oder Feld sich zu thun macht, ist sicher eine Hexe; ebenso die, welche rücklings auskehrt: denn sie trägt das Kehricht an jenes Haus, in welchem sie Unfug treiben will. Neuenhammer.

3) Hexen bannen heißt: sie kommen machen oder vertreiben; jenes, damit man sich an ihnen räche, dieses, damit man sich ihrer erwehre. Beydes wird auf geheimnißvolle Weise erwirkt.

Einer reinen Jungfrau gegenüber hat sie keine Macht; ebenso da nicht, wo drey Lichter brennen; denn da ist eine Braut im Hause. Neuenhammer.

Sie muß auch vor dem entweichen, der Segelbaum in der Tabakspfeife hat. Ebendort.

Wer hinter einer Hexe in deren Fußstapfen tritt, tritt ihr jedesmal auf den Fuß und macht damit, daß sie sich zu erkennen gibt. Waltershof.

Ist die Hexe im Hause, so bannt man sie, indem man zwey Gabeln kreuzweise in den Tisch steckt; auch steckt man zwey Schleissen kreuzweise vor die Thür-

schwelle und zündet sie an, so verbrennt sich die Hexe beym Ein- oder Ausgehen den Rock und muß am andern Morgen erscheinen. Oder man stellt den Besen verkehrt hinter die Thüre, oder legt den Laib Brod im Schube auf die schwarze Rinde und läßt den Anschnitt herausschauen, oder man sticht gleich mit dem Messer in den Laib, wobey die Hexe jeden Stich empfindet und zu schreyen anfängt.

Ein alter Arzt zu Bleistein hatte folgendes Mittel: er kochte im Wirthshause Brey, schüttete Etwas noch daran und stellte die Pfanne hinter das Essiggeschirr auf die Bank. Dann kamen die Hexen des Städtchens eine nach der andern um Essig, setzten sich auf die Bank und strupften rücklings etwas Brey aus der Pfanne. So erkannte man sie.

4) Ein alter Mann aus Lixentäfering bezeichnete mir die Hexen als Gespenster, die mit dem Draken ihr Gespiel haben, und noch vor 50 Jahren sichtbar gewesen, seitdem vom Papste verbannisirt sind. Er beschrieb sie ganz eigentümlich: von vorne waren sie wie andere Leute, das dunkle Haar trugen sie bloß, in zwey Zöpfe geflochten, mit Strohbändern dazwischen, das Kleid war dunkelblau, Strümpfe roth, in Pantoffeln, die Augen schemad oder leuchtend, die Hände unterm Schurze verborgen. So waren sie, wenn sie zu Werke gingen und so wurden sie gesehen von jenen, denen es gegeben war.

Die blaue Farbe erscheint also den Hexen zuständig. So kommt auch die nordische Thorbiörg in blauem Mantel.

Wenn sie den Menschen am Leibe schaden wollen, werfen sie blauen Sand auf selbe, gleich der Wasserfrau, oder berühren sie mit einem Rüthchen, dem Zauberstabe.

Ich habe schon im ersten Theile auf den blauen Schurz bey Leichenbegängnissen hingewiesen. Gleiches ist bey jeder kirchlichen Versammlung im Freyen, bey Umgängen um die Felder, bey Wallfahrten u. s. w. der Fall. Am Schlusse des Zuges soll ein Weib gehen, welches einen blauen Schurz trägt. Ich habe die heidnische Priesterin darin gesucht. Die Bäuerin, welche Lein sät, zieht einen blauen Schurz an: der Lein steht aber zur Freyja. — Blau gilt dem Volke stets als dunkelblau.

5) Die Hexe versteht sich nebstbey auf die Kunst, in die Zukunft zu schauen: sie ist Weissagerin, Spåkona.

Einem Bauer bey Neuenhammer verkündete sie, daß seine Tochter, ein blühendes Mädchen, binnen einer Stunde sterben werde; der Vater glaubte es nicht eher, als bis das Kind tod umfiel.

Als Seherin deutet sie die Zukunft aus der Hand, aus gebrochenen Zweigen, schlägt die Karten; sie ist die Inhaberin der Wahrsagekunst und erinnert so an die Worte des Tacitus, der den Germanischen Frauen eine gewisse Weihe und die Gabe des Voraussehens zuschreibt.

Man wird niemals von Männern hören, daß sie in dieses Geschäft der Frauen eingriffen.

6) Die Hexe ist weniger gefürchtet als verachtet,

denn man besitzt der Mittel genug, ihr Thun unschädlich zu machen, sie dafür zu züchtigen. Alles Widerwärtige wird auf sie gedeutet, sie ist der allgemeine Sündenbock.

Wohl kennt sie Heilkräuter und deren heilende Kraft; aber nur selten läßt das Mißtrauen sie um Hilfe anrufen. Sie ist Heilfrau.

7) Ausfahrt. Wenn sie ausfährt, legt sie einen stumpfen Besen in ihr Bett, damit sie nicht abgeht. Vilshofen. Sie reitet Nachts mit fliegenden Haaren, meist nackt, auf Besen, Ofen- und Mistgabeln, Strohhalmen, auf drey- oder fünffüssigen Stühlchen, auf Gaissen, wobey der Saum eines Mannshemdes als Zaum dient, auf Flederwischen — Neuenhammer — auf Krucken, die Melkgelte auf dem Kopfe — Bleystein — oder auf einem Bock, dem Teufel — Bottentan — zum Schlot hinaus.

Die Hexenfahrt heißt um Neuenhammer bedeutsam Hullfahrt = Huldafahrt, das Fahren selbst: Hullfarn. Gehört das Schimpfwort: Hullsloudar, womit die Weiber sich gegenseitig beehren, auch hieher?

Die Zeit der Ausfahrt ist eine gebotne und ungebotne. Zu jener gehört vor allem der Walbern-Abend. Der Walburgistag ist der eigentliche Hexentag. Ausserdem rechnen die höchsten Festtage des Jahres, Weihnacht, Ostern, Pfingsten hieher. An diesen Tagen müssen sie ausfahren bey Vermeidung der Entlassung aus der Hexenzunft.

Zweck der Ausfahrt ist an den gebotenen Tagen

die Versammlung an gewissen Orten auf den Hexenbergen, um ihrem Haupte, dem Teufel, Huldigung darzubringen, auf Wiesen, unter dem Galgen, auf Kreuzwegen, zu Tanz und Mahl.

Die Gelegenheit, zu schaden oder fremden Nutzen sich anzueignen, bestimmt den ungebotnen Tag, der aber die Samstagnacht, d. h. die Nacht vom Freytag auf den Samstag seyn soll. Neuenhammer.

Der Berg, wo sie hinfliegen, ist allgemein der Blocksberg: als solcher gilt aber jeder Berg, wo Hexen zusammenkommen. Links und Rechts der Oberpfalz befinden sich zwey berühmte Hexenberge, der Blocksberg bey Ansbach im Westen, der für ganz Mittelfranken gilt, östlich Maria Kulm in Böhmen.

Der Zug der oberpfälzischen Sage weist aber nach Böhmen, selbst in den westlichen Theilen, wie um Heman.

Derselben Bedeutung, wie Blocksberg, muß der Hetschaberg seyn, auf dem die Hexen sich treffen: ihn findet Niemand, als die Hexe. Er ist hoch, grünbewachsen, hinter ihm großer Wald: im Innern wohnt der Teufel mit der Hölle. Auf ihn werden auch die bösen Geister vertragen; ein solcher ist dort in einen gezeichneten Kreis gebannt: was der Wind hineinweht, ist sein: das muß er in einer Gelte sammeln; so sie voll, ist er erlöst — doch hat sie keinen Boden. Neuenhammer.

Da Hetsch gleichbedeutend mit Kröte, diese aber wieder das Hexenthier, ja die Hexe selbst ist, so erklärt sich Hetschaberg als Hexenberg.

Eine halbe Stunde von Pfatter, zwischen Donau und Isar, sind drey kleine Hügel, Herenbergerln genannt, weil da die Heren bey Mondlicht ihre Tänze halten.

Wo die Heren zusammenkommen, steht ein Schloß zu ihrer Aufnahme bereit, selbst der Galgen wird zum Schlosse. Neuenhammer.

8) Wenn sie Mahlzeit auf dem Blocks- oder Hetschaberge halten, trägt der Teufel auf. Brod wird nicht gereicht, denn dieses vertreibt sie: beschreyt sie aber ein Mensch, so wird die köstliche Speise zu Roßbollen, der Trank zu Roßpisse. Wieder besteht Trank und Speise derer, die unter dem Galgen sich versammeln, aus den Neigeln oder Ueberresten von Bier und Wein, welche die Menschen in den Gläsern stehen lassen, und jenem Brode, über welches die Menschen beym Anschneiden kein Kreuz gemacht haben. Neuenhammer.

Darnach scheint es, daß die Mahlzeiten je nach der Zeit oder dem Orte verschieden sind, vielleicht unter den Heren selbst eine höhere und niedere Rangordnung beachtet wird. Jedenfalls mahnt das Verwandeln des Herenmahles in Roßunrath an die alten Opfer zu denken, wo Rosse den Göttern dargebracht wurden, Theile davon den Opfernden selber als Mahl dienten.

In Bleystein heißt es: der Wind, der von Norden weht, komme aus dem Rosseschinderland; wo dieses liegt, weiß man nicht anzugeben. Es sind wohl die Heiden von den Christen so benannt worden; nördlich hin fand das Christentum später Eingang. Uebrigens ist an der

böhmischen Gränze ein Ort: Roßhaupten, wahrscheinlich eine altheidnische Opferstätte, so benannt von den Häuptern der geschlachteten Pferde, welche an Bäumen aufgehängt wurden.

9) Ihre Tänze führen sie gerne auf Wiesen, unter Bäumen, auf Kreuzwegen und Tennen aus. Da geschieht es öfter, daß sie von Einem, der unversehens des Weges kommt, gesehen und beschrien werden; dann hat das Vergnügen ein Ende; die Hexen zerstieben oder verfolgen den Lauscher.

Ein Müller bey Bleystein sah Nachts die Hexen nackt in seinem Garten tanzen; da ging er hinunter und rief ihnen zu: „Wie wäre es, wenn ich euch einen Juchhe dazu gäbe?" Die Hexen aber faßten ihn und fuhren mit ihm durch die Luft, und stellten ihn in Böhmen nieder, so daß er drey Tage heim brauchte.

Der Bauer vom Binsenstock bey Neuenhammer ging in der Walburgisnacht von der Ziegelhütte heim; da sieht er auf der Wiese, auf dem Kreuzweg, über den Tode, Hochzeiten und Kindsleichen gehen, zehn Hexen tanzen, wie sie leibten und lebten, so daß er sie alle und darunter auch seine Gevatterin erkannte; sie sangen dabey: „Allerloy Schmolz, allerloy Schmolz, wos unser Gvatteri Schmolz niad." Da schlich sich der Bauer hinten im Holze herum und schrie: „Allerloy Dreck, allerloy Dreck, wos meiner Gvatteri Dreck niad." So hatte er sie beschrien und die Hexen bekamen in diesem Jahre Nichts. Wüthend darüber fuhren sie auf ihn her; er lief, was er konnte und that das Gelübde, dem

Namenspatron St. Nikolaus eine Kapelle zu bauen. Kaum war er hinter der Thüre, so prallten die Hexen an; sie hätten ihn zerrissen; er aber baute die Kapelle, die noch steht.

10) Aus dem Vorgetragenen zieht sich der Schluß, daß die Hexen eine eigentliche Zunft bilden; sie haben ihre gemeinsamen Stelldichein, Mahl und Tanz nächtlicher Weile an heimlichen Orten und stehen unter einem Oberen, dem Teufel. Sie gehören somit einem besonderen Stande an, dem priesterlichen; daß sie am Freytage nicht ausrühren, bringt sie der Freyja am nächsten, deren Dienerinen sie seyn müssen, deren Tag sie heilig halten. Selbst die Verachtung, in der sie leben, deutet auf höheres Wesen in heidnischer Zeit; sie wären nie so tief gesunken, hätten sie nicht einst höher gestanden.

Merkwürdig ist es jedenfalls, daß in den Geistergeschichten nie von einer spuckenden Hexe erwähnt wird, während der verwandte Bilmesschneider es sich gefallen lassen muß, nach seinem Tode umzugehen. Dagegen ziehen sie im wilden Heere.

Aber dem Jäger von Leuchtenberg wurde einst ein Viertel Hexenfleisch vor die Füße geworfen; er konnte es nicht vertragen, weil es nirgends blieb, und verbrannte es im Garten.

Sie scheinen also auch gleich den Holzfräulein von der wilden Jagd gehetzt zu werden.

In Mittelfranken bilden fliegende Hexen, den Teufel an der Spitze, das wütige Heer. Diese zwiespältige Auffassung wird ihren Grund haben.

11) Die Hexe führt die Gelte, das Gefäß, in welches die Milch gemolken wird, und gehört somit einem Volke an, welches sich vorzugsweise der Viehzucht hingab. Dieses nähert die obpf. Hexe der Nordischen Hulda, welche nach Grimm (D. M. 250) der Viehweide und dem Melken vorstand, während die Deutsche es mit Spinnen und Ackerbau hielt. Auch kommt hier zu Hilfe, daß Hexen und Schrazeln in der O. Pfalz dem Vieh auf der Weide die Milch nehmen.

Anderseits scheint der feurige Mann, welcher von hinten einer Backmulde gleicht und gar oft wegen Verrückung der Ackergränze spucken muß, ein Feind der Viehzucht zu seyn: von Verunreinigung der Gelten führt er seinen unschönen Beynamen.

Man möchte daher auf einen Kampf rathen, welchen der Ackerbau zu bestehen hatte, um sich Eingang zu verschaffen bey einem Stamme, der ihm noch abgeneigt war, oder vielmehr auf einen Widerstand der nördlichen Stämme gegen das Heraufrücken der südlichen. Den Germanen jenseits der Donau war es nämlich leicht gemacht, den Ackerbau aufzunehmen, da sie hier bey der Einwanderung ackerbauende Kelten und Romanen antrafen und durch diese auch fernerhin das urbare Land bearbeiten liessen. Zwischen Donau und Mayn aber, an Vils und Naab, in den wilden Wäldern des Hügellandes, welches zum herkynischen und Böhmerwalde zählte, mochte Viehzucht länger haften und Ackerbau erst auf Andringen der gebietenden Herren auf den ausgerodeten Waldflächen sich Bahn brechen.

Auf einen ähnlichen Kampf der Kultur sind wir schon früher gestossen, bey den Holzweibchen, welche den Flachsbau unter sich haben und darum vom wilden Jäger gehetzt und zerrissen werden, es wäre denn, daß der Mensch im Walde, den er für die Kultur hinwegräumt, auf den Baumstöcken durch Einhauen gewisser Zeichen eine Stätte des Friedens schafft.

§. 28.

Wetterhexe.

Eine besondere Kunst der Hexen ist es, plötzlich Wetter zu machen und damit die Saaten zu verderben. Seltener wird sie Männern zugeschrieben. Diese Art Zaubers ist schon in den XII Tafeln der Römer verpönt.

Das Wetter wird, gewöhnlich bey heiterem Himmel, auf verschiedene Weise hervorgerufen. Haben sie Wetter zum aufstehen gebracht, so kommt es zuerst in die Birke, um sie zu zerreissen: sie ist der feindliche Baum. Den Grund hievon ersieht man im ersten Theile. Lirentöfering.

Vor etwa 70 Jahren war zu Neukirchen St. Christoph ein französischer Priester: er sah ein fürchterliches Wetter heranziehen und mitten drin die Hexe. Da lud er sein Gewehr mit einer geweihten Kugel und einem Lukaszettel, und wollte sie herunterschiessen. Die Leute aber hinderten ihn daran. Gleichwohl entging sie ihrem Verhängnisse nicht, denn die Wetterwolken

trieben gegen Waldsassen; dort wurde sie von einem Mönche herabgeschossen. An dem Bunde Schlüssel, den sie trug, erkannte man in ihr eine Kaufmannsfrau aus Nürnberg. Verwundet, nicht getödtet, ward sie zum Feuertode verurteilt und auf dem Scheiterhaufen an drey Stangen mit Leib und Armen festgebunden. Da bat sie noch um die Gnade, ein Ey austrinken zu dürfen. Man willfahrte ihr, sie trank das Ey und sogleich lief die Schale an der Stange hinauf. Damit war auch die Hexe verschwunden.

Ein Bauer ging mit einem Handwerksgesellen des Weges nach Waldthurn. Da sagte der letztere: „Wie schön wäre es heute zum Wettermachen!“ Der Bauer meynte, wenn er es könne, möge er es versuchen. So ging der Geselle in eine Wiese, dahin wo ein Brunnfluß war, und stieß dreymal mit dem nackten Hintern in das Wasser. Sogleich stieg Rauch auf, der allmälig zur kleinen, dann zur schwarzen Wetterwolke ward. Ein schreckliches Ungewitter brach los und der Bauer stand allein.

Doch nicht immer ist die Absicht eine böse. Bey Sulzbach waren an einem sehr schwülen Tage die Leute mit Mähen beschäftigt und seufzten nach einem kühlen Lüftchen. Da sagte ein Mädchen: „Ich will gleich helfen“ — nahm einen Strohhalm zwischen die Zehen und schritt damit über neun Beeten weg. Sogleich entstand ein Wetter. Dafür wurde sie als die letzte Hexe zu Sulzbach verbrannt.

Anderwärts machen die Hexen Wetter, indem sie

Hafenwasser in einer Schmalzpfanne umrühren. Waldkirch. — Weiteres hierüber ist im ersten Theile zu finden.

§. 24.

Die Wana.

Durch die ganze Oberpfalz geht die Sage von den Katzen, welche in der Tenne, auf dem Raume vor dem Hofe, oder sonst auf einer Frey, d. i. einem baumfreyen Platze, Tänze aufführen, zu welchen ein Kater, Kobl, Benz oder Doinz, aufbläst. Gewöhnlich findet der Vorübergehende seinen Kater dabey; am Morgen beredet er ihn darüber, der müde und matt auf der Ofen- oder Fensterbank schläft, worauf der nächtliche Abenteuerer durch's Fenster hobaus macht und sich nicht mehr sehen läßt. So sah ein Bauer in Eyerfeld bey Tirschenreut im Stadel seinen Kobl auf der Bodenlade sitzen und den Schwanz im Maule anderen Katzen, lauter Kätzinen, zum Tanz auf der Tenne den Dudlsack pfeifen. — Ein Anderer von Benzenried bey Schlammersdorf hatte sich am Röthelweiher verirrt, sah in dem Fischerhäuschen auf dem Damme Licht, trat ein und fand eine Menge Katzen, darunter seinen Benz, welche sämmtlich Musik machten. — Der alte Schellenberger fuhr in der Walburginacht heim; auf den Schränken zu Waldkirch bemerkt er eine Menge maunzender Katzen sitzen und auf der Wiese unten Leute tanzen. Am Morgen beredete er seinen Kater, der von der Gesell-

schaft war, seines nächtlichen Streunens; der aber entwich für immer durch das Fenster.

Ebenso allgemein ist der Glaube, daß Katzen nach der bedeutsamen Lebensfrist von neun Jahren in Hexen sich verwandeln, in den Hexenkreis zusammengehen, spielen und tanzen. Katzen mit wehen Ohren werden demnächst zu Hexen, wenn man sie nicht vorher erschlägt — Pfatter; sie gelten nicht als rechte Katzen — Rigau — und wenn sie Nachts feurige Augen macht, schaut die Hexe aus ihr. Voitentann. Einiges hierüber ist zwar schon im ersten Theile berührt: hier muß noch des Weiteren darüber gesprochen werden, da diese Hexen, welche aus Katzen entspringen, ein eigenes Geschlecht bilden, verschieden von den menschlichen. Die Sage aus Neuenhammer, welche hierüber Aufschluß ertheilt, ist folgende:

Der Höllenbube diente dem Teufel um Lohn auf gewisse Zeit in der Hölle. Als die Frist um war, nahm er die gebotenen Schätze nicht an, sondern begnügte sich mit je drey Geldstücken von den dreyen Geldhaufen. Da sagte der Teufel: „Behalten kann ich dich jetzt freylich nicht: du bist mir zu ehrlich: aber doch sollst du zum Wana oder Kater werden.“ So ward er zur Katze, hatte aber die Vergünstigung, zu gewissen Zeiten als Mensch zu leben. Als solcher heiratete er und bekam drey Söhne, selbst wieder Wana, die auch wieder heirateten. Das Weib aber trennte sich von ihrem Manne und ging mit ihren drey Schwiegertöchtern in die Hölle zum Teufel; da lebt sie in Ehe-

bruch mit ihm und hilft ihm zu seinen Werken; denn sie und ihre Schnuren unterrichten die Menschenweiber in der Herenkunst. Daher ist sie die Herenkönigin und von ihr als der Lehrmeisterin leiten sich alle menschlichen Heren ab; ihr zunächst an Rang stehen aber ihre Schwiegertöchter. Der Teufel, dem sie zu Handen gehen, bedient sie dafür, und trägt ihnen bey der Mahlzeit im schönen Wohnsaale auf. In den Raunächten haben sie grosses Fest auf dem Blocksberge: da werden sie von den menschlichen Heren bedient. Da ist auch Mahl und Tanz und der Teufel auch dabey.

Der alte Wana mit seinen Söhnen blieb aber auf der Erde: sie sind grosse starke Kater und haben zu gewissen Zeiten, besonders in den Raunächten, ihr Fest; da tanzen sie auf den Böden verrufener Häuser und die Heren, welche aus neunjährigen Kätzinen werden und daher nicht auf den Blocksberg dürfen, sondern zum Wana müssen, kommen und dienen ihm.

Die Wana aber sind Heiden; sie verlieben sich öfter in Erdenkinder: denn sie können zu Menschen werden. Ihre Weiber und Kinder werden alle wieder Wana.

Ein Graf hatte sich in ein schönes Weib verliebt: sie nahm ihn aber nur unter der Bedingung zum Manne, daß er am Mittwoche, — dem Tage Wodans — nicht nach ihr frage. Er sagte es zu, hielt aber sein Wort nicht, und belauschte sie, wie sie Nachts auf dem Boden mit den Katzen spielte und von diesen „Frau Wana" genannt wurde. Als sie nun am anderen

Morgen dem Manne gar schön that, stieß sie dieser hinweg mit den Worten: „Pack dich weg, du Wanalusch!“ Sogleich ward sie zur Katze und verfluchte den Gatten, daß auch er zur Katze ward.

Ein Fräulein schlief und erwachte über grossem Katzenlärm auf dem Boden. Plötzlich stand ein schöner Mann vor ihr und sagte: „Du mußt mein Weib werden!“ Sie war es zufrieden, später aber erfuhr sie, daß ihr Mann zum Katzengeschlechte gehöre. Sie prüfte ihn bey Tische: er sollte vorbeten, brachte aber Nichts zusammen. Als er nun einmal Mittags recht heiter war und sie necken wollte, sprach sie: „Geh zu, du Teufelswana.“ Da ward der Mann zum Kater und die Frau zur Katze.

In dieser Sage sind also genau unterschieden die Hexen als Schülerinnen der ersten Wanafrau und menschliche Weiber von jenen, welche aus dem Katzengeschlechte, vielmehr dem der Wanamänner, hervorgehen. Die beyden Wanagatten versammelten jedes seine eigene Sippe um sich, nachdem sie sich getrennt hatten. Also auch hier ist Zwiespalt, wie zwischen Sonne und Mond, Wodan und den Holzfräulein. Das Wort Wàna oder Wànar, wo r stumm ist, wäre hochdeutsch Wäner, und stände nahe am Nordischen vaenr = schön, liebreich, mit welchem auch schon der Name der Vanengötter selbst in Verbindung gebracht worden ist.

Auch die Katze spielt eine doppelte Rolle gleich der Hexe. Als Göttin der Liebe, der Nacht, des Todes

hat sich Freyja die verliebte, nächtlicher Weile auf Liebes-Abenteuer ausgehende, den Menschen durch ihr Weinen den nahen Tod verkündende Katze für ihr heiliges Thier auserwählt, und sie selber ist ihrem Geschlechte untreu geworden und von den Vanen zu den Asen übergegangen, wie die Wanafrau. Nach Wolf's Niederländischen Sagen, S. 20, gilt auch in jenen Strichen Wanne Thekla als Königin der Hexen und hält mit ihren Begleiterinen Tänze. Nicht minder sind die Glieder des Wanageschlechtes Katze und Mensch zugleich, mithin doppelschlächtig: Katzen werden die Getreuen. So wird auch der Wana zum Liebesgott, und da er aus der Unterwelt stammt, Nacht- und Todesgott. Er steht aber eine Stufe niederer als seine Gemahlin, die im Innern der Erde bey dem obersten der Götter, dem Teufel, ihren Wohnsitz nimmt und sogar diesen sich dienstbar macht, so wie auch der Teufel seiner Großmutter in der Hölle Huldigung darbringt. Der Wana muß sich begnügen, auf der Erde, bey und mit den Menschen zu verweilen. Als Gott erscheint er in dem Rufe: „Der Wana ist tod!" — So sind Beyde Götter, weil an die Erde geheftet, Erdengötter und damit Vanen.

Von obigem Rufe geht oft die Sage, nicht minder davon, daß der Kater aus der Nähe der Menschen abberufen wird. Ein Fuhrmann von Schwandorf fuhr gen Amberg. Als er auf die Höhe hinter dem „Hoidweiher" kam, stand ein kleines Männchen da und bat ihn, dem Katzabenz da, wo er einkehre, zu sagen, er

solle um Mitternacht hier seyn. Der Fuhrmann stellte in Amberg zu und als er in die Wirthsstube trat, sah er, wie alle Gäste am Benz feindelten oder streichelten. Da lacht der Fuhrmann und richtet seine Botschaft aus, und der Benz, es hörend, fuhr zum Fenster hinaus und ließ sich nicht mehr blicken.

In einer wilden Waldgegend wohnte ein Bauer im einsamen Hofe: er hatte einen alten grossen wolfgesträmten Kater, der sehr böse war. Einmal mußte nun der Knecht auf „das Land," d. h. in einen Ort, der nur aus wenigen, einzeln stehenden Häusern besteht, fahren und da übernachten. Wie er denn Nachts so auf der Streu liegt, weckt ihn düsteres Katzengeschrey: er schaut auf und sieht zwölf schwarze Katzen Ringa Reiha tanzen. Nach einer Weile trat aber eine aus den Katzen auf den Hinterbeinen zu ihm hin und sagte: „Weißt was, wenn du heim kommst, so grüsse den Kohl und melde ihm, der Wana sey gestorben." Drauf setzten sie vergnügt ihren Tanz bis Mitternacht fort. Als nun der Knecht nach Hause kam, lag der Kater auf der Ofenbank und schlief: denn es war Winter und draussen kalt. Da sagte der Knecht zu ihm: „Kohl, steh auf, der Wana ist gestorben" — und der Kater fuhr heulend zum Fenster hinaus und war für immer verschwunden. Neuenhammer.

§. 30.

Geisterhafte Thiere.

1) Gar oft gehen Geister in Gestalt von Thieren um; es sind theils Seelen von Verdammten, theils Arme Seelen: doch weisen grössere Thiergestalten oder wilde Thiere mehr auf Erstere.

Geschieden hievon müssen aber werden die Geister von Thieren, welche gar oft sich zeigen, und wie ich vermeyne, auf jene heiligen Thiere zurückgeführt werden müssen, die ihrem Gotte an bestimmter Stelle ernährt wurden, um später als Opfer zu fallen, oder, wenn man will, als Symbol der Gottheit, so an der Stelle ihrer Verehrung fand, zu gelten hatten. Ich habe schon früher, da wo von den Hoyen die Rede war, an das Umgehen von Pferden und Rindern die Erinnerung alten Götterdienstes geknüpft. Das Volk faßt sie auch in einem ganz eigentümlichen Sinne auf: es trennt sie scharf von den Verdammten oder Armen Seelen, ohne einen Grund hiefür zu benennen. Höchstens vernimmt man, es sey der Teufel selber, der sich so zeige.

2) Eine merkwürdige Sage ward mir aus Oberviechtach, ohne daß ich bis jetzt Gelegenheit fand, sie zu beglaubigen. Darnach ging am Sattelstein, im Holze bey Dieterskirchen, ein weisses Pferd ohne Kopf, eine Stute; es konnte reden und buck Brodkuchen, von denen es den Wanderern des Weges anbot: wer die Gabe nicht annahm, den ließ es nicht vorbey. Zuletzt

gab es den Rath, ein steinernes Pferd seiner Grösse an die Stelle setzen zu lassen, so wolle es die Leute nicht mehr belästigen.

Die Geister fahren oft im Wagen, von Rossen gezogen; vielleicht Nachklingen der Wagenfahrenden Götter und Hinweisung auf alte Götterstätten. So fährt ein schwarzer Geist, im Gesichte mit grauen Flecken, also noch erlösungsfähig, im Bruckerwalde in einer Kutsche, vorne dran ein Pferd ohne Kopf. Kommt man ihm nahe, so weicht er aus und sollte er auch an den Bäumen hinauf fahren müssen.

Zumeist haben solche Geisterpferde keinen Kopf, so wie auch Menschengeister gar häufig ohne einen solchen wandern. Bey Hemau und Schambach, am Galgenholz, geht ein Rappe ohne Kopf, und verführt die Leute mit Wagen und Geschirr in einen Teich des Holzes. Ebenso bey Teunz an einem Holze.

Menschen, welche etwas energisch gelebt haben, werden nach dem Tode in schwarze Pferde verwandelt. Vohenstrauß.

Einmal lebte ein Bauer, der die Geister beschwören konnte. Dabey war er arm und deßhalb von dem Gutsherrn hart bedrängt. Dieser kam denn eines Tages zu ihm, hieß ihn in den nahen Wald mitgehen und bezeichnete ihm da einen grossen Baum; den solle er fällen und mit seinen Thieren, einem schwachen Rößlein und kleinen Ochsen, auf den Schloßhof fahren, so sey ihm die Schuld erlassen. Der Bauer fällte den Baum: um ihn aber auf den Schloßhof zu bringen, beschwor

er die Ahnen des Gutsherrn, in Gestalt von Rossen zu erscheinen. So fuhr er mit grossen drey Rappen zur Burg. Schnell stand der Herr vor ihm und frug, woher er, der arme Schelm, die stattlichen Thiere habe. Ohne Zögern und voll Hohn erwiderte der Bauer: „Herr, das sind keine Pferde, es sind deine Ahnen, Vater, Großvater und Urahn: daß dieser allein zieht, ist Ursache, daß er deiner wartet.“ — Da ging der Gutsherr in sich und bedrängte von nun an seine Unterthanen nicht mehr. Tiefenbach.

Es scheint mir beachtenswerth, daß, wo Pferd oder Rind sich zeigen, Lage und Benennung der Stelle selber mehr oder minder auffallen, und einen gewissen Zusammenhang mit jenen mutmaßen lassen. Und nicht zu übersehen sind die steinernen Pferde, eigentümlich geformte Steine, welche öfter durch das Land sich finden, und habe ich bis jetzt keinen Roßberg noch entdeckt, so sind desto häufiger die Benennungen der Berge und Hügel von dem Rinde, Ochs und Kuh, entlehnt.

3) Selten habe ich von geisterhaften Bären, Wölfen, Füchsen, Rehen vernommen. Auf einer Wiese zwischen Röß und Kapfelsried am Schwarzweiher gehen drey Rehe, welche grasen, ebenso zwischen Todesdorf und Thannstein auf den Feldern am Wege.

In der Köffein auf dem Wege nach Alexandersbad zeigt sich ein feuriger Fuchs.

4) Ebenso selten hört man von gespenstischen Böcken und Gaissen: im Kulzermoos verführt eine Gais die Leute und verschlieft sich dann in die Erde; in einem

kleinen Birkenwäldchen unweit Tiefenbach stossen sich zwey Gaisböcke, daß man meynen möchte, es müsse einer von ihnen auf dem Platze bleiben.

5) Häufiger waizen die Geister als Schafe. Auf der sogenannten Schafweide beym Gute Hammer sieht man um die zwölfte Stunde des Tages eine ganze Heerde weiß und schwarz gefleckter Schafe, welche mit Schäfer und Hunden langsam durch die ganze Weide ziehen und dann im Thale verschwinden.

6) Am häufigsten aber erscheinen sie als Hunde, besonders Pudel, mit feurigen Augen, glühender Zunge.

Am verlorenen Weiher bey Neubäu geht ein Ermordeter um, mit einem weissen Hündchen ohne Kopf. Dieses fällt den Vorübergehenden winselnd in die Beine, bis es hinter der Brücke auf dem Damme, wo die Leiche versteckt war, sich verliert. Dann aber sucht es die Leute wieder auf und will sie hinter die Brücke ziehen.

Meistens sieht man diese Hunde auf den Hinterbeinen sitzen, besonders als Hüter vergrabener Schätze.

7) Ebenso ist nicht selten von geisterhaften Hasen, besonders dreybeinigen, die Rede.

Am Schwarzweiher hatte Einer seine Leinwand zum Bleichen aufgelegt und einen Wächter für die Nacht bestellt. Dieser sah nun mehrere Nächte hindurch einen Hasen auf der Leinwand herumlaufen. Aergerlich schoß er auf ihn und traf einen Lauf: doch der Hase fiel nicht, lief auch nicht weiter, sondern machte

ein Männchen. Da ging der Hüter hin und schlug ihn mit dem Kolben tod und packte ihn in seinen Ranzen, den er dann als Kopfkissen benützte, damit er ihm nicht gestohlen würde. Bald darauf aber sah er Einen vorübergehen, den er nicht kannte, der aber aus dem Schwarzenwürberg herausgekommen seyn mußte, und wie der vorüberging, rief ihm der tode Hase aus dem Ranzen zu: „Schichter Tuchner, geh herein zu mir, denn ich kann nicht aus, liegt der Philipp auf mir!“ Den letzteren Namen führte der Hüter. Dieser nahm aber den Ranzen, warf ihn weit weg von sich und lief eiligst davon. Am andern Tage suchte er seinen Ranzen: er war in tausend Fetzen zerrissen. Der Hase aber zeigt sich noch immer.

Zwischen Weiding und Hansenried steht ein Marterl: dort geht ein Hase, den Niemand schiessen konnte. Einer aber schoß ihn doch und that ihn in seinen Ranzen. Dann ging er zur Tuchhütte, wo man eben Leinwand bleichte, zu seinem Dirnl. Beyde scherzten und fielen auf den Ranzen. Da schrie der Hase im Ranzen. Nun will der Mann heimgehen und seinen Ranzen nehmen, da machte der Hase ein Männchen heraus. Er will ihn tod schlagen, das Thier aber springt heraus, er nach, und immer weiter fort, bis zur Galgenlohe, einem Moose, in welches früher die Verbrecher, so ihr Leben verwirkt hatten, versenkt wurden. Zu rechter Zeit kehrte er noch um, und hatte einen weiten Weg nach Hause, wo er bald erkrankte.

Gewöhnlich haben diese Hasen nur drey Füsse,

auf welchen sie gleichwohl sehr schnell einherhumpeln: so auf dem Frauenstein bey Tiefenbach, auf dem Wege von Katharina nach Rittsteig, auf dem Galgenberg bey Tiefenbach u. s. w.

Einer ging in mondheller Nacht von Rittsteig nach Katharina mit Salz, und traf an einer Stelle, Dant genannt, den dreybeinigen Hasen; er wollte ihn tod schlagen und hob schon den Stock: da rief es hinter ihm: „Bedenke dich erst!“ Er sah um, Niemand war da. Voll Angst kehrte er um.

Dritter Abschnitt.

Teufelswerke.

I. Zauber.

§. 1.

Einleitung.

Zaubern ist jene Thätigkeit des Menschen, wo er in Verbindung mit dem Teufel oder bösen Geistern und durch deren Hilfe Erfolge erzielt, welche er auf natürlichem Wege nicht zu erwecken vermöchte. Zauber selbst ist diese in Wirksamkeit getretne Thätigkeit; er wirkt theils schädlich, theils unschädlich, insoferne er den Nächsten an Leib und Gut schädigt oder, wie bey dem Erforschen der Zukunft, nicht nach Aussen gekehrt ist. Der Zweck des zaubernden Handelns ist dabey zwar nicht immer, doch meistens auf Böses gerichtet, wie es schon aus dem Zweyten im Bunde, dem Teufel, sich folgert. Jedenfalls ist die Zauberey Abfall von Gott und somit in ihrer Wurzel Verbrechen.

Ursprünglich waren es die Götter, welche durch

Opfer oder Gebete vermittels des Priesters oder der Priesterin vermocht wurden, das Erbetene zu gewähren. Weder Priesterschaft noch Volk übte Zauber als solchen unter Abweisung der göttlichen Hilfe. Erst später, als das Heidentum sank, der Götter gespottet, der Glaube verhöhnt wurde, begann man, selbst den mehr und mehr unmächtigen Göttern die Kunst des Zauberns zuzuschreiben.

So übte selbst Odin die Zauberkunst und lehrte sie seine Priester. Freyr liess der geliebten aber spröden Gerdr mit Zauber drohen. Brynhildr oder vielmehr Freyja unterwies den Sigurdr im Runenzauber. Nächste Folge davon war, dass auch der Mensch, sich von seinen Göttern wendend und auf andere Kräfte vertrauend, Zauber lernte und übte.

Damit war auch die Achtung vor den Priestern gewichen und im Norden zeigen sich schon statt der Priesterinen fahrende Weiber, welche als kluge Frauen des Zaubers kundig waren.

Als dann das Christentum, welches schon bey seinem Entstehen mit dem Zauber zu kämpfen hatte, in Aufnahme kam, konnte es um so weniger fehlen, dass diese Kunst, als dämonisch verpönt, mit den heidnischen Opfern und Gebräuchen vermengt wurde.

Die Anschauung unseres Volkes über Zauber entspricht obigen Sätzen. Der Teufel hat seinen Schülern diese Kunst eröffnet und es ist dafür billig, dass sie seine Diener sind.

Wir finden heute noch dieselben Arten des Zauberns

wie im Altertume, so den Sudzauber, das Zweigbrechen, den Runenzauber durch Einschneiden gewisser Buchstaben, das Verwandeln der Menschen, Sich fest und unsichtbar machen, aus der Ferne auf den Leib der Menschen wirken. Doch wird keine dieser Arten mit einem besondern Ausdrucke mehr bezeichnet.

Nur das Wort „Galsterer" habe ich vernommen: „der schreyt wie ein Galsterer" — und „galstern" für: in dessen Weise schreyen; es ist das ahd. Kalstarari, Zauberer oder incantator, der die Zauberworte singt: im Nordischen ist galdra = zaubern von gala = singen abgeleitet. Vielleicht gehört unser: „beschreyen, berufen, vermälen" auch hieher; wenigstens entspricht der Ausdruck genau der Bedeutung von: incantare.

Hinter Bleystein auf dem Stangenberge hauste eine Zauberin, es ist noch nicht lange, welche weithin für die Umgegend als Autorität galt. Sie hatte in der Kammer einen Luftgeist, mit dem sie unverständliche Worte murmelte, so sie den Leuten die Zukunft enthüllen oder sonst Hilfe in Anliegen, besonders bey Diebstählen und Krankheiten, gewähren wollte. — Wer nämlich den Namen eines Geistes weiß, hat die Macht über ihn und kann ihn zum Dienste zwingen. Waldkirch.

§. 2.

Mordzauber.

1) Es gibt Leute, welche die Kunst des Todbetens besitzen; um eine schwarze Henne beten sie den

Bezeichneten tod, indem sie das Vater unser neunmal rückwärts hersagen. Roding.

2) Gegen Bezahlung geht auch der Frevler um Mitternacht an die Kirchhofthüre und betet durch das Schlüsselloch zu den Verstorbenen, so drinnen begraben sind, so lange hinein, bis die Toden aufstehen, wie rasend enteilen und sich in ihrer Wuth über die gestörte Ruhe auf den Menschen stürzen, der ruhig zu Hause im Bette schläft, und ihn erdrücken. Auerbach.

3) Wer böse Nachbarn hat, soll früh Morgens nicht baarfuß über die Wiese gehen oder sonst über eine grüne Stelle, welche vom Thau benetzt ist; denn der böse Mensch schneidet die Fußspur aus mit sammt dem Rasen und hängt sie in den Rauchfang. Wie der Rasen eintrocknet, schwindet auch der Mensch, dem die Fußspur angehört. Vohenstrauß.

Oder man legt Etwas in die Fußspur, spuckt dreymal in des Teufels Namen darauf und hängt es dann in den Kamin, worauf der Mensch ausdürrt. Amberg.

Wer einen verrosteten Nagel auf dem Freidhofe findet, und an die Thürschwelle seines Feindes einschlägt, macht, daß dieser allmälig abzehrt, so wie die Nagelplatte abgetreten wird. — Der kann sich aber dafür wieder rächen, natürlich in ähnlicher Weise. Er bläst ein Ey aus, füllt es mit seinem Harn, verklebt es mit Wachs und hängt es in den Schlot. So wie dieses eintrocknet, geht auch der Bösewicht ein und der Kranke wird gesund. Roding.

Wenn man die Fußstapfen des Diebes, der auf dem

selbe die Frucht stiehlt, herausschneidet und in fliessendes Wasser wirft, bekommt dieser das Abweichen so lange bis er stirbt: wird die Spur in das fliessende Wasser gehängt, so ist noch zu helfen. Fronau.

4) Ein Wagner bey Waldmünchen strafte mit seinen Zauberkünsten Diejenigen, die in sein Gewerb eingriffen und insbesondere die Bauern, welche sich ihre Pflüge selbst machten, damit, daß sie nicht damit pflügen konnten. Ein Bauer aber verstand sich auch auf Etwas und schlug mit der Hacke, welche er am Pfluge hatte, vorne auf die Langwied und der Wagner fiel zu Hause tod von der Arbeit um.

§. 3.

Prügelzauber.

Wenn man seinen Schalk oder die Jacke, den Gankl, auf die Thürschwelle legt und recht tüchtig peitscht, so treffen die Schläge Jenen, den man im Sinne hat. Amberg.

Will man sich rächen, so schneidet man am Irtag, wo der Mond neu wird, einen haselnussenen Stecken vor der Sonne und gen Osten gewendet und spricht dabey: „Lieber Stock, sey gehorsam mir, und prügle, den ich meine, für und für.“ Dann legt man ein Kleidungsstück des Beleidigers auf die Thürschwelle oder einen Scherhaufen, und prügelt mit dem Stecken tüchtig darauf los, so empfindet der Andere alle Schläge. Schönsee.

In der Johannesnacht um zwölf Uhr oder am Ertage, vor der Mond neu wird, schneidet man eine Haselruthe unter den Worten ab: abea, obea, sabea — legt man dann einen Schalk auf einen Schärhaufen und haut mit der Ruthe drauf los, so spürt der, welchem sie vermeynt sind, alle Schläge: nur darf man nicht auf die Spitze des Haufens schlagen, weil es den Kopf träfe. Waldthurn.

§. 4.

Aiß anthun.

Es ist dieses eine That der Rache. So hat Einer bey Neuenhammer einem Weibe die Aiß angethan, weil sie ihm Nichts einräumte.

Ein Bauer dortherum wurde von Einem an der Feldfrucht bestohlen und wollte ihm dafür die Aiß anthun. Er ließ sich aber Nichts merken und suchte mit ihm auf dem Wege zusammenzukommen. Er hatte nämlich gehört, wer Einem die Aiß anthun wolle, müsse diesem auf dem Fusse nachgehen, sich rückwärts bücken, aus der Fußspur etwas Erde nehmen und diese dann in ein Nest thun, über welchem die Henne brütet. So viel Eyer im Neste, so viel entstehen Aisse. Der Bauer that darnach, und da er immer neue Eyer zulegte, wenn die jungen Hühner auskrochen, so wurde der Feldbieb über und über voll Aisse. Da kam die Bäuerin dahinter und zerstörte das Nest und half so dem armen Manne.

In Bleystein hielt der Hirt den Gemeindestier; dieses Recht wurde ihm später entzogen; von nun an aber war kein Stier mehr zu brauchen: der Hirt wußte gar manche Kunst, und rächte sich so an der Gemeinde; aber auch der Nebenbuhler empfand die Kunst, denn er ward voll Geschwüre. Da rieth ihm ein Dritter, an's Feuer zu gehen, die Geschwüre auszudrücken und hinter sich in's Feuer zu werfen, mit den Worten: „Noch mal so viel!“ Da hatte der Hirt das Geschwür und der Stier that gut.

Das Anthun erfolgt stets im aufnehmenden Monde, im Gegensatze zur Heilung durch Sympathie.

§. 5.

Läuse anthun.

Dieses ist ein stark gebrauchtes Mittel, sich am Beleidiger zu rächen. Man sucht Haare desselben zu bekommen, thut sie mit einem Zettelchen, auf dem sein Name steht, in ein Häferl, das man zubindet, und legt dieses in einen Ameisenhaufen. Bald weiß der Feind sich nicht mehr von den rothen Läusen, deren er über und über voll wird, zu retten. Neustadt. Rothe Läuse beissen nicht. Waidhaus.

Dieses Mittel kann aber auch gegen den Frevler angewendet werden. Der unglücklich Beschenkte nimmt drey von diesen Läusen und siedet sie in einem Häferl mit Deckel, so muß jener erscheinen — oder man macht noch kürzeren Prozeß, und hält drey Läuse,

auf eine Nadel gespießt, in das Licht, so kommt der Andere gelaufen, wie wenn er gebrannt würde. Amberg.

§. 6.

Arme Sünder.

1) Wenn Einer gerichtet wird, tauchen die Leute ein altes Tuch in das Blut und wischen damit zu Hause das Vieh ab, so bekommt es die „Seich" nicht. Bärnau.

2) Ein Fetzen vom Kleide eines Gehenkten macht das Vieh schön, wenn es damit geputzt wird. Neuenhammer.

Zu Velburg putzte ein Schuster, ehe er auf den Markte zog, seine Stiefel und Schuhe mit dem Fetzen eines Armensünderkleides, und keiner verkaufte so viel als er.

Ein schlechter Knecht hatte von einem Soldaten den Finger eines Armen Sünders bekommen: er machte es sich nun leicht und kratzte damit statt eines Striegels das Vieh, und dieses wurde wunderbarlich fett und glänzend. Als der Knecht den Dienst verließ, fiel aber das Vieh zusammen und es kostete Zeit und Mühe, ehe es in den früheren Zustand zurückkam. Neuenhammer.

3) Wer aus der Glatze, dem Hirnschädel, eines Armen Sünders trinkt, hilft sich damit für die „schwar Krankad" oder das Hinfallende. Bärnau.

Kugeln durch das rechte Auge eines solchen Schädels gegossen, werden Freykugeln. Gefrees.

Der Armesünderkopf hilft auch den Dieb bannen.

Man geht vor der Sonne in den Wald und legt den Kopf in einen Ameisenhaufen. Abends nach der Sonne holt man ihn. Während der Zwischenzeit wird der Kopf, der gegen die Sonne schauen muß, von den einkriechenden Ameisen bewegt, und durch diese Bewegung wird der Dieb in solche Unruhe versetzt, daß er das Gestohlene zurückbringt. Gefrees.

4) Zu Waldmünchen war einst eine Hinrichtung und der Arme Sünder empfing sechs Streiche, und mußte ihm zuletzt der Kopf abgeschnitten werden. Während des Tobens und Lärmens der Menge sprang Einer, der mit der schweren Krankheit geschlagen war, auf das Schaffot, füllte und trank dreymal einen Becher mit dem aus dem Rumpfe heiß quellenden Blute und raste dann fort, in den Wald hinein, bis er zusammenbrach. Das sollte ihm helfen.

5) Der erste Finger eines Hingerichteten wird abgeschnitten und schon während des Abschneidens zu einem beliebigen Zwecke getauft, d. h. in Gedanken bestimmt, wogegen man alle Tage für die Ruhe des Toden beten muß. Neukirchen St. Chr.

§. 7.

Teufelsgeld.

1) Der Teufel bringt es als Wechselgeld den Menschen in Rabengestalt: man kennt es nicht von anderem Gelde weg. Vohenstrauß. Es hat die Eigenschaft, daß es immer wieder, wenn auch noch so oft

ausgegeben, in die Tasche des ersten Eigenthümers zurückkehrt, gewöhnlich Nachts, und dabey noch fremdes Geld, selbst den zehenten Theil dessen mitbringt, bey dem es gelegen. Neunburg. Roding. Das Wechselgeld wird gebannt, damit es seinem Herrn nicht entgehe, indem dieser 3 Brodkrumen oder geweihtes Wachs dazu legt. Bewahrt er es aber in einem porzellanenen Gefäße mit gleichem Deckel, so weicht Bann und Geld. St. Kemnat.

Zigeuner, Gauckler, Landstreuner besitzen es; wer es empfängt und kennt, legt es beyseite, ohne es mit dem Seinen zu vermengen, damit es nicht Gewalt habe, zu entweichen und Anderes mitzunehmen. Falkenstein. Man wickelt es dabey in Fließpapier, welches man dreymal anspuckt unter den Worten: „Leck mich . . .“ Lauterhofen. Legt man Geweihtes zu seinem Gelde, kann das Wechselgeld nicht schaden. Neukirchen B.

Ein Webergesell besaß einen Groschen: so oft er ihn ausgab, fand er ihn wieder im Sacke; und zählte er sein Geld, hatte er immer um einen Groschen mehr. Da ging er zum Pfarrer, welcher ihm rieth, einmal all sein Geld auszugeben; nun kam der böse Groschen zurück, er kannte ihn und lieferte ihn aus. Tiefenbach.

Eine aus der Schäferey besaß auch so einen Teufelsgroschen: so oft sie ihr Geld zählte, hatte sie um drey Kreuzer mehr. Sie mochte ihn aber nicht und gab ihn einmal mit allem Gelde, bey dem der Groschen lag, weg. Da erfuhr sie auch, daß der, von dem sie den Groschen besaß, gar oft um drey Kreuzer weniger zählte, als er vordem besaß.

2) Ausserdem heißt alles Geld, welches der Teufel in Folge Beschwörens bringen muß, Teufelsgeld. Solches Geld gedeiht nicht. Es ist dieses verschieden von den Schätzen, nach welchen die Leute graben, sollte auch der Teufel darauf sitzen. Denn diese gehören nicht ihm selbst, er benützt sie nur, um die Menschen für sich zu gewinnen.

3) Doch bringt er manchmal Geld zu guten Zwecken, natürlich nicht freywillig, da, wo er höherer Macht gehorchen muß. Ein Pfarrer von Schlammersdorf, als Geisterbanner berühmt, ehemaliger Jesuwiter, fuhr von Eschenbach nach Hause und kam an eine verrufene Oede am Rousweiher, wo er den Teufel stehen sah. Den zwang er, ihm sogleich einen Sack Geld zu bringen und diesen, zwischen den Rädern seines Wagens als Pudel einherlaufend, bis nach Hause zu tragen. Davon ließ er die Pfarrkirche bauen, welche der heil. Luzia geweiht ist.

4) Den Gegensatz vom Teufel bildet die hl. Korona, eine reiche Christin, die auf Anstiften ihres heidnischen Gemahles zwischen zwey Palmen zerrissen wurde. Sie hat den Namen davon, daß sie mit einer Krone auf dem Haupte abgebildet ist. Nun wird sie in Geldnöthen um Hilfe angerufen.

Zu diesem Zwecke wird das Koronagebet neun Tage lang vor einem frischgedeckten Tische gebetet, um den 12 Stühle stehen; das Tuch muß ein hl. Speisetuch seyn, und die Lichter, die darauf brennen, schon zu einer hl. Handlung gedient haben.

Am neunten Tage hört man sie mit fürchterlichem Gerassel anfahren; unter Donner und Blitz tritt sie in die Stube durch die offene Thüre und legt die Gabe auf das geweihte Tuch. Erscheint sie nicht selbst, sendet sie sonstwie durch Menschen Hilfe. Amberg.

§. 8.

Unsichtbar machen.

Den Samen des Farrenkrautes, Foargros, Furm, kennt kein Mensch, hat noch Niemand gesehen, wer ihn in seine Schuhe brächte, wird damit unsichtbar. Er blüht und zeitiget in der Weihnachtsstunde auf Kreuzwegen, die in verschiedene Pfarreyen führen und auf denen Bräute und Leichen gehen, zwischen zwey Vogelbeerbäumen: da erhält man den Samen. Neuenhammer.

Das weisse Wiesel hat im Kopf ein besonderes Bein: wer es trägt, wird unsichtbar. Waldmünchen.

Wer das rechte Auge einer Fledermaus oder ihr Herz bey sich trägt, wird unsichtbar. Waldmünchen. Sie muß aber vor Georgi gefangen seyn. Gefrees.

Die Meerzeischen brüten im März am Rande des Baches; so wie das Nest fertig ist, verschwindet es vor den Augen der Menschen; denn der Vogel hat ein Steinchen zugetragen, das es unsichtbar macht; selbst der Baum auf dem das Nest ruht, verschwindet dem Auge; doch hat er von der Sonne den Schatten. Wer ein solches weisses Steinchen findet, und zwischen den

Zehen trägt, macht sich damit unsichtbar. Neuenhammer. Es ist aber schwer zu bekommen, ausser es sind ihrer Zwey, wovon der Eine in's nahe Wasser schaut und aus diesem Spiegel dem Andern die Stelle bezeichnet, wo der Stein liegt. Neustadt. Gefrees.

Von einer schwarzen Kuh die Milch, und von einer schwarzen Katze das rechte Ohr in jener gesotten und dann ein Däumling davon gemacht, hilft angesteckt zu gleichem Zwecke. Gefrees.

Ferner, man nimmt einen jungen Raben aus dem Neste und hängt ihn am nämlichen Baume auf, so daß der Schnabel sperweit aufsteht. Dann fliegt der Alte fort und bringt ein Steinchen, welches er dem Jungen in die Kehle fallen läßt. Damit wird dieses unsichtbar: denn er schämt sich, daß sein Junges aufgehängt worden. Das Steinchen sucht nun der Mensch, der die Stelle weiß, und wird so selbst unsichtbar, während er es trägt. Neukirchen St. Chr.

Damit die Leute im Hause schlafen, zündet der Dieb den Finger von ungeborenen Kindern an und ist dann sicher, bey seinem Geschäfte nicht gesehen zu werden. Ebendort.

§. 9.

Verwandeln.

1) Der Glaube, daß Menschen zu Wölfen oder Füchsen werden können, war sonst sehr verbreitet. Ist ein Mann sehr stark, so heißt es noch von ihm: der

„stellt sich" — oder „hat Stärke wie ein Wyrwolf." Neuenhammer.

Daher darf man den Wärwolf nicht nennen; „wenn ma'n Wulv'n nennt, sua kumd a grennd." Neuenhammer. Es ist hier wie bey Drud und Hexe.

2) Zu Möidersdorf bey Velburg war in den ersten theuern Jahren, in den Siebenzigern, ein Hüter, der besaß einen Gürtel: wenn er ihn aus dem Schlote, wo er hing, herabnahm und umthat, ward er dadurch zum Fuchs. Als Fuchs bestahl er die Bauernhöfe, besonders aber hatte er es auf die Mühlwägen abgesehen, von denen er die Mehlsäcke herabriß. So war es dem Knechte des Pfarrers ergangen. Der klagte nun seine Noth, wußte aber nur zu sagen, daß der Fuchs auf das Hüthaus zugelaufen wäre. Da ging der Kaplan fort und zum Haus, und sah den Mehlsack an der Wand lehnen. So frug er die Kinder und die vertrauten ihm offenherzig, daß sie kein Mehl hätten, wenn nicht der Vater den Gürtel aus dem Schlote sich umhinge und zum Fuchsen würde und als solcher den Bedarf heimbrächte. Da ließ der Kaplan durch seinen Begleiter, den Meßner, den Gürtel herabnehmen und hing ihn um und ward sogleich zum Fuchs, als welcher er entfloh, und in den Wäldern herumirrte. Es wurde daher verboten, einen Fuchs zu schiessen. Endlich brachten sie ihn in den Pfarrhof von Hohenfels und der Pfarrer dort that es ihm ab, worauf der Fuchs wieder zum Kaplan ward.

3) Im Fahrenberge ist eine hohe Birke; da brum-

melte der Viehhirt hinein und auf der anderen Seite ging der Wolf hinaus zum Rauben, nach Schafen. Als nun der Schäfer von Oberbernried ihn herankommen sieht, den Wulvn, sagt er: „Kumst schaun̄ wida, du raubboartaba Spitzbou!" Denn der Wolf war der Viehhirt und dieser hatte einen rothen Bart; darum hieß man ihn auch den Höydfuchs. Nun begannen sie zu raufen. Zum Glücke hatte der Schäfer einen großmäligen Hund bey sich, der half seinem Herrn und so wurden sie manchmal Herr über den Wolf, zeitweise hat es aber auch Schafe gekostet. — Darnach hat der Wolf bey der Birke sich wieder zu einem „Leut" gemacht und die Schafe daheim mit den Seinigen verzehrt. Oberbernried.

4) Ein anderer Hirt dort konnte auch Wölfe machen und vokamisiren, bringen und wegschaffen, letzteres, indem er ihnen befahl, durch die beyden Wurzelkiele oder die Gabel einer Birke nach Oberbernried zu gehen. Hinein sah man sie wohl gehen, hinaus aber nicht. Wenn er wollte, daß sie kommen sollten, sah er durch seine Füsse und rief ihnen.

5) Mit Zauber kann man aber auch jede andere Gestalt annehmen.

Ein Zauberer dingte einen Bettelbuben, der in Lumpen herumlief und seinem Vater Brod zutrug. Er hatte bey ihm Nichts zu thun, als die Bücher abzustauben, sollte aber beyleibe nicht darin lesen. Der Bube that den Dienst, las aber auch fleissig in den Büchern und lernte daraus, wie man sich in Thiere

und andere Dinge verwandeln könne. Als nun seine Zeit aus war, ging er heim und sagte zum Vater: „Jetzt soll es anders gehen bey uns. Ich habe gelernt, mich in ein Pferd umzuwandeln; als solches führst du mich morgen auf den Markt, nimmst dir aber beym Verkaufe den Zaum aus: denn der Zaum bin ich." Da führte der Vater ein prächtiges Pferd auf den Markt und Alles lief zusammen, es zu sehen. Einer aber drängte sich durch und kaufte das Pferd um den Preis, ohne zu handeln, und setzte sich auf und ritt eiligst davon. Es war der Zauberer, und der Vater hatte auf den Zaum vergessen bey dem Anblicke des vielen blinkenden Goldes. Als das Roß nahe daran war, vom Hetzen zusammenzusinken, stieg der Zauberer ab und band es an einen Baum. Da verwandelte sich das Pferd schnell in eine Krähe, und der Zauberer in einen Habicht. Nicht lange rauften sie herum, so fiel die Krähe zu Boden; flugs war sie in einen goldenen Ring verwandelt, der Habicht vermeynte nach der Krähe zu beissen und schluckte den Ring und erstickte. So ward der Bettelbube wieder frey und trieb von nun an das Handwerk des Zauberns. O. Bernried.

§. 10.

Beweisen.

Ist der Dieb einer Sache unbekannt, so kann man ihm Etwas anthun, welches ihn als den Thäter kenn-

zeichnet. Dieses heißt beweisen, den Dieb weisen. Es geschieht auf mehrfache Weise.

Am sichersten ist der Zwang, den man dem unbekannten Diebe anthut, damit er das gestohlene Gut wieder bringe. Man geht zu diesem Zwecke auf den Freidhof und holt fünf Todennägel; diese werden in den Stamm eines Birnbaumes geschlagen, je zwey für Hände und Füsse, einen für das Haupt. Der Dieb verspürt die Schmerzen und bringt die Sache zurück, um damit des Leidens los zu werden, innerhalb dreyer Tage. Oberviechtach.

Schlägt man in die Fußspur des vermeintlichen Diebes einen Sargnagel, so muß der Mensch ausdorren, wenn er das Gut nicht zurückgibt.

Oder man legt einem solchen ein Ey oder sonst Etwas, in welches eine Krankheit bewiesen ist; hebt er es auf, und befällt ihn die Krankheit, ist er unzweifelhaft der Dieb. Bärnau. Einer von Raab hatte seinem Nachbar Schmalz gestohlen und erkrankte bald darauf: nun glaubte er steif, es sey ihm bewiesen worden.

Der Dieb wird auch gebannt, durch einen eigenen Diebssegen, in welchem St. Peter beschworen wird, den Dieb zu binden. Ein Bauer von Ensdorf sprach den Segen gegen den Dieb, vergaß aber, sich darnach umzusehen und so stand der Dieb nach acht Tagen noch im Walde, freylich tod.

Ein anderer Bannsegen ist der „Kalmonisegen," welcher die fürchterlichsten Zwangsworte wider Gott enthält. Der Bestohlene betet diesen Segen in weitem

Umkreise um die Stelle, wo das Gut zuletzt lag; kommt nun der Dieb in den Kreis, so ist er fest gebannt, kann nicht mehr weiter, ausser er zieht sich nackt aus und schreitet auf den Kleidern, die er vor sich hinbreitet, vorwärts — Amberg — oder er geht rückwärts im Kreise herum und windet so den Zauberfaden, der ihn hält, wieder ab. Vohenstrauß.

Man kann auch die Toden um den Namen des Diebes befragen. Dieses thun gewisse Leute, welche hierin ihren Erwerb suchen. Dabey verfahren sie auf zweyerley Art. Entweder sie graben ein Grab auf und beschwören den Toden, daß er den Dieb nöthige, das Gestohlene zurückzugeben oder zu erstatten. Diese Weise ist indessen gefährlich; denn ein solcher Toder warnte einmal den Beschwörer: „Wärst du an das Grab eines Verdammten gerathen, hätte er dir den Hals umgedreht." Oder: sie gehen um Mitternacht an eine Kirche, um welche früher der Freidhof war, und beten dreymal zum Schlüsselloche hinein:

„Ihr Toden steht auf und legt euch nimmer nieder,
Bis daß der Dieb erscheint und bringt mir meine Sachen wieder."

Dann muß er aber suchen, eiligst ausserhalb der Freidhofmauer zu kommen. Denn die Toden stehen auf und würden ihn zerreissen, weil er sie zwingt, den Dieb so lange zu ängstigen, bis er die gestohlene Waare zurückstellt. Neustadt a. W. N.

Einer von Hammer wurde bestohlen und ließ einen kundigen Kohlenbrenner von Steinach kommen. Der

führte ihn um Mitternacht an das Thor des Freidhofes von Ebnat und machte hier einen Kreis, in den sie sich stellten; dann beschwor er die Toden, den Namen des Diebes zu nennen. Da entstand im Freidhof ein Krachen und Fallen, wie wenn alle Toden aus ihren Gräbern aufständen. Die Frevler liefen erschreckt davon; aber zwey Stunden lang trieb sie ein Geist, so groß daß er bis an die Wolken reichte, auf dem Kopfe einen Hut in der Größe eines Hüterhauses, vor sich her, bis sie jenseits eines vom Moose rothgefärbten Baches waren, den der Geist nicht überschreiten konnte.

Auch die Kartenschlägerin muß helfen, den Dieb oder den Ort, wo das gestohlene Gut verborgen liegt, zu bezeichnen; der das Orakel befragende Mensch muß zugleich eine hl. Messe für die verlassenste Arme Seele lesen lassen, und dient so zu gleicher Zeit Gott und dem Teufel. Regenstauf.

§. 11.

Festbannen.

Zu dem, was hierüber beym Beweisen vorkömmt, soll hier noch Folgendes stehen.

Bärnried ist ein Ort von den ältesten; einst wollten die Rothmäntel plündern, weil man ihnen keine Brandsteuer mehr geben konnte. Da rief man den Hirten, der die Wölfe bannen konnte; der hat die Rothmäntel angefrört, und ließ sie erst auf Bitten und gegen das Versprechen, ohne Brandsteuer abzuziehen, los.

Einer in der Nähe dort machte einmal einen Amtsdiener die Nacht über bis zum Mittag zur selben Stelle stehen bleiben. Er war in der ganzen Gegend gefürchtet, weil er gar so viel konnte, auch von seinem Tode voraus wußte.

§. 12.

Wünschelruthe.

Sie ist der gabelförmige Zweig der Weide oder Haselstaude, ein Zwiesel, und wird darüber besprochen, was man wissen will. So sie sich einmal zu drehen beginnt, kann sie der, welcher sie hält, mit aller Gewalt nicht mehr zurückhalten. Man nimmt sie zu diesem Zwecke bey den Enden je in eine Faust und befrägt sie, worauf der Kiel zur bejahenden oder verneinenden Antwort vorwärts nach aussen, oder rückwärts gegen den Leib schlägt. — So oft man sie braucht, soll man das Kreuz darüber schlagen.

Sie hilft den Dieb entdecken, zeigt den Ort an, wo gestohlene Sachen, Schätze, verborgen liegen, wo Wasser zu finden ist, den Ausgang einer Krankheit, eines Anliegens.

Eine rechte Wünschelruthe muß der Jahrestrieb einer jungen Staude, ein Schößling, etliche Spannen lang, seyn, einen Kiel bilden und in zwey Arme wie ein griechisches Ypsilon sich spalten. Sie wird ferner an einem gewissen Tage zu bestimmter Stunde mit drey Schnitten von unten nach oben geschnitten, und sogleich

mit Namenertheilung getauft, indem man mit der Hand drey Kreuze darüber schlägt. So gilt sie als untrügliches Orakel. Vohenstrauß.

§. 13.

Siebdrehen.

Der hölzerne Reif des Siebes, welches zum Ausputzen des Getraides gebraucht wird, hat zwey entgegengesetzte Einschnitte, Handheben genannt, in welchen man das Sieb faßt. Durch eine derselben zieht man einen Faden, in der Länge einer halben Elle, und macht ihn fest. Dann bindet man das freye Ende des Fadens an einen Schlüssel, dessen Bart ein Kreuz macht, so daß es in die Mitte des Rohres zu stehen kommt. Nun faßt man des Schlüssels beyde Enden und läßt das Sieb frey hängen, bis es sich nicht mehr bewegt; dann spricht man: „Sieb, ich beschwöre dich bey Christi Kreuz, laß mir die Wahrheit zeugen!“ und frägt dann, was man wissen will. Handelt es sich dabey um eine Person, so nennt man zugleich dessen Tauf- und Schreibnamen. Dreht sich innerhalb des Zeitraums von drey Vaterunsern das Sieb nicht, ist die Frage bejaht; geräth es aber in Schwingungen, geht die Sache schief oder ist die genannte Person die unrechte.

Man bedient sich dieses Orakels um zu erfahren, ob bald ein Freyer kommt, ob Kinder am Leben bleiben, ob ein Unternehmen gelingen wird, ob der Bursche bey

der Aushebung das Loos zum Soldaten zieht, besonders aber, ob ein Verdächtiger der wirkliche Dieb sey.

§. 14.

Erdspiegel.

Um Mitternacht wird einem Selbstmörder das Grab geöffnet und ein Spiegel auf das Angesicht gelegt. Nach drey Tagen und drey Nächten nimmt man ihn weg, wäscht ihn in einer öden Waldquelle und man hat einen Erdspiegel, in welchem man alles sieht, was man zu wissen verlangt, verborgene Schätze, gestohlene Sachen, Quellen, Erzlager, den Aufenthalt Verstorbener. Vohenstrauß.

Oder man legt sich Nachts mit dem Rücken auf das Grab einer Wöchnerin, unter sich einen Spiegel. Die Wöchnerin kann den Spiegel nicht ertragen und wirft ihn hinaus; so wird er zum Erdspiegel. Waldkirch.

Man kann übrigens alles Glänzende hiezu verwenden, nur muß es vorher getauft oder zu seinem Zwecke bestimmt seyn. Neukirchen St. Chr.

§. 15.

Erdschlüssel.

Hat Jemand mit einem versperrbaren Hausrat den Schlüssel geerbt, so kann er ihm dienen, die Zukunft zu schauen, indem er während der Christmetten in einem gezeichneten Kreise auf diesen Schlüssel sich kniet. Er

sieht dann das Leichenbegängniß aller jener Personen, die in diesem Jahre sterben, klar und deutlich vom Hause bis an's Grab, und ebenso alle Feuersbrünste. Verläßt er aber früher, als die Bilder erscheinen, den Kreis, holt ihn der Teufel. Waldsassen.

Mittels des Erbschlüssels kann man auch erfahren, wo ein Verstorbenes in der anderen Welt sich befindet und ob man selber selig oder verdammt wird. Neuhaus.

Wenn im Frühjahr das Vieh zum Erstenmale auf die Waide getrieben wird, legt man ehevor einen „Irschlüssel" unter die hohle Thürschwelle; das Vieh, welches darüber hinwegschreitet, ist dann sicher vor jedem Unfalle beym Austreiben oder auf der Waide. Neuenhammer.

§. 16.

Mittel gegen Zauber.

Es gibt kein Uebel, für das nicht ein Mittel gefunden wäre: nur für den Tod ist kein Kraut gewachsen. Wenn daher böse Menschen mit der Kunst des Zauberns dem Nächsten allerley Schaden zufügen können, so stehen auch diesem hinwieder Mittel zu Gebote, daß ihm nicht Unrechtes ankann.

Ist es nun Einem angethan, so trägt er Quecksilber in einem Federkiel bey sich oder steckt es über der Thüre ein, so weicht der Zauber.

Allgemein schützt gegen Zauber, wenn man Johanneskraut, arnica montana, eine grosse gelbe Blume, die um Johanni zu blühen anfängt, bey sich trägt —

oder Immergrün, so zwischen den beyden Frauentagen, 15. August und 8. September, vor Tags gepflückt worden. Kötzting. Diese Kräuter lassen nichts Unrechtes über die Schwelle, wenn sie an der Thüre angebracht sind.

Ebenso hilft, etwas Geweihtes, und in dessen Ermanglung ein Stückchen Brod, weil die Frucht auf dem Felde kirchlich geweiht wird, bey sich tragen. Neuenhammer.

Die Pflanze Altvater, eine Art des antirrhinum, hat grosse Kraft gegen allen Zauber für „Vaich a Leidd.“ Sie ist so heilig, daß eine Kuh, welche sie zufällig zwischen der Klauen trug, von der Hexe nicht beschädiget werden konnte, während alles Vieh im Stalle verhext wurde. Velburg.

Heilkraut oder Schafgarbe wirkt ebenfalls stark, so daß selbst der Teufel davor entweicht. Amberg. Deßhalb halten es die Leute in Scherben vor dem Fenster. Bärnau.

II. Aberglaube.

§. 17.

Einleitung.

Aberglaube ist falscher Glaube. Jedes Volk mit ausgeprägtem Religionssysteme wird die Gegensätze, welche es bey Völkern anderen Glaubens vorfindet, als Aber-

glauben bezeichnen, und so ihm die Macht zur Seite steht, verfolgen. So zerstörten die Perser die Tempel Aegyptens, vertrieben die Römer ägyptischen Geheimdienst aus Rom und Italien, bedrückten Syriens Könige den Jehovakult der Juden.

Geht ein Volk zu einer neuen Religion über, so erscheint ihm nothwendig gar Manches aus seinem alten Glauben als Aberglauben. Finden sich Spuren, daß die Germanen der Verehrung einer gestürzten Götterdynastie entsagten, so erklärt sich, warum die Riesenweiber als Zauberinen verfolgt wurden.

Dem Christentume endlich gilt das gesammte Heidentum als Aberglaube im weitesten Sinne des Wortes. Es vermochte aber nicht, gleich Anfangs bey der Bekehrung der Heiden Alles aus deren Erinnerung und Uebung zu entfernen, was heidnischer Wurzel war: das Heidentum selber rettete einzelne Anschauungen und Uebungen unter der Hülle der Verborgenheit des Geheimnisses, ja selbst unter dem Schutze christlichen Gewandes.

Daher ist Aberglaube des heutigen Volkes Alles dasjenige, was es ausserhalb und neben seinem christlichen Glauben als geheimnißvoll wirkend anerkennt und übt, ohne hiefür andere Rechenschaft geben zu können als die, daß es so von den Voraltern überkommen worden. Dieser Aberglaube ist also überliefert, heidnische Tradition, der letzte Rest des früheren Heidentumes. Das Volk aber weiß nicht von diesem Ursprunge: ihm gilt Heidentum gleich Teufelsdienst. Wüßte

es, wie es um seinen Aberglauben steht, es würde sich mit Abscheu davon wenden.

Frägt man nach der Quelle des Aberglaubens in der Zeit, so werden wir zu den Uranfängen der Völker geführt, in jene Zeit, wo das Menschengeschlecht sich vom wahren Gotte ab- und falschen Göttern zuwendete. Heidentum und Aberglaube fallen wie in der Wesenheit so auch in der Zeit zusammen.

Besieht man ferner die Weise, in welcher sich der Aberglaube jetzt noch äussert, etwas näher, so erscheint er zweifellos als religiöse Uebung des Heiden, der, Alles, was ihn berührt, sein Hoffen und Fürchten, sein Kämpfen und Wehren, auf die Götter bezieht, ihrem Schutze, ihrer Weihe unterstellt. Der Heide, dessen Glaube nicht auf Liebe, sondern auf Furcht gebaut ist, gebahrt sich nicht wie der rationalistische Christ, welcher sich in allen möglichen Trugschlüssen der Abhängigkeit von einem persönlichen Gotte zu entledigen sucht; er ruft vielmehr überall seine Götter herbey und sieht sich nur in dem Schutzverhältnisse beruhiget, in welchem er zu ihnen steht. Das Heidentum, hervorgegangen aus dem Abfalle von Gott, hat den Gottesfrieden verloren und ist vom Geiste der Unruhe bewegt; in ihm verbleibt als Strafe das unheimliche Ahnen einer höhern Macht, des Fatums, welches selbst über seinen Göttern steht und diese bedroht. Sucht also der Heide Böses von sich abzuwehren, Glück herbeyzuführen, die Zukunft zu erforschen, durch Mittel, welche anscheinend ausserhalb des Bereiches der Natur liegen,

und von seinen Göttern unmittelbar gereicht werden, so vollzieht er eben, was seine Götter auch thun; denn auch diesen wohnt die Furcht vor dem künftigen Ende inne und sie vermögen dessen Hereinbrechen nicht bloß durch eigene Kraft abzuwehren, sondern bedürfen hiezu sogar des Beystandes der Menschen und jener feindlichen Kräfte, die jeden Augenblick bereit sind, das Ende zu beschleunigen.

Aberglaube ist also Gemeingut aller Völker und Zeiten des Heidentumes: seine Wurzel liegt in dem Ich des von Gott abgefallenen Menschen, sein Ziel in Befriedigung menschlicher Leidenschaft. Daher die überraschende Aehnlichkeit abergläubischer Gebräuche bey den Heiden der entferntesten Orte und Zeiten.

Ich werde in Nachstehendem zwey Erscheinungen des Aberglaubens besprechen, die Heilkunde des Volkes und die Anzeichen für Gelingen oder Mißlingen; es ist mehr oder minder die harmlosere Seite des Aberglaubens und beym Volke noch umsomehr in Ansehen, je weniger der Teufel und seine bösen Geister zur Beschädigung des Nächsten hiebey thätig auftreten.

Um zuerst von den Krankheiten und ihrer Heilung zu sprechen, so beruht die abergläubische Uebung sichtbar auf heidnischer Anschauung. Wird das Uebel besprochen, so ist der Segen, der es vertreiben soll, Gebet an die Götter; wenn verschrieben, sind es heilige Runen, geheimnißvolle Zeichen, in welchen wieder der Gott zur Hilfe herbeygerufen wird. Und

hängt man Amulette um den Hals, so ist dem Christen wie dem Heiden die Sache gemeinsam, die Beziehung aber eine verschiedene. Soll ferner die Krankheit in Erde oder Wasser vergraben und vertragen werden, so sind wir auf die heiligende, reinigende Kraft dieser Elemente hingewiesen, und wenn in Bäume oder Sträuchen verbohrt, so sind es Gewächse, den Göttern geweiht, daher wieder Bezug auf göttliche Hilfe gewährend, wie die Haselstaude, welche als Muttergottesbaum auf Freyja weist, oder der Vogelbeerbaum, dem Thor heilig. Und Alles dieses muß geschehen zu gewisser Zeit, gewöhnlich Nachts, unter dem Schutze des Mondes und mit gewisser Feyerlichkeit nach einem bestimmten Ritus. Selbst die Hausmittel sind solche, welche ihre Weihe durch die Götter, weil diesen geheiliget, in sich tragen. Das Volk ist dabey so unbefangen, zu glauben, daß, was ihm von Wichtigkeit, auch in der Apotheke vorräthig seyn müsse und läßt sich so gutmütig statt alter Ehe Sperma ceti, statt verdorrter Menschenhaut gegen die Schwinden, Hausenblase reichen.

Wenn wir sehen, daß alte Weiber, Schäfer und Schinder diese Art Heilkunst üben, so waren dem Heidentume wie überhaupt der Urzeit Priester und Priesterinen die Heilkundigen; ihr Geschäft ist nun auf jene übergegangen. Wir finden also auch an den ursprünglichen Trägern dieser wohlthätigen Wissenschaft innige Verbindung mit der Religion. Der göttliche Beystand war die Hauptsache, er allein machte das

Kraut, welches helfen soll, heilkräftig. Die Gegenwart dagegen bemüht sich, Alles zu beseitigen, was einer göttlichen Beyhilfe etwa ähnlich schiene; die gelehrte Wissenschaft genügt sich selbst und hat in dem Menschen eine Maschine gefunden, welche nur aufgezogen und geölt zu werden braucht, damit sie diene.

Was also das Volk in seiner Heilkunde weiß, geht auf hohes Altertum zurück, in eine Zeit, wo es auf seinen Wanderungen inniger mit der Natur und ihren Kräften vertraut war, denn heutzutage. Und nicht gewagt wird die Behauptung seyn, daß hinter manchem Aberglauben des Volkes tiefes weihevolles Wissen aus uralter Zeit liegt. Es wäre daher wichtig genug, diesem Schatze, der gleich Anderem in den Schoß der Vergessenheit sich zurückzieht, noch rechtzeitig die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden, zu sammeln, was sich noch heben läßt, mag auch Manches davon als widersinnig erscheinen.

Daß der Mensch wissen will, ob ein Unternehmen günstig oder zum Gegentheile ausschlagen werde, ist menschlich; er sucht daher Zeichen, an denen er den Ausgang zu erforschen meynt. Aber nicht willkürlich ist die Wahl. Wieder handelt es sich hier um den Bezug auf die Götter; was diesen heilig, vermag ihm auch bey dem ersten Begegnen, als von den Göttern gesendet, Glück zu verkünden, besonders, wenn es höhere, streitbare Thiere sind. So verkündet dem kriegerischen Germanen der Angang eines Wolfes, Wodans

Thier, Glück, während der furchtsame Hase, das unkriegerische Weib, der waffenlose Priester Unheil bringt. Juckt das linke Auge, die linke Nase, singt das linke Ohr, so ist es die **linke Seite**, welche Ungünstiges meldet: denn dem Germanen liegt links der Norden, die unwirthliche Gegend, die Wohnung der Hel in Niflheim, und dem Christen war diese Seite schon darum mißliebig, weil der Norden noch lange heidnisch blieb, als der Süden sich dem Christentume schon zugewendet hatte.

Vorstehendes mag an diesem Orte genügen. Ich wende mich nun zur Krankheit, um die Heilkunst daranzureihen und gelegentlich noch einzuschalten, was eben nahe liegt.

§. 18.
Krankheit.

Der Krankheit vorzubeugen, wendet das Volk alljährlich dem Herkommen gemäß zwey Universalmittel an, **Abführen** im Frühjahre, **Aderlassen** im Laufe des Jahres, nur nicht an Mariä Verkündigung, Simon und Judi und Andreas, weil es zu dieser Zeit binnen acht Tagen den Tod mit sich brächte. In der Regel geht der Bader im Wonnemonat von Haus zu Haus und schröpft den Bauer, läßt der Bäuerin. Hat sich auch der Bauer zu Ader gelassen, so hielt er vordem sich an die alte Regel:

An ayarstn gmàß = mässig,
an zwoutn gfràß = gefrässig,
an drittn dull und vull,
nau dàud d'Audarlàuß wul.

Weil man aber heutzutage nicht viel Zeit übrig hat, und überhaupt viel rascher lebt, so zieht er Alles in den ersten Tag zusammen, und geht schon Nachmittags zum Bier, um so lange zu trinken, bis er nimmer kann. Das hilft dann auf ein ganzes Jahr. Rigau.

Wird er gleichwohl einmal etwas unbaß, so wendet er sich zur Hungerkur und hilft es nicht, so geht er wieder zum Bier und holt sich einen Brummer, oder er nimmt eine angemessene Menge Branntweins mit Pfeffer zu sich. Wo das nasse Mittel nicht anschlagen kann, hat er ein Hausmittel bereit und darin ist die Bäuerin unfehlbarer Rathgeber. Vom erfolglosen Hausmittel wendet er sich zur Sympathie, und da ist gewiß eine Alte im Dorfe, welche ein harmloses Mittel der Art zu benennen oder anzuwenden weiß. Hätte sie sich getäuscht, so geht es zum Schinder, häufiger noch zum Hirten, der dafür kann mit seiner Kunst, welche er sehr geheim hält und vom Urgroßvater überkommen hat. Der Bauer weiß zwar, daß es dabey nicht recht hergeht, wohl gar auch der Teufel seine Hand mit im Spiele haben kann: aber das ficht ihn nicht an: hat doch nicht er es mit dem Teufel zu thun und man kann nicht wissen, was hilft. Es muß schon weit gekommen seyn, wenn er zum Bader, am weitesten, wenn er zum Arzte schickt: denn er hat eine unglaubliche Scheu vor der patentirten Wissenschaft und meynt, er diene nur als Gegenstand eines Experimentes für den gelehrten Herrn, abgesehen, daß die Kosten auch nicht gering anzuschlagen sind. Am wenigsten will er

begreifen, daß der Arzt sein Geld auch dann verdient habe, wo er nicht helfen konnte; er meynt im Gegentheile selbst Anspruch machen zu können auf Entschädigung. Auch ist er kein Freund vom sogenannten Fretten. Ist daher ein Krankes gefährlich daran, so nimmt man Schweineschwarte und reibt ihm damit den Leib um die Herzgegend und die Fußsohlen: dann wirft man sie einem Hunde dar: frißt er es, genest der Kranke, wo nicht, stirbt er. Dieses Orakel entscheidet die Frage, ob der Arzt helfen kann oder nicht, und in letzterem Falle unterläßt man natürlich, darnach zu senden.

Sorgfältiger erscheint der Landmann für das Heil seiner Seele. Da er sich auf erhält, so lange nur immer möglich, ist sein erstes Anliegen, wenn er endlich schlecht wird, d. h. das Krankenbett nicht mehr verlassen kann, daß er nach dem Priester sendet und seine Rechnung mit Gott in Richtigkeit setzt. Darnach erst ist es Zeit, den Arzt zu rufen. So kommt es, daß ältere Leute in ihrem Leben gar oft bis zu siebenmalen mit den hl. Sterbsakramenten versehen worden sind. Hat Eines einmal die letzte Oelung empfangen, setzt es sicher seiner Lebtage den blossen Fuß nicht mehr vor die Hausthüre, aus Furcht, das heilige Oel zu verunreinigen.

Die Behandlung während der Krankheit ist sehr einfach. Der Ofen wird bis zum Ersticken geheizt, Sommer wie Winter. Erst sucht man sich das Lager hinter dem Ofen in der Hölle, und vertauscht es später

nur ungerne mit dem Bette, welches bey Nacht troß aller Gefahr die Ehehälfte standhaft theilt. Die Nachbarinen, zum Rathe versammelt, füllen die Stube, wobey es dem Kranken noch schwüler wird als ihm ohnehin ist, bis tief in die Nacht hinein, um am frühen Morgen wieder zu erscheinen. Jede weiß ein unfehlbares Mittel und ist bestrebt, es anzupreisen und geltend zu machen. Dazwischen wird dem Kranken auch Etwas nach Gelüsten gethan, ihm Honig oder Wein und von Speisen Fisch zugesteckt. Kommt der Arzt und verordnet kleine Dosen Arzney, so verliert er alles Zutrauen. Der rechte Mann verschreibt grosse Gläser, deren Inhalt recht derb wirkt. Auch weiß der Kranke die Wirksamkeit zu erhöhen, indem er die Arzney auf ein oder zweymal nimmt; stirbt er daran, so thut das Nichts: die Arzney ist doch recht wirksam gewesen und der Arzt ein gescheidter Herr. Wird süsse Arzney verschrieben, hält sich der Kranke unrettbar verloren. Säftchen reicht man ja nur Sterbenden. — Ist nun der Kranke troß aller Mittel und Räthe verschieden, so hat man das Seine gethan und das Gewissen rein erhalten. Manchmal ist von der Arzney noch ein Rest übrig: da findet sich denn ein haushälterischer Magen, der, obgleich gesund, sie verschluckt, lediglich zum Zwecke, „daß sie nicht hin wird."

§. 19.

Sympathie.

Sympathie ist Geheimmittel gegen Krankheit: es wird in geheimnißvoller Weise angewendet und wirkt

ebenso geheim. Wer sich ihrer bedient, muß es daher ungeredter und ungesehener, vor oder nach der Sonne, im abnehmenden Monde thun und darf dann über kein fliessendes Wasser gehen. Durch Sympathie heilen, besonders unter Zuziehung des Hirten, heißt böyßn oder büssen, ahd. puozan, gut oder heil machen.

Die leichteste Art der Sympathie ist das Verbeten, welches nur Eingeweihte, wie Schäfer und Schinder, am besten verstehen. Der Kranke, der in der Regel steif und fest daranglaubt und Jeden scheel ansieht, der zweifeln möchte, hat dabey gewisse Gebete zu U. L. Herrn, oder zu U. L. Frauen oder sonst einem Heiligen, oder für die Armen Seelen täglich oder zu gewissen Zeiten zu beten, und dabey fest auf das Gebet zu vertrauen; der kluge Mann aber oder die kluge Frau, welche dafür können und gewöhnlich die leidende Stelle zuvor begränzen und bekreuzen, haben einen gewissen Spruch oder Segen mit kennbarem Stab- oder Sylbenreim, der in mystisches Dunkel gehüllt ist: es kommen dabey Namen vor, die nichts weniger als heilig lauten, und was der Künstler oder die Künstlerin zu Hause noch für Gebete zu sprechen sich vorbehalten, darüber gelangt Nichts in die Oeffentlichkeit, weil diese Leute nicht gerne ihre Sprüche offenbaren, um nicht mit deren Kundgabe die Kraft zu verlieren, durch sie zu wirken. Es ist das heidnische Besprechen der Krankheit und der Spruch, der dazu dient, aus dem Heidentum herübergenommen und um nicht Anstoß zu erregen, in christliches Gewand verkleidet. Diese Art der Heilkunst gilt insbesondere

gegen Gicht, Schwinden und Wurm und findet am ersten Mittwoch oder Freytage im abnehmenden Monde, je nach der Krankheit, also an den Tagen des Wodan und der Freyja statt. Bärnau. Eine berühmte kluge Frau war das sogenannte Gichtweiblein von Karlstein bey Regenstauf; sie wurde überall her zum Verbeten der Gicht geholt.

Ein anderes Mittel besteht im Vergraben der Krankheit; es kommt gleichfalls sehr häufig zur Anwendung und besteht darin, daß man Etwas von seinem Leibe, vorzugsweise Harn, oder eine Sache, die man mit dem leidenden Theile in Berührung gebracht hat, in die Erde vergräbt und künftig diese Stelle meidet. Je eher das vergrabene Stück vernichtet wird, je eher schwindet die Krankheit. Man liebt es daher, unter die Dachtraufe zu vergraben, weil die Feuchte die Fäulniß befördert oder in einen Ameisenhaufen, damit es die Ameisen verzehren. Es gibt 72 Arten von Gicht und Wurm, welche so vergraben werden. Wer aber diese vergrabenen Sachen findet, erbt damit die vergrabene Krankheit. Bärnau.

Zu gleichem Zwecke dient das Versenken in Wasser, welches die Krankheit mit fortführt, wenn nicht Fische oder andere Wasserthiere den betreffenden Gegenstand zuerst verzehren. Dieses Versenken trifft gewöhnlich das Amulet, ein Kräuterbüschchen, welches der Kranke einige Zeit am Leibe, auf Rücken oder Brust, tragen mußte: nach Umlauf der Frist wirft er es rücklings, ungesehen und unberedet, in fliessendes Wasser.

Wieder eine andere Art ist das Verschreiben, indem der kluge Mann dem Kranken einen Zettel, den er mit geheimnißvollen Sprüchen beschrieben hat, zum Anhängen gibt: nach abgelaufener Frist wird dieser Zettel an einen Baum gehängt. Indessen enthält diese Schrift meist Ungebührliches. So kehrten zwey Studenten bey einer Bäuerin ein und baten um Milch. Dafür gaben sie ihr einen beschriebenen Zettel zum Anhängen gegen ihr Augenleiden und es half. Sie trat ihn später der Nachbarin, die an gleichem Uebel litt, ab; diese aber stach der Fürwitz, sie öffnete den Zettel, obwohl sie wußte, daß es verboten war und las die Worte: „Der Teufel reiſſe dir die Augen aus und fülle die Lücken mit Koth!" — Wieder schrieb ein Bauer seinem Knechte, der beym Raufen immer schlecht wegkam, einen geheimnißvollen Zettel zum Anhängen. Von nun an war der Knecht unbesiegbar: er wollte aber den Segen, der so stark wirkte, kennen und las die einfachen Worte: „Hundsf . . . wehre dich!" Waldthurn.

Aber auch übertragen wird die Krankheit auf lebende Organismen, Pflanzen, Thiere und Menschen, indem man damit Etwas vom Leibe des Kranken in dauernde Verbindung oder vorübergehende Berührung bringt. Das Uebertragen auf Bäume, sey es durch Anhängen, oder Verkeilen oder Einbinden, ist aber nicht ohne Gefahr für den Kranken: denn trifft der Blitz den Baum, so trifft er zugleich auch den so geheilten Menschen. Waldthurn. Harmloser ist der

Gebrauch, gegen Gicht und Rothlauf, dann Kinderkrankheiten, Kreuzschnäbel, Gimpel, Stiglitze, Turteltauben u. s. w. im Zimmer zu halten, wo sie den Krankheitsstoff an sich ziehen und so statt des Kranken sterben.

Dazumal, als das Vieh noch geredet hat, bedurfte es freylich all dieser Künste nicht. Da hatten die Leute ein Thürchen auf dem Kreuze, das hat man Sommerszeit aufgemacht, um am Röhrenbrunnen mit frischem Wasser die Eingeweide auswaschen zu lassen, bis die Gedärme rein und die Lungen abgelöst waren und das lautere Wasser herausging. Dann wurde es wieder zugeknöpft und der Mensch war auf ein ganzes Jahr gesund. Später aber wurde man nachlässig, man nahm die Reinigung erst alle zwey, oder drey Jahre, zuletzt gar nicht mehr vor und so wurde sie ganz vergessen; die Knöpfe sind verrostet und nicht mehr aufgegangen: man sieht sie aber noch dem Kreuz entlang. Neuenhammer.

§. 20.

Blut stillen.

1) Will man die Wunde nicht mit „vobargna Bech" oder verborgenem Pech, das von harzigem Nadelholz ausschwitzt, oder mit Schusterpech oder Leim verkleben, oder mit dem Safte von spitzigem Wegerd oder mit Igelfett einreiben, so nimmt man „alti Ay" oder alte Ehe, welche in alle Arten von Wunden gerieben unfehlbar heilt.

Wenn nämlich dicke Leute sterben, so setzt sich im Grabe vom verfaulenden Leibe das Fett in Gestalt eines

Kuchens zusammen; es ist die alte Ehe, sehr theuer und beym Todengräber zu bekommen; in der Wärme zerfließt es. Sie hilft auch gegen das kalte Gicht, das brennende Reissen im Leibe. Treffelstein.

2) Gegen das Bluten der offenen Wunde hilft es augenblicklich, wenn man Kornblumen auflegt, welche am Fronleichnamstage mit Stamm und Wurzel ausgerissen worden. Man bewahrt sie daher in Büscheln in den Häusern auf. Vohenstrauß. Sie hilft schon, in die Hand mit der Wurzel genommen.

Ferner hilft Heilkraut oder Schafgarbe gegen alle Wunden. Amberg.

3) Man sucht im abnehmenden Monde unter der „Schoardrapsa" Regenwürmer in ungerader Zahl, zwickt ihnen hinten und vorne die giftartigen Spitzen ab, und thut sie in ein Gläschen mit Branntwein. Das Ganze läßt man in einem Brodlaibe mitbacken, so gibt es ein Oel, gut für alle Wunden. Rötz.

4) Das Blut zu stillen gibt es Segen, z. B.:

Christus ist in Betlehem geboren,
Gott V. S. und hl. G.
Christus ist in Jerusalem gestorben,
Gott V. S. und hl. G. Bleystein.

Auf Unserm Herrgott sein Gro
wachsen dra Röysala,
erstes is Demut,
zweytes is Sanftmut,
drittes stillt dir dein Blut.

Dann macht man das Kreuz darüber. Waldkirch.

Damit das Geblüt des gebärenden Weibets nicht gehend werde, spricht dieses oder sonst Jemand:

Christus is gstarbm,
Christus stirbt nimma,
Geblöyd, blei staind,
und gai nimma.

Zu Hilf der N. N. im Namen ꝛc. Ebend.

5) Die Haut eines vor Georgi gefangenen und geschundenen Frosches übergelegt, hilft gegen jede Verwundung. Neukirchen St. Chr.

6) Auf daß die Wunde nicht schwäre, steckt man das Werkzeug, welches sie schlug, gegen den Rost gleich in Schweinefett. Neuenhammer.

§. 21.

Ueberbein.

1) Wer daran leidet und auf dem Felde oder im Walde ungedanks einen Knochen von einem Aas findet, hebt ihn auf, so er allein ist und reibt damit die böse Stelle mit den Worten:

Loudarboin,
vodreib ma màn̆ Uebaboin̆.

dreymal, und wirft es weg, so vergeht es; aber abnehmender Mond muß es seyn. Neuenhammer.

Zu Velburg reibt man mit dem ungedanks gefundenen Luderbein sein Ueberbein und legt es dann genau an seinen früheren Ort wieder hin, so vergeht es.

2) Um Bärnau pflegt man das Ueberbein oder Agsl meistens zu verbeten, oder läßt sich Dürrbänder von einem Hüter überbinden, d. h. ein Band mit rother Salbe; fällt es ab, ist das Glied gesund.

3) Ein probates Mittel ist: die Bäurin kocht Knödeln und klopft mit dem Kochlöffel vom Hafen weg dem Kranken dreymal das Ueberbein. Waldkirch.

4) Hat man sich aber die Hand übergriffen oder den Fuß vertreten, so nimmt man ein beliebiges Sackbändchen, bindet neun Knoten ein, welche man während des Machens von neun anfangend hinterisch zählt, bindet es dann um Hand oder Fuß, so wird es in zweyen Tagen heil. Velburg.

5) Hat ein Weib sieben Knaben nach einander geboren, so hat der siebente die Macht, durch Handauflegen das Ueberbein zu heilen. Erlangen.

§. 22.

Warzen.

1) Wer einem Andern die Warzen abzählt, bekommt sie statt seiner. Amberg.

Wo Warzenblut hinkommt, wachsen neue. Neuenhammer.

Wenn es regnet und das Wasser sich sammelt und gischt oder weissen Schaum treibt, und der Regen noch hineinfällt, waten die Kinder gerne darin herum; davon bekommen sie Warzen. Neukirchen B.

2) Es gibt Leute, welche für die Warzen können:

diese schneiden drey Tage vor Jakobi in die Warzen unter Hersagen eines Spruches, dann verkommen sie, ohne daß man es merkt. Ebendort. Jener Tag ist nämlich ein Unglückstag, weil Alles, was man sich heute thut, sehr schwer heilt.

3) Wenn man bäckt, nimmt man von dem Wasser, womit das Brod vor dem Einschiessen gewaschen wurde und wäscht damit die Warzen; das Wasser schüttet man aber rücklings in den Backofen auf die Glut, so vergehen sie.

4) Man legt einen Faden oder ein Roßhaar auf die Warze kreuzweis und bindet einen Knoten; so viele Warzen, so viele Knoten; den Faden vergräbt man unter die Dachdrüpf; mit ihm verfaulen die Warzen. Neuenhammer.

Oder man reibt die Warzen mit schwarzer Speckschwarte und vergräbt sie unter die Schoardrapfa. Neukirchen B.

5) Wird ein Toder vorbeygetragen, stellt man sich ungesehen hinter eine Hausthüre und spricht dreymal zur Leiche: „Nimm meine Warzen auch mit!" Amberg.

6) Man nimmt einen undanks gefundenen schwarzen Schnecken und reibt die Warzen damit; den ersteren treibt man dann durch ein Holz und steckt ihn an einen sonnigen Platz: wie er vertrocknet, dorrt auch die Warze aus. Neukirchen B.

Mit einem gesottenen kalten Erdapfel reibt man dreymal kreuzweise die Warzen und legt ihn rückerisch unter die Dachtrüpfe, wo man sie dann vergräbt. Waldkirch.

7) Kann man für jede Warze eine gedörrte Zwetschge sich heimlich aneignen und verschlucken, so vergehen sie unfehlbar. Bleystein.

8) Man nimmt im abnehmenden Monde ein Bändchen, macht so viele Knoten hinein als Warzen sind und wirft es rückwärts in das gehende Mühlrad; dieses zerreißt das Bändchen und damit vergehen die Warzen. Neuenhammer.

§. 23.

Kopfweh.

1) Wer es im Kopfe hat, der steche einen Wasen aus, lege ihn einige Zeit auf den Kopf und dann umgekehrt in den Ausschnitt wieder zurück, so vergeht es. Tiefenbach. Oder man schneidet vom Wasen eine Scheibe um die linke Hand hinum aus, und steckt ihn so auf den Steckenzaun, daß das Gras zu Thal sieht. Waldkirch.

2) Wer von einem Rosenkranz, der schon im Grabe gelegen, eine Perle einnäht und sich anhängt, bekommt ebensolange nicht Kopfweh, als er sie trägt. Tiefenbach.

3) Zur augenblicklichen Stillung des Schmerzens legt man den gelben Bast des Hollers über. Neukirchen B.

4) Nimmt man das Nest eines Grünspechtes oder Huppen, wenn die Jungen schon ausgeflogen sind und bindet es über den Kopf, so verliert man das Kopfweh und bekommt es nie wieder. Waldmünchen.

5) Der größte Schmerz ist der Hauptschein, Happschein — oder Augenschein, weil einem dabey das Gesicht oder Sehen vergeht; er entsteht, wenn der Schädelknochen in den Nähten auseinanderweicht. Dafür hilft, daß man drey Tage nach einander den Kopf erst um die Stirne und dann vom Scheitel an den Ohren herab unter das Kinn mißt, und 9 V. U. und A. M. nebst dem Glauben für die Krone Christi betet. Waldkirch. Man mißt auch mit 3 Halmen Roggenstroh, bindet dann drey Knöpfe darein und hängt sie an einem Baume auf. Neukirchen St. Chr.

§. 24.

Augen.

1) Steht der Rothhaarige beym Volke in sehr schlechtem Ansehen, so der Einäugige in noch üblerem Rufe. „Oiñaugggada Spitzbou" ist sein Ehrenname.

Wer einen Wurm, Wurmbreckl, eine Wern, ein Wernalöchl im Auge hat, schaut mit dem kranken Auge durch das Nastloch eines Spahns oder Brettes, und spricht dazu: „Binkenlöcherl, vertreib mir mein Wernlöcherl!" — Eine Binke heißt nämlich der Ast eines Brettes, der gewöhnlich später herausfällt. Zu dem dreymaligen Spruch betet man ebensoviele V. U. und A. M. Waldmünchen.

Weiber schauen durch ihren Ehering, in Gottes Namen. Neuenhammer.

Ist Einem Etwas in's Auge gefallen, so muß man

mit dem flachen Rücken der anderen Hand darüber fahren und dazu sagen: „Wollte lieber, es wäre mir in den H . . . hineingefallen,“ — und zwar dreymal. Das viertemal nimmt man den Zipfel seines Kleides oder Schurzes oder sonst eines Tuches und wischt das Auge mit den Worten aus: „Wollte lieber, es wäre mir hineingefallen!“ Dann ist es schon heraus. Neuenhammer.

2) Hat Jemand ein Fell auf dem Auge, gibt man ihm drey tode Läuse in einem Stückchen Brod heimlich zu essen: betet er drey Tage noch in der Frühe drey V. U. und A. M., so fällt es ab. Neukirchen B.

Gegen das Fell hilft ferner das Oel der Grundeln, welche man im May bey abnehmenden Monde getödtet und in der Sonne destillirt hat: es ist aber sehr scharf und darf daher nur auf das Augenlied gestrichen werden. Rötz.

Der Hase, am ersten Märzenfreytage geschossen, ist für Alles gut: sein Auge insbesondere, wenn angehängt, gegen die Blindheit. Vohenstrauß. Roding.

3) Höchstes Lob ist es, Augen zu haben so frisch wie „a Schlaycha“ oder eine Schlehe. Das gilt für schwarze und blaue. Ebendort.

4) Wer Nachts in einen Spiegel schaut, dem schaut der Teufel heraus: es ist grosse Sünde. Warmensteinach.

5) Ein Prinz, durch die Feinde aus seinem Lande vertrieben, irrte in der Fremde herum, und kehrte zuletzt nur in Höhlen und Wäldern zu. Er hatte eben in

einer Höhle geschlafen und war erwacht, als er einen garstigen Zwerg neben sich liegen, einen Esel draussen stehen sah. Der Zwerg bot dem müden Prinzen sein dürres Thier zum Reiten an und so ging es fort bis zu einer Hütte, wo sie einkehrten. Kaum waren sie aber da, brach eine Schaar Räuber herein und wollte den Prinzen mit dem Zwerge tödten. Der Esel aber erhob solches Geschrey in allerley Stimmen, daß die Räuber eiligst entwichen und selbst ihr Geld zurückliessen. Der Zwerg lud das Geld dem Esel auf, und nun ging es in die Stadt. Hier war grosse Trauer, denn die schöne Prinzessin war erblindet; wer ihr das Augenlicht wieder gäbe, sollte sie zur Frau erhalten. Da ließ der Zwerg den Prinzen sich fürstlich kleiden, und führte derweilen seinen Esel an eine Staude, wo er so lange naschen durfte, bis er einige Kothbollen fallen ließ. Diese steckte er dem Prinzen zu und gab ihm den Auftrag, sich bey Hof als Arzt zu melden: er solle die Bollen der Prinzessin auf die Augen legen, und sogleich werde sie sehend seyn. — Der Prinz in stattlichem Gewande und schön von Gestalt ward auch alsbald zur Blinden gelassen, er that, wie ihm der Zwerg gerathen und die Prinzessin war geheilt und zur Stelle seine Braut. Da wollte er nach dem Zwerge schauen, um ihm zu danken: der war aber verschwunden und damit das einfache Mittel, Blinde sehend zu machen, verloren. O. Bernried.

§. 25.

Ohren.

Wem die Ohren klingen, von dem wird gesprochen und zwar gut oder übel, je nachdem es das rechte oder linke Ohr ist.

Klingt das linke, so steht man schnell auf und schlägt sich mit aller Macht auf den H . . . und zwar mit der rechten Hand, so beißt der schlechte Mensch sich in die Zunge. Amberg.

Auch räth man in Gedanken auf die Personen, welche Einem den Liebesdienst erweisen könnten: bey welchem Namen es aufhört, diese Person ist die richtige und kann nicht mehr weiter sprechen, bleibt stecken. Bärnau.

§. 26.

Mund.

1) Essen und Trinken.

Wenn man Nachts Kraut ißt, träumt man von toden Leuten — Tiefenbach — schaut der Tod zum Fenster herein. Fronau.

Wenn die Löffel verkehrt, d. i. mit der Höhlung nach oben liegen, kommen Mitesser. Bärnau.

Wer aus einem schartigen Geschirre ißt oder trinkt, wird schadhaft, d. i. bekommt einen Leibschaden.

Bietet Einer den Krug zum Trinken mit offenem Deckel, so trinkt man ihm die Stärke weg. Neuenhammer.

2) Gähnen.

Beym Gähnen muß man sich bekreuzen, sonst sieht der Böse in den Mund — Vohenstrauß — oder kann gar hinein. Neuenhammer.

Wer Jemanden gähnen sieht, der ihm angenehm ist, muß selbst gähnen; bey zuwideren Leuten tritt diese Wirkung nicht ein. Bleystein.

3) Schweigen.

Wenn Einem etwas Unrechtes, ein Geist, erscheint, oder wenn man etwas Bedeutsames träumt, darf man inner der nächsten drey Tage Nichts davon erzählen — und an einem Platze, wo etwas Unrechtes geschehen, soll man Nichts davon reden. Neuenhammer.

4) Speichel

heißt der Bauern Pflaster und der Studenten Schuhwichs. Amberg.

5) Lachen.

Wenn Einer lacht und thut nicht Noth, so ist es ein „hylzas Glachta" oder hölzernes Gelächter. Oberbernried.

Dieses Gelächter ist aber auch geisterhaft, kommt von schadenfrohen Geistern, welche den Menschen necken oder beschädiget haben. Zwischen Waldthurn und Vohenstrauß hörte Einer Nachts auf dem Wege ein Gelächter gleich dem Klappern hölzerner Brettchen. Da fiel er und brach das Bein, und nun wurde das boshafte Lachen noch ärger.

6) Zähne.

Früher waren die Menschen größer und nahmen

alle ihre Zähne schneeweiß mit in's Grab; noch sieht man dieses an den Riesenschädeln.

Die Oberpfälzer behalten meistens ihre weissen Zähne, wenn sie auch noch so alt werden. Es ist dieses um so mehr hervorzuheben, als die Leute sehr heiß, vom Sude her, essen und Blasen eine Schande wäre.

§. 27.

Zahnweh.

1) Man stürt mit einem haslenen Hölzchen den wehen Zahn, daß er blutet, und vergräbt es unter die Dachtraufe oder den Roinstoin, so vergeht es. Neuenhammer. Noch bequemer ist dieses: man stürt mit einem Spritzerl oder Splitter in den wehen Zahn, daß es blutig wird und wirft es in den Abtritt, ohne Ja oder Nein zu sagen. Bleystein.

Man schneidet aus einem neuerrichteten Wegkreuze, das man zum erstenmal sieht, so hoch man langen kann, einen Splitter, bohrt damit den wehen Zahn blutig und fügt den blutigen Splitter dem Balken wieder ein; so lange er da hält, thut der Zahn nicht mehr weh. Vohenstrauß.

Wer ungedanks auf dem Freidhofe den Zahn eines Toden findet, trägt ihn Jahr und Tag bey sich und legt ihn dann wieder an seinen Ort hin, so wird er von dem Weh befreyt. Waldmünchen.

Sieht man beym Oeffnen eines Grabes einen Nagel liegen, so hebt man ihn auf, aber nicht mit der blossen

Hand, und stürt damit zu jeder beliebigen Zeit und so oft man Weh hat, in den Zahn, so vergeht es. Gefrees.

2) Man verbohrt es auch in einer Haselstaude und schlägt das Hölzchen, das vom Stüren im Zahne blutig seyn muß, nach. Waldkirch.

3) Einfachstes und zuverlässiges Mittel ist, Morgens nach dem Aufstehen die linke Ohrgrube mit dem rechten Goldfinger, die rechte mit dem linken waschen. So lange man dieses beobachtet, bleibt man auch frey von der Wiederkehr des Leidens. Waldthurn.

4) Einem thaten die Zähne weh. Da sagt der Andere: Weißt was, steig auf den Baum hinauf und sprich dann: „Dáud màn̄ Zon̄ wai, dáud ma nimma wai.“ So stieg der Kranke zu oberst hinauf und sagte dem Zweyten den Spruch herunter. Der aber entgegnete: „Non̄, wenn a da nimma wai dáud, sua steig ner wida—r oba, sua brauchst mi nimma!“ und ging damit fort. O. Bernried.

§. 28.

Nase.

Wem die Nase juckt, der erfährt bald etwas Neues, und zwar Gutes oder Schlimmes, je nachdem es rechts oder links juckt. Neuenhammer.

Wer oft hinter einander niesen muß, bekommt entweder Etwas geschenkt oder wird geschändt = ausgezankt. Ebendort.

Zu Einem, der niest, sagt man: „Helf dir God

in Himmel affi, dearfst niad lang af da Welt umlaffa.“ Amberg.

Gegen Nasenbluten hilft bey Weibern das Blatt eines Apfelbaumes, bey Männern das eines Birnbaumes, — für beyde ein viereckiges Stückchen Papier, unter die Zunge legen. Neuenhammer.

§. 29.

Haare.

1) Abgeschnittene Haare soll man sogleich verbrennen, im Ofen, nicht auf den Weg werfen; sonst finden sie die Vögel und tragen sie in ihr Nest, und über den Menschen kommt unheilbares Kopfweh und Ausfallen der Haare. Neuenhammer.

Die abgeschnittenen Haare soll man in den Ofen werfen, damit die Hexen, welche Haare brauchen, nicht dazu können. Amberg.

Fressen die Vögel das Haar, so wird der Mensch kahl.

Auch soll man Haar nicht in den Abtritt werfen: denn es verfault nicht, und nicht in's Wasser, weil böse Leute damit Böses wirken.

Mit dem Haare der Menschen kann man vielerley Zauberey zu dessen Schaden üben. Waldmünchen.

Die Weiber verbergen hinter den Altärchen der Beinhäuser auf den Freidhöfen ihre abgefallenen Haare, damit sie nicht den Kopfausschlag bekommen und der Wurm ihnen nicht Haare abfresse. Falkenstein.

Wer rothes Haar hat, ist zu Allem Bösen fähig:

vorzüglich gilt ein rothhaariger Mensch für falsch, und ist einem solchen nicht zu trauen.

Der Oberpfälzer heißt wie der Spanier alles Haar, das nicht schwarz oder braun ist, roth, selbst das Blonde. Die Mädchen nehmen nur in äusserstem Nothfalle einen Rothen zum Manne. „Da will ich lieber einem Schwarzhaarigen in's Elend folgen als einem Rothen in's Glück," — sagte unlängst eine Pächterstochter bey Neuenhammer, als sie die Hand eines reichen Bauernsöhnes ausschlug, der das Unglück hatte, rothe Haare zu tragen. Die Furcht, es möchten die Kinder auch ráudhoarad werden, hält die Mädchen ab.

Es ist merkwürdig, daß die Erwachsenen zumeist dunkle Haarfarbe zeigen, besonders am Fichtelgebirge und Böhmerwalde, während die Kinder eine Fülle der schönsten flachsblonden Locken aufweisen. Mit dem Eintreten der Mannbarkeit dunkelt das vorhin helle Haar. — Als Sigûne zur Mündigkeit heranwuchs, heißt es im Titurel: ir reitvar hâr begunde brûnen.

Die Haare soll man jeden Monat, und zwar im aufnehmenden Monde, zum besten am Freytag vor Neulicht, schneiden, dann wachsen sie gerne. Uebrigens hat es damit keine Gefahr; die Haare bleiben auch den ältesten Leuten in der reichen Fülle der Jugend, Männern wie Weibern, und werden selten grau. Denn die Behandlung derselben ist noch ohne alle Kunst; es kommt weder Pommade noch Oel an sie: aber alle acht Tage werden sie am Brunnen gewaschen, in einen Zopf gedreht, herumgewickelt, mit einem hölzernen oder

beinernen Spral befestiget, zuletzt mit dem charakteristischen Kopftuche so verhüllt, daß zur Seite etwas vorsteht. Scheitel gelten als Hoffart. Neuenhammer.

Das rauhe Schwinden ist eine Krankheit, welche die Haare des Hauptes ausgehen und dafür eine rauhe Haut nachkommen macht; das heile Schwinden hat bloß das Ausfallen der Haare zur Folge. Ersteres wird am Freytage, dieses am Mittwoche verbetet. Bärnau.

Der Schröderlzopf ist der Weichselzopf; dabey wächst am Hinterkopf ein starker Zopf heraus, bald breiter, bald dünner, zuletzt in eine Spitze ausgehend, gleich Filz, oft mehrere Ellen lang. Schneidet man ihn ab, kann man nicht mehr bleiben, bis man das abgeschnittene Theil wieder anbindet, worauf es in 24 Stunden anwächst. Es ist eine unsichtbare Spinnerin, Schröderl genannt, welche diesen Zopf spinnt, wenn sie zu gewissen Zeiten kommt. Gefrees.

§. 30.

Hand.

1) Wenn die innere Fläche der linken Hand juckt oder beißt, bekommt man heute Geld, wenn an der rechten, muß man es ausgeben. Roding.

Sitzt ein Floh auf der Hand, geht ein Brief auf dem Land. Amberg.

Auf der innern Fläche der linken Hand weisse Flecken haben, deutet auf viel Geld. Velburg.

2) Die rechte Hand heißt die schayn˜ = schöne, die

lay = liebe, gulda = goldene, die Fürhand — die linke dagegen die unglampa = ungefüge, die olba = alberne, die denk, ital. zanco, die wayst = wüste.

Was rechts oder links steht, steht zu oder von der Hand.

Der Linkhandige thut Alles meigad oder geigad = verkehrt, links; ein Kleid auf der meigaden Seite anziehen, heißt es auf der umgekehrten anziehen. Der Linkhandige heißt „a linka Daunl" — Neuenhammer — „a linka Dautsch" — Rigau — „a denka Laynl" — Fronau. —

Die rechte Seite ist die Sodlseite = Sattelseite, der Gaul rechts der Sodlgaul.

Von Einem, der nicht zurückmähen kann, heißt es: „Dea màd in d'Taschn eini," d. h. von einer Tasche zur andern, weil die alten Röcke rechts und links eine Tasche hatten. Neuenhammer.

3) Der Goldfinger an der linken Hand ist nicht süchtig. Der kleine Finger weiß Alles und sagt Alles: er wird daher den Kindern auf die Nasenspitze gelegt, um die Wahrheit ihrer Rede zu prüfen. „Das hat mir der kleine Finger gesagt," heißt es, wenn man die Quelle einer Nachricht nicht angeben will. Amberg.

4) Um bey der Heerergänzung nicht ein treffendes Loos zu gewinnen, muß der Junge drey Tage vor dem Loosen Alles mit der linken Hand thun, selbst das Kreuz machen und damit das Loos ziehen. Cham.

§. 31.

Der Wurm

ist ein arges Leiden im Finger, welches gar oft über das Landvolk kommt. Stößt man sich an den Finger, so schwillt er an: denn drinnen erzeugt sich ein Wurm mit schwarzem Kopfe, der fürchterliche Schmerzen verursacht und gar oft das Vorderglied abfallen macht.

Der Wurm wird gewöhnlich verbetet mit Sprüchen, die gar verschieden lauten und damit auf den häufigen Gebrauch gegen das häufige Uebel deuten. Dergleichen sind:

1.

Christus foard zin Acfar,
Petrus foard nach,
ackert drey Würm heraus,
einen weissen, einen schwarzen, den dritten raud,
die siebenundsiebenzigerloy Würm und Würmin han daud,
sua helf ma G. V. S. und hl. Geist.

Dann macht man 3 Kreuze darüber und betet 7 V. U. und 7 A. M.

Oder:

2.

Der hl. Petrus foart zin Ackar as,
ackert 77erloy Würm und Würmin heras,
dar ayarscht is raud,
da zwaut is daud,
da dritt is weiß,
helf Gott V. S. und hl. Geist.

Ebendort.

Oder:

3.

Christus der Herr fährt zum Acker,
ackert drey Beet,
spannt er ab
Blutwurm, Bandwurm, Fleischwurm,
den Herzwurm ausgenommen.

Man muß nämlich den Herzwurm ausnehmen: denn sonst besaicht dieser dem Menschen das Herz und bringt ihm damit den Tod. Waldkirch.

Zu Bleystein heißt der Segen:

St. Petrus mit deinem Schlüssel
vertilg allen Würmen seinen Rüssel.

Um Neukirchen St. Chr. lautet er:

Christus ist gestorben,
Christus stirbt nicht mehr,
Der Wurm, der gibt dir Schmerzen,
Soll sie dir geben nimmermehr.
Christus der Herr fährt in den Acker;
was wird er ackern?
Dreyerley Würmer:
erstens den Fleischwurm,
zweytens den Beinwurm,
drittens den Markwurm.
Christus 2c. 2c.

Wenn man aber einem Kinde, ehe es ein Jahr alt wird, einen Regenwurm, den man unter dem Stein hervorgezogen, in die Hand bindet und darin absterben läßt, gewinnt dieses die Macht, mit blossem Berühren den Wurm zu tödten, natürlich im abnehmenden Monde und vor oder nach der Sonne. Waldkirch.

§. 32.

N ä g e l.

1) Was von den Haaren, gilt im Allgemeinen auch von den Nägeln; was man wegschneidet, soll man in den Ofen werfen, der bösen Leute halber. Insbesondere ist dieses Gebot bey den Nägeln, welche abgehen: sollte dieses darauf Bezug haben, daß das Todenschiff Naglfar nicht gefüllt und somit das Ende der Welt hinausgerückt werde? Den Toden müssen die Nägel geschnitten werden, wohl aus gleichem Grunde.

An den drey heiligen Vorabenden, von Weihnachten Ostern und Pfingsten soll man sich hüten, die Nägel abzuschneiden: wer es thut, muß nach dem Tode umgehen. Büchersreut.

Steht am Finger ein Nagel, sogenannte Nagelwurz auf, steht dem Menschen ein Feind auf. Bärnau.

Die Nägel zorniger Menschen werden giftig; Kratzer, damit erlitten, schwären aus.

Alle Nägel sind süchtig, nur nicht der am Goldfinger der rechten Hand. Amberg.

Bekommen die Nägel an der rechten oder linken Hand weisse Flecken, so blüht dem Menschen Glück oder Unglück. Velburg. Ist der Flecken ganz vorgewachsen zum Abschneiden, so ist das Glück oder Unglück zeitig. Bärnau.

Nägel schneidet man nur im aufnehmenden Monde. Waldmünchen.

2) Mit dem Haare und den Nägeln des Menschen kann man argen Zauber treiben.

Eine Bäuerin war dem Nachbar gram, verschaffte sich abgeschnittene Haare und Nägel von demselben, that sie in einen Topf und vergrub sie unter einer Staude am Bache. Davon ward der Mann zu Tode krank. Aber auch das Weib kam auf das Todbett und beichtete und sagte: „Wenn der Topf nicht sogleich erhoben wird, ist der Nachbar rettungslos verloren." Der Priester eilte sogleich hinaus zur Stelle, ohne die Beicht zu beschliessen, fand den Topf und warf ihn mit seinem Inhalte in's Feuer. Der Nachbar genas zwar, aber die Bäuerin war ohne Lossprechung in die andere Welt hinübergegangen, da sie gleich nach der Entfernung des Priesters starb. Vohenstrauß.

§. 33.

H a r n.

1) Wer sich mit dem eigenen Harn wäscht, bekommt reine Haut. Winklarn. Harn macht Gesicht und Hände so weich wie ein seiden Tüchlein, und setzt man das Waschen fort, schadet auch keine Arbeit mehr. Rigau. Aehnlicher Gebrauch herrschte auch bey den alten Spaniern.

2) Menschenharn hilft gegen die Wunden der Thiere; hat sich das Vieh ein Horn abgestossen, so harnt man in die Grube und steckt das Horn hinein, so wird es wieder fest. Neuenhammer. Wenn Pferde sich reissen, pissen die Knechte auf die Wunde. Winklarn.

3) Sonst wurde auch dem Vieh Harn eingegeben, indem das Futter damit angegossen ward. Wegen des Salzgehaltes ist es begierig darnach; thut man es im Frühjahr, so geschieht es, daß das Vieh eher härt = sich härt. Kommt aber der Harn von einem Weibe, das sein Unwohlseyn hat, so bekommt das Vieh die Franzosen. Neuenhammer.

Eigener Harn ist auch heilsam bey den eigenen Blutwunden: er stillt das Blut und läßt das Ausschwären nicht zu. Dieses Mittel kommt daher sehr häufig in Anwendung.

4) Waschen mit dem Wasser von Wickelkindern vertreibt alle Unreinigkeit im Gesichte. Neuenhammer.

5) Wen die Harnwinde plagen, der binde einen Knopf in sein Hemd und lege sich mit dem Gemächte darauf, so vergeht es. Amberg.

§. 34.

Gelbsucht.

1) Wer die Gelbsucht hat, muß in eine goldene Uhr oder in einen goldenen Becher hineinsehen, dann vergeht sie.

2) Ebenso hilft, eine Schleye an die Brust zu hängen und sie da absterben zu lassen.

Am leichtesten geschieht es mit einem Häring, den man um 6 Kreuzer kauft und unversehens mit sieben bezahlt, indem man einen Kreuzer an einen Sechser picht; nun trägt man den Häring so lange über den

Rücken hängend, bis er ganz ausdorrt, worauf man ihn in's Wasser wirft. Das Mittel ist probat und hilft binnen neun Tagen. Waldmünchen.

3) Ferner, man läßt in eine gelbe Rübe sein Wasser und trägt sie vor Tags in einen Ameisenhaufen. Neun Tage lang betet man 5 V. U. und 5 A. M. Am zehenten sieht man nach; ist das Wasser verzehrt, nimmt die Krankheit ab. Amberg.

4) Die Beeren von der Kronwittstaude weg und früh Morgens nüchtern so lange gegessen bis sie widerstehen, sind sicheres Mittel. Kötzting.

5) Wem es zu thun ist, von der Krankheit um jeden Preis ledig zu seyn, dem wird von einer fremden Person, ohne zu reden, ungedanks in's Gesicht gespuckt. Waldkirch.

§. 35.

Rothlauf.

1) Man gräbt das kranke Glied in die Erde, läßt es eine halbe Stunde darin und füllt die Grube wieder ein. Doch soll es hinter einer Haselstaude geschehen. Tiefenbach.

2) Wenn man ackert und es bleibt durch Zufall ein Stückchen Eisen, wie ein Ring u. s. w. an der Pflugschar hangen, so trägt man dieses bey sich und das Uebel vergeht. Waldmünchen.

3) Ist der Lein aus den Kapseln geschlagen, so kommen diese, Haarballen genannt, auf den Boden;

wer nun das erstemal am Rothlauf leidet, schläft auf so einem Haufen und bekommt es nie wieder. Oder er gräbt das kranke Glied in die Erde, deckt es damit zu, und geht nach einiger Zeit rücklings weg, indem er 3 V. U. und 3 A. M. zu Ehren der schmerzhaften Mutter betet. Dieses heißt: das Rothlauf vergraben. — Hat Einer das Uebel schon gehabt, so geht er am Neujahrtage vor der Sonne hinaus, reißt ungeredter drey Haarwuzeln oder Hagebutten ab und trägt sie fortan bey sich. Neukirchen B.

4) Der Todengräber findet oft Ringlein von toden Leuten; ein solches steckt man an den Finger und trägt es so lange, bis es sich unversehens verliert; es verkiert sich von selber. Alle Tage aber betet man 3 V. U. und 3 A. M. für die Armen Seelen. Ebendort.

5) Das Blut des am ersten Märzenfreytage geschossenen Hasen wird in Leinwand aufgetrocknet und über das kranke Glied gelegt. Neuenhammer.

6) Als Amulet kann man auf der Brust ein Säckchen tragen, in welches ein Königspfennig, rother Schwefel und eine sogenannte Elephantenlaus eingenäht sind — oder ein Säughayar, der Ohrknochen eines im abnehmenden Monde gestochenen Schweines — Waldkirch — oder das sog. Rothlaufbeinchen, das man vom Meerschweinchen nimmt — Bernried — oder den Kopf einer Blindschleiche, welche am Maria Himmelfahrtstage gefangen worden. Falkenstein.

§. 36.

Gicht.

1) Um Mitternacht des Neujahres werden dem Kranken schweigend und heimlich drey Stück Hagebutten zum Verschlucken eingegeben; darauf verbetet die dritte Person das Uebel noch mit 3 V. U. und A. M., und es muß verschwinden. Neuenhammer.

2) Der Balg des am ersten Märzenfreytage geschossenen Hasen übergelegt, hilft gegen Hand- und Fußgicht. Bohenstrauß.

3) Wer ohne zu suchen vor Walburgi ein Älstern-Nest und darin drey Eyer findet, trinkt drey Tage nach einander nüchtern je ein Ey, und ist damit gesichert gegen Podagra. Waldmünchen. Noch kräftiger sind die Eyer der Stockmeisen. Ebendort.

4) Eine dritte Person schreibt den Namen des Kranken auf ein Zettelchen, nimmt ein Stückchen vom Kleide an dessen Leib, bindet beydes in ein festes Säckchen und hängt es an einem Weidenbaum auf, so ist das Gicht verschrieben und vertragen. Waldkirch.

§. 37.

Abzehrung.

1) Wer daran leidet, thut vor Tags seinen Harn in ein Häferl und gräbt dieses mit dem Inhalte unter einem frischen jungen Baum ein; bald stirbt der Baum

ab und damit die Krankheit. Amberg. Will man das nicht, gräbt man es unter dem Roinstoin oder Rainstein ein und betritt diesen Ort nicht mehr. Waldkirch.

Auch bäckt man ein frischgelegtes Ey, thut es mit dem eigenen Harn in ein Häferl und vergräbt es so, mit durchstochenem Papier bedeckt, in einen Ameisenhaufen. Nach neun Tagen sieht man nach, ohne es herauszuthun; ist nun das Ey von den Thierchen verzehrt, stirbt auch die Krankheit ab. Amberg. Oder man läßt den Harn in ein Ey, picht den abgenommenen Deckel wieder darauf und vergräbt es unter eine Haselnußstaude. Waldkirch.

Man geht zum Hafner, nimmt ein Häferl, ohne zu sprechen, legt Geld dafür hin, ohne zu handeln, und bettelt dann in der Fleischbank um ein Stückchen Fleisch hinein. Dieses siedet der Kranke mit seinem Harn und vergräbt Alles in einem Ameisenhaufen. Die Ameisen gehen zu Grunde, der Kranke genest. Fronau.

2) Man nimmt Regenwürmer, dörrt und zerreibt sie, und gibt dem Kranken das Pulver in der Suppe, ohne daß er darum weiß, so wird er gesund. Waldmünchen.

Im Allgemeinen ist es sehr heilsam, Absud von der Zaunrübe zu trinken — Waldkirch — oder gefrorne Hanabutten zu essen. Neukirchen St. Chr. Letztes und sicheres Mittel ist es aber, Schöllkraut 24 Stunden lang in Branntwein zu destilliren und täglich Morgens und Abends einen Löffel davon zu nehmen. Ebendort.

§. 38.

Fröra oder Freara.

1) Dieser ist eine Art kalten Fiebers, welches meist von dem Genusse kalter Milch, oder kalter harter Eyer, oder einem Trunk vom Brunnen weg kommt und jeden Tag zu gewisser Stunde den Kranken mit solcher Gewalt befällt, daß er zum Sterben matt wird. Ein solcher Kranker soll die erste Kornblüthe, die er sieht, abstreifen und schlucken, so wird er frey. Neukirchen B.

2) Hat Einer eben den Anfall, so nimmt man seinen Harn, thut Mehl daran, bäckt davon einen Kuchen und läßt diesen von dem Kranken hinterrucks in einen Bach werfen, da Fische sind, so vergeht es. Velburg.

3) Wodurch man ihn bekommt, damit vertreibt man ihn! wenn durch kaltes Trinken, so durch vieles Trinken; wenn durch Verkälten, so durch Erhitzen u. s. w. Bärnau.

4) Hat man eine Eydechse oder Hauder vor Walburgi gefangen, so schneidet man ihr mit einem Silbergroschen den Kopf ab, ohne ihn zu berühren, und trägt ihn am Halse, so vertreibt er das kalte Fieber. Neuenhammer.

Vor Georgi gefangen dörrt man sie, stoßt sie zu Pulver und nimmt dieses ein. Neukirchen B.

5) Die Heilung durch das Ey ist bei diesem erwähnt.

Brunnkresse essen ist gut dafür. Waldkirch.

6) Der Freara wird auch in die Weidenstaude ver-

tragen, indem man rückwärts ein Rüthchen abschneidet und es drei Schritte weit in die Erde steckt. Oberbernried.

§. 39.

Verschreyen,

vermeynen, vermälen, geschieht durch Ansprache eines unrechten Mundes, wodurch der Angesprochene immer mehr abnimmt und zuletzt ganz auszehrt; es gilt dieses bey Menschen und Thieren, bey Erwachsenen und Kindern.

Dawider helfen Segen; solcher sind:

1) Zu Waldkirch:

Wer hat dich verschrien oder vermält?
Ist es ein Mädl oder ein Knäbl,
Ist es ein Mann oder ein Weib,
So scher dich von mir!
Gott V. S. und hl. Geist.

Dann fährt man dem Verschrienen mit der Hand vom Kopfe an den Rücken abwärts, oder vom Kreuzbeine zum Kopfe hinauf, je nachdem er vor- oder rückwärts vermeynt ist.

2) Zu Bernried:

Bist du verschrien, N. N.,
Durch Hirn, Fleisch, Mark und Bein,
So stell es der nämlichen Person wieder heim!
So helf dir ꝛc. oder:
Hat dich verschrien Mann oder Weib,
So scher dich Gottes Mund wieder aus dem Leib.

3) Zu Neukirchen St. Chr.:

Bist du vemoind obar voschria,
Van hintn obar van voarn,
Gott ist auserkoarn,
Gott d. V. sey ba dir,
Gott d. S. sey ba dir,
Gott d. hl. Geist helf dir.

4) Wider das Verschreyen des Viehes wischt man diesem über das Kreuz hin und spricht:

Vaich, bist voschria,
Mon̄, Wei, Bou obar Dirn,
Will J's wegwischn obar okirn.

Das thut man dreymal mit dem Kreuzeszeichen und betet dazu einige V. U. zu U. L. Frauen. Waldthurn.

5) Wer unter der Thüre sitzt, wird nicht verschrien, wer aber in ein fremdes Haus tritt und unter der Stubenthür stehen bleibt, beschreyt alle Menschen, deren er drinnen ansichtig wird. Neuenhammer.

§. 40.

Andere Krankheiten.

1) Wassersucht.

Ein ausgeblasenes Ey wird mit dem Harn des Wassersüchtigen gefüllt, mit Wachs verklebt und in einen Ameisenhaufen vergraben; wird das Ey von den Ameisen verzehrt, so sterben sie davon und der Kranke ist frey. Roding.

2) Halsweh.

Mittel, daß man es im Jahre nicht bekomme, ist, wenn man am Palmsonntage Morgens nüchtern drey Kätzchen der geweihten Palmruthe verschluckt — oder die Blüthe dreyer Kornähren, die man zuerst sieht, abstreift und verzehrt. Bärnau. Letzteres hilft auch gegen den Frayara. Neuenhammer.

3) Hinfallendes.

Dagegen hilft der Harn von einem schwarzen Pferd oder einer schwarzen Kuh mit Löschwasser vermengt und getrunken — ferner das Herz eines Eisvogels gegessen. Kötzting. Wer noch nicht in der Kirche davon befallen wurde, trägt Säugehör bey sich und bleibt frey. Waldkirch.

4) Leibschaden.

Man nimmt Haare von der leidenden Stelle und steckt sie in das Loch, welches man in einen alten Weidenstamm bohrt und dann verpflockt. So wie sie verwesen, heilt der Bruch. Vohenstrauß. Sehr gut ist auch Igelfett. Waldkirch. Fuchsfett aufgelegt und darüber ausgedrehte Wagenschmiere heilt in vier Tagen. Neukirchen St. Chr.

5) Stockschnupfen.

Man schneuzt sich in ein Papier und wirft es weg: wer es aufhebt und öffnet, erbt es, der andere wird frey — Vohenstrauß — oder man besudelt den Thürdrücker damit, so bekommt es der nächst Eintretende. Waldkirch.

6) Hundswuth.

Zu Wappendorf wird in der Kirche, dem heiligen Huberti geweiht, ein großer altdeutscher Schlüssel bewahrt, der Hubertischlüssel, welchen man glühend macht und auf die Bißwunde des winnigen Hundes legt. Gleiche Wirkung hat jeder Schlüssel von einem geerbten Schlosse. Waldkirch.

7) Hühneraugen.

Man nimmt von einem Kronwichtstäuerl das Gipfl in die Hand und macht damit 3 Kreuze über das Hühneraug; darauf knickt man das Gipfl, daß es hängt; wenn es verdorrt, fällt das Hühneraug ab.

Das der Haut entblößte Fleisch der Hauswurz, die auf dem Dache wächst, hilft gleichfalls, wenn auf den geschürften Leichdorn gelegt. Neukirchen B. Bey Neuenhammer bestreicht man sie mit Milchrahm und hält eine Henne darüber, damit sie hinaufpicke. Zu Waldkirch hält man ein Besenreiserl ans Licht und drückt die glühende Kohle auf das Hühneraug, so wird es sogleich getödtet.

Wer Hühneraugen hat, berührt die Zehe eines Toden für jedes Auge mit den Worten: Nimm mich auch mit! Rigau.

8) Aufliegen.

Damit sich der Kranke nicht aufliege, stellt man eine Schüssel mit Wasser und einem Schlüssel drinnen unter das Bett — Gefrees — oder steckt dem Kranken unbewußt ein Stückchen Brod in das Unterbett: dieses bleibt immer frisch. Neuenhammer.

9) Gewächs.

Weißer Hundekoth, ungesucht gefunden und aufgelegt, hilft zuversichtlich, mag das Uebel auch noch so alt seyn. Neukirchen B. Wer eine Leuchtn = Gewächs hat, schaut gen den Mond, der am Himmel steht, und spricht: „Was ich sehe, das vermehrt sich, was ich greife — dabey legt er die Hand auf die kranke Stelle — das verzehrest du. So helf mir ꝛc."

10) Sommerflecken.

Dagegen hilft es, sich mit Thau von Waizenfeldern abzuwaschen — oder mit Hauswurz abzureiben. Waldmünchen. Vor Sonnenaufgang mit Froschlaich sich waschen, vertreibt sie. Neuenhammer. Der Teufelsstein bey Vilseck hat eine Mulde vom Kopfe des Teufels, der ihn hieher getragen: in dieser sammelt sich immer Wasser, womit sich die Mädchen waschen. Erbendorf.

11) Schwitzen.

Wer in den Händen leicht schwitzt, braucht nur einem Toden damit über das Gesicht zu fahren. Amberg. Die Papierer sieden Safran und waschen mit dem Absud dreymal die Hände. Waldkirch.

12) Eckel.

Spricht man von einer Krankheit und ein Drittes eckelt sich, so daß ihm der Speichel im Munde zusammengeht, soll es dieses Gift sogleich ausspucken, sonst erbt es die Krankheit. Amberg. Rejbt man sich ferner den Leib mit Igelfett ein, so kann keine erbliche Krankheit zu, wenn man auch bey einem solchen Kranken oder doch in seinem Bette geschlafen hätte. Waldmünchen.

Knoblauch im Munde behalten läßt keine Krankheit an. Waldkirch.

13) Hätscher.

Hat Jemand den Hätscher oder Schnackler oder Schluchzer, so drückt er den Daumen in die rechte Hand, bläst dreymal den Athem hinein und zieht ihn wieder zurück, so vergeht er. Waldmünchen. Oder man steckt ein Messer in das Gefäß und trinkt, so lange es drinnen ist, dreymal daraus. Neuenhammer. Recht erschrecken durch Schreyen hilft augenblicklich. Waldkirch.

14) Sand und Gries.

Dafür sind die Läuse der Hagelbutten, auch Wognhayferln genannt, gut einzunehmen. Ebnat. Erleichterung verschafft ein Oblas-Ey, d. i. ein Ey, am Gründonnerstag gelegt, mit sammt der Schale verzehren. Amberg.

15) Wolf.

Muß man lange auf dem Wege seyn, so hilft man sich gegen das Aufgehen damit, daß man einen Wachholderzweig auf den Hut steckt — Neuenhammer — oder überhaupt einen Trieb davon bei sich trägt. Gefrees. Dachsfett ist vor Allem gut. Waldkirch.

16) Bandwurm.

Der Magen des Auerhahnes getrocknet, gepulvert und eingenommen, treibt ihn ab. Waltershof. Holländerkäs treibt ihn ebenfalls. Waldkirch.

17) Geschwür.

Wer sich vor Georgi mit Froschlaich aus Weihern die Glieder wäscht, bekommt selbes Jahr kein Geschwür, und hat er eines, so vertreibt er es. Waldmünchen.

18) Hautausschlag

vergeht gleichfalls durch Waschen mit solchem Froschlaich. Ebendort.

19) Giftiger Biß und Stich.

Der Balg eines Wiesels, vor Georgi gefangen, zieht das Gift aus und stillt die Schmerzen. Gefrees.

Ebenso eine Natter, vor Walburgi gefangen, gedörrt und zu Pulver zerstossen; man legt dieses über die Wunde und nimmt es dabey auch ein, so zieht es das Gift aus. Gefrees. Neuenhammer.

Die Birke ist der Natter feindlich: nur leise damit geschlagen, ist sie augenblicklich tod; man bindet daher das Bein ober der Wunde mit einem birkenen Widl und legt auf die Wunde Blätter davon; dann entsteht eine Blase, die man aufsticht. Waldkirch.

20) Brandwunden

werden geheilt, wenn man das vordere Viertel einer Kröte überlegt. Neukirchen St. Chr.

21) Brandmal.

Man ritzt sich im abnehmenden Monde an einem gesunden Gliede blutig und läßt das Blut auf das Mal tropfen, indem man dazu folgenden Segen spricht: „Christus ist gestorben rc. Der Brand soll nicht mehr weiter gehen und nicht einen Augenblick mehr hier bleiben! So helf mir rc.“ Ebendort.

22) Mundsperre.

Man hängt ein Hängschloß versperrt an die Stallthüre, entfernt es nach 24 Stunden und sperrt es auf mit dem Spruche: „Christus ist gestorben rc.“ Ebendort.

Oder man siedet, vielmehr man dampft ein Schwalbennest in gutem Weine ab und legt es über, so vergeht sie in etlichen Tagen. Neuenhammer.

23) Schlag.

Dafür hilft, eine in Brod gebackene Muskatnuß bei sich tragen. Oberbernried.

24) Fußleiden.

Fallen Löcher in den Fuß, so legt man den rauhen Staub von Pfauenfist auf: das heilt sicher. Neukirchen St. Chr.

25) Lendblut.

Hiegegen hilft der Segen:

U. L. Frauen ihre Milch,
U. L. Herrn sein heilig Blut,
ist fürs Lendblut
und allen Unflat gut.

So helf dir ꝛc. Waldkirch.

26) Schwinden.

Ueber das schwindende Glied spricht man vor der Sonne am ersten Freytag im Neumond Folgendes:

Hat der Jud am Charfreytag das Fleisch gefressen,
Soll er auch die Schwinden fressen. Neukirchen St. Chr.

27) Bauchweh.

Wer am Jakobitag, 25. July, Schwarzbeeren ißt, bekommt selbes Jahr nicht Bauchweh. Neuenhammer.

28) Magenkrampf.

Man läßt einen schwarzen Katzenbalg bey dem Gärber arbeiten, so daß die Haare bleiben, und legt ihn mit der behaarten Seite auf die Brust, so vergeht das Uebel. Gefrees.

29) Milchfieber.

Die Blume des blauen Guguks oder die Milch des Stengels hilft gegen das Milchfieber. Waldkirch.

§. 41.

Kinderkrankheiten.

1) Kleine Kinder bekommen gar oft den Mehlhund; das Messer eines Schinders, wie es von der Arbeit kommt, kreuzweis durch den Mund gezogen, vor oder nach der Sonne, vertreibt ihn. Amberg. Oder man streiche mit der nassen Windel dem Kinde den Mund und die Zunge aus, so geht die Krankheit mit weg. Waldkirch.

2) Ein ärgeres Uebel ist die Mundfäule, wie es ältere Kinder bekommen. Man nimmt dagegen drey Strohhalme von dem nächsten besten Misthaufen, wie sie vor den Häusern auf dem Lande liegen, und spricht dazu:

> Sitzt der hl. Job auf dem Mist
> und fragt, warum du so traurig bist.

Dann zieht man die Halme kreuzweis dreymal durch den kranken Mund und betet dazu: „Helf dir Gott Vater, Sohn und hl. Geist!" — worauf man die Halme wieder an ihren Ort bringt. Fronau.

Bei Neukirchen B. trägt man das kranke Kind zu Leuten, so dafür können. Der lernt das Kind bey seinem Namen, nimmt drey Aehren vom Düngerhaufen, legt sie gegeneinander, daß zwey nach vorne, die dritte

nach hinten sieht, und zieht sie durch des Kindes Mund, dazu sagend: „Mistfal, N. N. votreib an Kind ihra Mundfal!“ — Dieses geschieht das erstemal vor der Sonne, am zweyten Tag nach der Sonne, am dritten wieder vor der Sonne. Dazu betet der Kundige und auch die Mutter 3 V. U. und 3 A. M. zu Ehren der heiligen Jungfrau für die Mundfäule; dann ist geholfen. — Jedesmal aber müssen auch die Aehren dahin wieder gelegt werden, wo man sie genommen.

Hätte ein Erwachsenes die Mundfäule, so geht es zum Schinder, der mit dem Mittelfinger der rechten Hand am Zahnfleisch hin und wieder fährt und sie damit vertreibt. Rigau.

3) Gegen Friesel und Scharlach steckt man das kranke Kind in einen umgewendeten Mehlsack und bindet diesen am Halse zu. Dann setzt man das Kind am Ofen der grellsten Wärme aus, wendet es öfter und läßt es so in starken Schweiß gerathen. Sulzbach. — Ich halte dieses für heidnischen Brauch.

Man legt auch ein rothlündisch Tuch in das Bett, so bricht sich die Gewalt der Hautkrankheit daran. Neuenhammer.

4) Abweichen wird gestillt, wenn man die Nägel des Kindes an Händen und Füssen abwärts schabt, d. h. gegen die Spitze, und das Geschabsel eingibt. Tiefenbach.

5) Verstopfung vertreibt man, wenn man die Nägel gegen die Wurzel schabt.

Gleiche Wirkung hat der junge Trieb des schwarzen Hollers, den man im Frühjahr von der Staude

abwärts reißt und zur Stelle genießt, während die Gipfel, über sich abgerissen, Erbrechen machen. Weil er so heilsam, läßt ihn der Herr jedes Jahr gerathen. Kötzting.

Beide Mittel werden auch häufig bey Erwachsenen angewendet.

Auf dem Lande ist aber das gewöhnliche Mittel — wenigstens war es früher so — daß man den Kindern Absud von Schaflorbeeren zu trinken gibt; die Schafe wie Gaissen wählen ja nur die besten Kräuter aus. Fronau.

6) Hat ein Mädchen die Bleichsucht, so geht Eines unvermuthet hin und spuckt ihm dreymal ins Gesicht. Fronau.

7) Gegen das Bettpissen der Kinder hilft es, ihnen heimlich eine Spitzmaus, in Wurst gehackt, zu essen geben. Neuenhammer. Man läßt auch um Mitternacht das kranke Kind in ein neugemachtes noch leeres Grab pissen, so wird es von da an frey. Waldkirch.

8) Gegen das Anwachsen des Kindes legt man dieses auf das Bett und streicht es mit den beyden Daumen unter den Rippen aus, wozu man spricht:

Ich streich dich aus
mit meinem Fleisch und Blut,
Das ist für's Verschreyen
und für's Anwachsen gut.

Helf dir ꝛc. Neukirchen St. Chr.

9) Fraysen heissen: Unkraut. Waldkirch.

§. 42.

Schlafen und Träumen.

1) Wer zu Bette geht, soll sich zuerst auf die rechte Seite legen, so können ihm die bösen Geister nicht an. Wer auf der linken Seite schlafend von Geistern geplagt wird, soll sich schnell auf die rechte Seite umwenden, so vertreibt er sie. Fronau.

Wenn man ein Schlafendes bei der großen Zehe faßt, gibt dieses unbewußt auf alle Fragen Antwort. Neuenhammer.

Träumen von Fischen oder Eyern deutet auf Unglück oder baldige Prügel im Hause — Bärnau — von Wasser auf Verdruß, von Feuer auf Freude. Tännesberg.

Einen Traum soll man drey Tage lang geheim halten: sonst wird das Glück unwahr, das Unglück wahr. Neuenhammer.

Ein Bauer aus dem Walde träumte drey Nächte hindurch, er werde auf der Regensburger Brücke sein Glück finden. Da ging er hin und wartete dort ab. Die Wache am Brückenthürmchen, der dieses auffiel, befrug ihn darum und er erzählte den Traum. Da sagte der Soldat: „Und ich habe geträumt, ich soll zu dir gehen, denn du heißest so und so, und unter der und der Staude finden wir einen Schatz.“ Beyde wurden davon reich. Neuenhammer.

Legt man das Nest eines Grünspechtes unter das

Kopfkissen und schläft etliche Nächte darauf, so werden alle Träume, die man zu dieser Zeit träumt, wahr. Waldmünchen.

Wer unter dem Galgen schläft, dem geben die Raben im Traume ein, was er zu wissen braucht. Neuenhammer.

3) Wer beym Aufstehen den linken Fuß zuerst herausbringt, hat sich für den Tag um seine gute Laune gebracht — Roding — oder verursacht im Hause noch ein Laster. Tiefenbach.

Auch soll man nicht mit dem Rücken zuerst aus dem Bette, sonst ist man den ganzen Tag verdrießlich.

4) Wenn man sein Bett nicht alle Tage macht, hat die „faule Magd" jedesmal einen Groschen. Bärnau.

§. 43.

Gehen und Sitzen.

1) Wer ausgeht oder ein fremdes Haus betritt, soll mit dem rechten Fuß zuerst antreten, so hat er Glück.

Wer Jemandem im Hause über den Weg lauft, macht diesem heute etwas Widerwärtiges zugehen.

Wer rückwärts geht, geht dem Teufel in den A... Amberg.

Wer auf Reisen geht, soll immer Brod im Sacke und Wachholder auf dem Hute tragen, auch Igelfett: denn kommt er in ein unreinliches Bett, steckt er sein Messer, damit bestrichen, zu Kopfen in die Bettlade, so hängt am Morgen alles Ungeziefer daran. Waldmünchen.

2) Ferner wer sich am Tische so setzt, daß der rechte Fuß auf dem linken über's Kreuz ruht, macht, daß die Gesellschaft bald nicht mehr spricht oder in Streit geräth.

Wenn Mehrere im Gespräche am Tische sitzen und auf einmal Stille eintritt, ist ein Engel durch's Zimmer gegangen, und wer zuerst wieder zu reden anhebt, bey dem ist der Engel stehen geblieben. Amberg.

Unruhige Kinder halten beim Sitzen den einen oder anderen Fuß in steter vor- und rückläufiger Bewegung. Warum heißt man dieses allerwärts: Hunde aus- oder einläuten?

§. 44.

Angang.

Begegnet man in der Frühe beym Herausgehen aus dem Hause einem Schwein, so hat man selben Tag kein Glück, und will man einen Besuch machen, kommt man so angenehm, als es die Sau im Judenhaus ist. Amberg.

Trifft man zuerst auf ein altes Weib, mißlingt der Gang, so man vor hat. Ueberhaupt, meynt mein Gewährsmann, sieht man nicht gerne, daß Einem eine Alte auf dem Wege bekommt, und damit wird Mancher einverstanden seyn. Hat der Bauer das Unglück, auf ein altes Weib beym Ausgehen zu einem Geschäfte zu stossen, kehrt er zuversichtlich um. Schönsee. Doch kann er den bösen Angang beseitigen, wenn er vor der Alten ausspuckt. Neuenhammer. Am Montage, wo die Woche

angeht, darf kein altes Weib mit spitzer Nase und detto Kinn auf dem dortigen Hammer sich zeigen; es würde sicher etwas brechen oder die ganze Woche hindurch die Arbeit schlecht gehen; die Hammerleute treiben daher einen solchen Gast unverweilt mit dem glühenden Eisen fort.

Begegnet man ferner einer Person mit bösen Augen und schaut in diese hinein, so soll man schnell an die rechte Hand sehen, damit man nicht auch böse Augen bekommt. Tiefenbach.

Kommt ein Hase des Weges, deutet es auf Unglück oder Verdruß; ebenso bei Krähen und Raben. Neuenhammer.

Der Wirkung des bösen Anganges kann man entgehen, wenn man drey Schritte zurücktritt und dann wieder seinen Weg fortsetzt. Tiefenbach.

2) Glücklichen Angang hingegen machen Knaben, alte Männer und besonders Huren; ferner Eydechsen und Schafe: letztere machen willkommen.

3) Wenn man auf die Jagd geht, wirft der Treiber seinen Stock in die Höhe; fällt dieser flach, geht es leer ab; spießt er sich in der Erde, ist man glücklich, und zwar auf das so vielte Mal, als der Stock geworfen werden mußte. Wälzt sich ferner der Hund, bekommt man was. Neuenhammer.

4) Wer das erste Mal ein Haus betritt, um da zu verbleiben, soll mit dem Rücken die Thüre zumachen, so bekommt er nicht Heimweh. Amberg.

5) Spaltet ein brennender Spahn im Stalle sich

vorne in zwey Theile, kommt ein unangenehmer Besuch, ein Gläubiger oder gar der Scherg. Waldsassen.

6) Ebenso steht der „Schir“ zu gewarten, wenn man einen Spahn in der Mitte abbricht und sich an den Bruchtheilen die Splitter in Gestalt eines geschwungenen Bartes zeigen. Falkenstein.

7) Findet man in der Früh beym Ausgehen Eisen, ist man selben Tag glücklich. Neukirchen B.

8) Wenn eine Aelster den Handwerksburschen und Bettelleuten früh Morgens schreyend über den Weg fliegt, werden sie bald einen Bettelvogt ersehen. Waldmünchen. Fliegt sie schreyend in einen Hof oder zu einem Hause, kommt der Scherge bald nach, und wenn nicht am ersten Tage, so am nächsten gewiß. Ueberhaupt wer sie schreyen hört, dem kommt bald der Amtsknecht in's Haus. Neukirchen B. Sie heißt daher die Schergen-Aelster.

Die Aelster ist überhaupt ein Unglücksvogel: wem sie über den Weg fliegt, dem widerfährt Unglück — und wenn schon Morgens, so recht bald. Rötz.

9) Läuft ein Hase in's Dorf, deutet es auf Brand, und zwar so weit, als er hineinläuft. Neuenhammer.

§. 45.

Verführen.

1) Oefter geschieht es, daß Wanderer, einzeln oder in Gesellschaft, einen Ort nicht erreichen können, wenn er gleich ganz nahe im Angesichte ist; sie gehen immer

im Kreise herum, oder auf demselben Wege, den sie eben gemacht, wieder zurück über Zäune und Wasser, ohne es zu wissen; sie sehen das Licht ihrer Wohnung, gehen darauf zu, kommen aber nicht hin. Dabey wird ihnen, wenn auch ganz nüchtern, heiß und angst, der Kopf eingenommen, der Sinn verwirrt, daß selbst die Heimat ihnen als unbekannte Gegend erscheint. Im Winter zeigt der Schnee die bogenförmige Spur des Weges, den die Verführten gegangen sind.

Dagegen hilft nur, daß man die Hosentasche umkehrt, das Geld in einen andern Sack bringt — Amberg — mit dem Messer den Absatz des rechten Schuhes abschneidet — Roding — sich niedersetzt und in beyden Händen die Daumen einzieht, oder die Zipfel des Kleides in die Hand geschlagen vor sich nimmt — Röß — worauf man wieder zur Besinnung kommt.

2) Ursache des Verführens ist, daß der Wanderer auf eine Irrwurz trat. Diese findet sich ganz unscheinbar in den Wäldern auf dem Boden, als eine Baumwurz, die über's Kreuz geht, ein Andreaskreuz bildet. Wer darüber schreitet, wird verrückt und kennt sich nicht mehr aus, wo er geht und steht. Röß.

Im Laüffelberg bey Velburg ist eine Irrwurz. Sie entstand in folgender Weise: Ein junger Ritter, Hans Wolf Wisbeck von Velburg, jagte im Laüffelberg, ward aber hier von dem Adlburger Raubritter überfallen und erschlagen, als er über eine Wurzel strauchelnd zu Boden fiel. Noch vor seinem Verscheiden fluchte er der Wurzel, daß von nun an, wer über sie geht, sich nicht mehr zu

recht finden solle. Seitdem wächst an der Stelle, mitten im Walde, kein Baum, nur langes Gras, weshalb sie „die Wiese“ heißt, und werden alle Leute, welche drüber gehen, so verwirrt, daß sie Niemanden kennen und auf keinem Wege mehr bleiben, sondern von einem auf den andern gerathen; es hilft dann Nichts, als sich niederzusetzen und etwas zu schlafen; beym Erwachen weiß man wieder, wo man ist. — Die vorerwähnte blutige That fand ihren Rächer in dem Bruder des Gemordeten, Hans Adam: der lockte den Mörder auf die Jagd, überfiel ihn und erschlug ihn an der Stelle, wo später die St. Ottmarskapelle stand, welche im Klostersturm niedergelegt wurde. So die Sage.

3) Wie die Irrwurz, führen auch Irrsteine die Menschen irre; es sind lichte Steine, mitten im Walde, durch welche eine dunkle Ader zieht. Die Gestalt ist gleichgiltig, wenn nur ein Streif durchgeht und die helle Färbung des Steines von der dunkeln trennt. Rötz.

4) Es gibt auch gewisse Stellen, an welchen der Vorbeyziehende irre geführt wird, beyspielsweise überall, wo eine Martersäule, Denksäule für hier vollbrachten Mord oder gähen Tod steht, ebenso überall, wo Geister durch die Fellenhauer hin vertragen werden. Solche Sümpfe im Walde sind so voll Geister, daß kein Mensch bey Nacht hin und wieder gehen kann. Bärnau. Hier sind es also Geister, welche den Menschen vom Wege ablenken.

Eine Stunde von Neumarkt ist die Kappelwiese, mit einer Kapelle in der Mitte, auf welcher es Jeden um

Mitternacht irre führt, so daß er vermeynt, als ob er immer an einer Mauer hinginge. Der Bann fallt ihm aber von den Augen, wenn er an die Kapelle kommt, sich niederkniet und drey V. U. betet.

§. 46.

Verlieren und Finden.

1) Wer Etwas verloren oder verlegt hat, soll es nicht sogleich suchen: denn es sitzt der Teufel darauf, um den Menschen zu blenden und zum Zorn und Fluchen zu verleiten. „Das hat der Teufel wirklich gehabt, sonst hätte ich es sehen müssen," oder: „der Teufel hat seine Hand darüber gehalten!" ist Ausruf dessen, welcher plötzlich vor seiner Nase findet, was er vergebens gesucht hat. Neuenhammer.

2) Wenn man etwas Schönes auf dem Boden findet, im Freyen, soll man es nicht aufheben; denn wäre es etwas Rechtes, hätte man es nicht weggeworfen. Besonders soll man kein Ey aufheben, denn gar oft ist eine Krankheit hineinbewiesen, und kein Band mit einem Knoten, weil man die Zeugungskraft dadurch verlieren könnte — Nestelknüpfen. Ebendort. In dem Satze, daß man keinen Geldbeutel, der auf dem Wege liegt, aufheben soll, weil der Teufel drin ist und herausschaut, liegt mehr sittliches Moment. Auerbach.

§. 47.

Kehren und Putzen.

1) Man kann die Mägde in die übelste Laune versetzen, wenn man ihnen während des Kehrens in das Kehricht läuft; es gelingt ihnen dann den ganzen Tag über keine Arbeit mehr. Amberg.

2) Am Samstage muß das Kehricht aus der Stube geschafft seyn, wenn es auch die ganze Woche über hinter der Thüre im Kehrichtwinkel gelegen ist; denn in der Samstagnacht kommt die letztverstorbene Seele des Hauses und setzt sich hinter die Thüre: sie muß daher eine reine Stelle finden. Fronau. Vor Sonnen-Untergang muß Alles in der Stube gereiniget seyn; denn wird die Dirn vom Dunkel der Nacht bey dieser Arbeit überrascht, insbesondere beym Fegen der Tische und Bänke, so muß sie nach ihrem Tode umgehen, an den Tisch stehen und dort weinen. Büchersreut.

3) Mit dem Besen darf weder Tisch noch Bank abgekehrt werden: denn auf jenem rasten in der Samstagnacht die armen Seelen — Muschenried — und wer sich auf eine mit dem Besen gereinigte Bank setzt, bekommt Blasen. Amberg.

4) Der Fastnacht-Irtag ist auch für das Kehren bedeutsam. Am Morgen vor der Sonne kehrt die Magd nackt die Stube, und besonders die Schlafkammer, um sich selbst gegen die Flöhe im Jahre zu schützen, und trägt unbesehen und unberedet dieses Kehricht auf des

Nachbars Mist oder Hof, damit diesem die Flöhe zugehen und den eigenen Hof frey lassen.

§. 48.

Messer.

1) Es darf mit der Schneide nicht nach oben stehen, sonst schneidet man Unserm Herrgott in's Gesicht, Oberviechtach, — sticht Unserm Herrgott die Augen aus, Rigau — sitzt der Teufel darauf, müssen die Hexen darauf reiten, auch die Armen Seelen, — hat der böse Feind Gewalt, Falkenstein.

Ueber Nacht darf kein offenes Messer auf dem Tische liegen bleiben, sonst kann das Aelteste im Hause nicht schlafen. Velburg.

Ein Messer auf dem Thürgeschwelle des Hauses wetzen, in dem eine Schwangere wohnt, macht das Kind zurückgehen und ärztliche Hilfe nothwendig. Amberg.

In die Windsbraut geworfen bringt es diese zur Ruhe.

Der Geliebten darf man kein Messer, überhaupt nichts Schneidiges schenken, es schneidet die Liebe ab; man hilft sich dagegen, daß man sich einen Kreuzer dafür zahlen oder beym Schenken anlachen läßt.

Auch soll man das Messer nicht in das Brod stecken, weil sonst der böse Feind und böse Leute ankönnen, Rötz — oder das Brod der nächsten Bäck derlöst wird, d. h. die Rinde von der Molle sich löst. Oberviechtach.

Erhält man unverhofft ein Messer, auf der rechten Seite mit drey Kreuzen gezeichnet, so wahrt es gegen allen bösen Zauber und wird um viel Geld nicht weggegeben. Gefrees.

2) Wie das Messer mit der Schneide, darf der Rechen mit den Zähnen nicht aufwärts, oder „in Eiben“ stehen, sonst sticht man U. Herrn die Augen aus und gibt dem bösen Feinde Macht. Falkenstein, Rigau, Neumarkt.

3) Wenn Einem etwas Spitziges aus der Hand fällt und im Boden stecken bleibt, kommt bald ein Bekanntes oder man erhält eine freudige Botschaft. Tiefenbach.

4) Wer eine Nadel oder Glufer herleiht, muß diese Person zugleich anlachen, sonst kommt Feindschaft zwischen Beyde. Neukirchen B.

§. 49.

Eyer.

1) Das Ey ist eine ganze Gabe, so viel werth als ein Laib Brod: denn beyde sind umschlossen und ohne Zuthat genießbar; ein Ey wird daher sehr hoch geachtet.

2) Eyer dienen aber den bösen Menschen auch zur Ausübung ihrer Zauberkräfte; sie vermögen in das Ey zu zaubern, weshalb der Bauer nicht gerne ein Ey außer dem Hause, höchstens noch im Wirthshause, ißt. Daher soll man auch kein Ey stehlen, wegen der Möglichkeit, daß Einem Etwas darin bewiesen werde, noch

weniger auf dem Wege aufklauben: es ist nicht umsonst hergelegt worden. —

Der Eyerdieb ist Gott nicht lieb.

Das Ey dient auch zum Wahrsagen und bösen Geistern zum Aufenthalt. Neuenhammer. Zigeuner vermögen es, böse Geister in Eyer zu bannen.

Ißt man Eyer in der Schaale, hart oder weich, muß man die Schaale verbrechen, damit böse Leute Nichts damit machen können.

Einem Weibe ward es angethan, daß sie krank wurde; man glaubte, es wäre ihr bewiesen. Sie mußte daher an jedem von dreyen Tagen in ein neues Töpfchen ihr Wasser lassen, ein neugelegtes Ey hineinthun, und vergraben. So wurde sie frey.

3) Wenn Eines den Schüttler hat oder Fröra, so sticht es 75 Löcher in ein Ey — denn es gibt 75 Arten des Fiebers — und thut es in einen Ameisenhaufen; ist es aufgefressen, hat das Uebel ein Ende. Rigau.

4) Der Bauer kann die Bäuerin ärgern, wenn sie Eyer hart sieden will, indem er — testiculos suos — in die Hand nimmt; die Eyer werden dann nicht hart. Die Bäuerin kann sich aber rächen, wenn sie mit dem Kochlöffel in die Pfanne schlägt: dann trifft es den Mann am bewußten Orte, und vertreibt ihm für die Zukunft die Lust an solchem Spasse. Neuenhammer.

§. 50.

Ungeziefer vertreiben.

1) Die sogenannten Schwaben und Russen sind eine große Plage des Landvolkes; die ersten sind graue, die anderen rothbraune Käfer, und beyde halten sich am liebsten mit dem Bauer in der Hölle hinter dem Ofen auf. Um das Haus davon rein zu machen, gibt man einem Todten von jeder Art ein Stück in das Grab mit.

2) Wie diese Käfer im Hause, wirthschaften dem Bauer zum Verdrusse die Krautwürmer im Krautacker. Gegen sie schneidet man zu Waldkirch am Wurmtage d. i. am 6. September, St. Magnus, vor der Sonne drey haslene Ruthen und auf jede den Buchstaben M; diese steckt man an drey Ecken des Feldes ein und betet bey jedem 5 V. U. und 5 A. M., so müssen die Würmer unfehlbar am freyen Ecke hinaus: schaarenweise ziehen sie ab und gerade auf das Haus zu, wenn man nicht die Vorsicht hatte, das Eck in der entgegengesetzten Richtung frey zu lassen. Waldkirch.

Ein anderes Mittel ist: man schreibt auf 3 Zettelchen den Namen: Abdon, zieht je eines in ein oben gespaltenes Hölzchen und steckt diese in drey Ecken mit dem Spruche:

> Abdon, für mein Kraut,
> mach, daß sie kommen heraus.

Binnen 24 Stunden müssen sie am freyen Ecke hinaus seyn. Neukirchen St. Chr.

Dort schneidet man ferner aus einem Todenbrett am Wege drey Splitterchen aus und steckt sie in drey Ecken des Ackers, so ziehen die Würmer beim vierten hinaus, zum grossen Erstaunen der Wanderer, die dem Zuge begegnen.

Vierzehntes Buch.

Himmel.

Vierzehntes Buch.

Himmel.

§. 1.

Bild des Himmels.

1) Vor dem Himmel ist ein Vorhimmel; ein harter Weg führt von der Erde her. Er besteht aus einem blühenden Garten mit herrlichen Fruchtbäumen besetzt. Da versammeln sich die guten Seelen, wenn sie von der Erde kommen, und St. Petrus steht an der Thüre des Himmels und befragt jede einzelne Seele, und erhält dann von Unserem Herrgott den Bescheid, in welche Abtheilung des Himmels sie aufzunehmen sey. Von den Früchten des Vorhimmels darf keine der wartenden Seelen geniessen, sie nicht einmal berühren, wenn sie nicht in das Fegfeuer zurückversetzt werden will.

2) Der Himmel selber ist ein grosser Garten, — Gothisch vaggs, Althd. Wunigarto — mit vielen Abtheilungen, welche durch grosse Bäume abgegränzt werden.

Solche Abtheilungen bestehen für ungetaufte Kinderseelen, für getaufte, welche in den ersten Tagen nach der Geburt schon von der Erde geschieden sind; für Kinder bis zu 6 oder 7 Jahren, für uneheliche Kinder, für Kinder, welche die Braut, die sich mit dem Jungfrauenkranz am Altare schmückte, schon zur Zeit der Trauung unter dem Herzen trug, für Jungfrauen u. s. f. Die Geschlechter bleiben getrennt, wie auch die Göttinen ihre gesonderte Himmelsburg, Vingôlf, besassen.

Selbst für jene Thiere, denen es auf der Erde durch die Menschen recht übel erging, besteht eine eigene Abtheilung. Gott hat auch die Thiere lieb, und vergilt ihnen das, was sie leiden.

3) Die Seligen kommen Alle täglich zusammen zum gemeinsamen Mahle, wo köstlicher Braten, den Männern Wein, den Frauen Meth gereicht wird; dann zu Spiel und Tanz. Alles Geräthe ist von Gold. Ober ihnen Allen ist Gott. Neuenhammer.

4) Die Volksmeynung vom Himmel also läuft ganz parallel mit der von der Hölle: jener liegt nach Sonnenaufgang, diese gen Mitternacht. Der Himmel hat seinen Vorhimmel, auf dem sich die Seligen versammeln, um in jenen Einlaß zu erhalten, wie die Hölle ihre Wiese: was dort verboten ist, der Genuß, wird hier, auf der Wiese, freywillig angeboten: wie der Höllenbube Pförtner an der Hölle, ist es St. Peter am Himmelsthore. Auf der Höllenwiese weiden Höllenthiere, gegenüber enthält der Himmel eine eigene Abtheilung für das geplagte Thier. An beyden Stätten befinden

sich viele Abtheilungen; der Himmel ist ein Garten, die Hölle ein Abgrund. Man sieht, beyde Gemälde durchdringt Ein Gedanke, und man könnte versucht seyn und vermuten, das Volk habe sich das Bild seines neuen Himmels sowie der Hölle, nach einem und demselben Urbilde, dem germanischen Himmel, geschaffen.

Der Himmel ist mit heidnischer Ausstattung auf sinnlichen Genuß berechnet. Mahlzeit, Spiel und Tanz wechseln mit einander ab. Dabei vereinen sich die Bewohner der verschiedenen Abtheilungen in Eine grosse Versammlung. Diese Abtheilungen kennt schon das Altertum als Aufenthaltsorte der verschiedenen Klassen der Menschen, in welche sich die Götter und Göttinen getheilt. So nimmt Odin und Freija die schlachtgefallenen Helden, Thor die Knechte, Hel die Strohtoden, Gefjon die Jungfrauen, Ran die Ertrunkenen u. s. w. zu sich auf.

§. 2.

Der Weg zum Himmel.

Ein einfältiger Bauer hatte in der Predigt vernommen, wie der Weg in den Himmel ein gerader sey. Da macht er sich auf, und geht fort über Berg und Thal, durch Wald und Wasser, immer geraden Weges, und wo es nicht anders anging, stieg er auch über die Häuser hinweg. So gelangt er vor eine schöne Kirche: und als er frug, wie sie heisse, und ihm zur Antwort wurde: „Himmelreich“ — trat er ein, vermeynend, es

sey hier der Himmel, und legte sich hin in eine Ecke, um für immer da zu bleiben. Die Mönche des nahen Klosters wollten ihn zwar forthaben, aber die fromme Einfalt siegte. Sie reichten ihm sogar jeden Tag etwas Nahrung, da er alle seine Zeit mit Gebet hinbrachte. Es war ein hoher Festtag, da erhielt er bessere Speisen: erfreut darüber blickt er auf und schaut an der Wand den Heiland am Kreuze. Sogleich bittet er U. L. Herrn, herabzusteigen und bey ihm zu Gaste zu seyn; und der reine Sinn fand seinen Lohn: denn der Heiland stieg vom Kreuze hernieder und setzte sich zu ihm hin, und theilte sein Mahl, und als sie gegessen hatten, lud ihn der Herr zu sich ins Himmelreich. Der Arme aber lehnte es ab, denn er war ja schon im Himmel, bis er des Besseren belehrt wurde. Da meldete er den Vorgang dem Klosteroberen, der seinerseits nun bat, auch ihn mitzunehmen, wenn Unser Herr komme, ihn zu holen. Nun lud der Fromme den Heiland wieder zu Gaste und trug ihm seine Bitte für den Oberen vor und ward erhört. Und als der nächste Sonntag kam, und Beyde während der heil. Messe vor dem Altare knieten, sanken sie um, und zwey weisse Tauben flogen zum Himmel auf. Neuenhammer.

§. 3.

Die Götter auf Erden.

Nach dem Zeugnisse der heiligen Bücher setzte Gott den ersten Menschen in den Garten Eden, daß er ihn

bebaue und bewahre, und gab ihm sein Gebot, daß er es halte, und als Adam mit seinem Weibe in Folge des Sündenfalles das Paradies verlassen mußte, machte ihnen der Herr Röcke von Fellen und that sie ihnen an. Nun sollte der Mensch die Erde bauen, von der er genommen ist. Und auch in dieser Verbannung stand der Herr dem Menschen zur Seite und verkehrte mit ihm segnend und lehrend.

Wie ein rother Faden zieht sich sodann, von dieser Ueberlieferung ausgehend, durch der Völker Mythen der Zug, daß die Götter herniedersteigen zur Erde, um die Menschen zu unterrichten, wie sie Nahrung, Kleidung und Wohnung zu gewinnen hätten, sie zu lehren die Kunst, das Leben zu verschönern, ihnen das sittliche Grundgesetz zu ertheilen, wonach sie als Vernunftwesen das Leben der Seele regeln sollten, um im Jenseits des steten Umganges mit den seligen Göttern gewürdiget zu werden. Gleich den Göttern des griechischen Olympos lassen sich auch jene des germanischen Nordens hernieder zu den Menschen, um in den Anfängen der Kultur und in Aufstellung von Recht und Sitte ihre Lehrmeister zu seyn.

Der neuere Zeitgeist hat zwar in seinem Stolze, worin er sich selbst zum Schöpfer der göttlichen Idee macht, die unmittelbare Belehrung und Begabung des Menschen von Seiten der Gottheit als unbequem nicht mehr anerkannt; aber dem Uebermute dieser neuen Himmelsstürmer ist auch alsbald der Sturz gefolgt. Ihnen ist der Mensch überhaupt nichts denn eine höhere

Entwicklung des Thieres, ein potenzirter Affe; folgerecht ist daher auch all sein Wissen und Handeln nichts mehr oder minder, als die Verarbeitung der Erscheinungen thierischen Lebens und somit an Gottes Stelle das Thier zum Lehrmeister der Menschheit bestellt. Während alle Ueberlieferung der Völker in dem Satze zusammentrifft, daß die Menschheit aus einem höheren, glücklichen Zustande, dem goldenen Zeitalter, in die Mühsal und Verdunkelung des heutigen Erdenlebens herabgesunken sey, fangen jene kleinen Titanen umgekehrt damit an, daß sie die Menschheit aus dem unedlen Zustande der Thierheit zur Höhe der Glückseligkeit heutigen Tages aufsteigen lassen.

Ist ferner der Mensch vollkommen aus der Hand seines göttlichen Schöpfers hervorgegangen, so mußte er nothwendig schon mit dem Gebrauche seiner Vernunft und damit der Sprache begabt seyn. Der Mensch denkt nur klar, so er seine Gedanken in Worte zu kleiden vermag. Das Wort ist der verkörperte Gedanke. Darum befiehlt auch der Herr dem Adam, die Thiere zu benennen. Indem er ihnen den Namen ertheilt, hat er die Herrschaft über sie gewonnen. Der Philosophie der Verneinung aller Vergangenheit aber geht die menschliche Sprache aus der Thiersprache hervor, aus Lauten ohne Wesenheit, weil ohne Geist; für sie hat kein Gewicht, daß die Ueberlieferung der Urvölker, welche doch den Anfängen viel näher standen als die Gegenwart, von einem so niedrigen Zustande nichts weiß, daß die Sprache selbst in ihrer äusseren Erscheinung um so

höher steht, je weiter zurück man ihre Spur verfolgt, und die heutige Weise der Rede nahe daran kommt, eine zweyte Auflage des babylonischen Sprachwirrwarrs zu Tage zu fördern.

Die Götter aber begnügen sich nicht, so in der griechischen wie germanischen Mythe, die Menschen mit der Kenntniß dessen, was ihrem irdischen wie einstigem Seyn im Jenseits frommt, auszustatten; sie unternehmen auch Wanderungen auf der Erde, um die Menschen zu prüfen, und hier ist es besonders die Gastfreundschaft, welche als Probirstein dient, in wie weit die Idee heidnischer Nächstenliebe zum Ausdrucke gelangt sey.

In christlichem Gewande meldet das Gleiche die Legende von den Wanderungen des Herrn mit den Aposteln, vorzugsweise mit Petrus. Erscheint der letztere damit als Stellvertreter sämmtlicher Zwölfboten, so ist er hinwider Repräsentant alles Menschlichen gegenüber der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte. In St. Petrus zeichnet sich neben leicht erregbarem Mitleide an unrechter Stelle jenes vorschnelle Verdammen, welches nur auf äusserm Scheine beruht, somit die Herrschaft augenblicklicher Stimmung. Sein Selbstvertrauen wird gar oft durch den übeln Erfolg enttäuscht, seine Pfiffigkeit nicht selten beschämt. Für seine Redseligkeit und Neugier findet sich aller Orten stets bereite Gelegenheit und eine gewisse Art von Communismus läßt ihn nicht verlegen wählen unter den Mitteln zum Zwecke. Er ist Bild menschlicher Unvollkom-

menheit und Schwäche. Nur selten und leise mischen sich diesen Legenden Anklänge heidnischer Mythe bey.

Uebrigens, meynt mein Erzähler, ein Handwerksgeselle, lasse sich nicht verkennen, daß Unser Herr seine Zeit klug berechnet habe. Heut zu Tage möchte seinen Wanderungen mehrfaches Hinderniß in den Weg treten und, so er für seine philanthropischen Ausflüge die Kulturstaaten ohne genügende Baarschaft und förmlichen Ausweis zum Ziele nehmen wollte, zu gewärtigen seyn, daß er in seine Heimat zurück geschoben würde.

§. 4.

Unser lieber Herr und St. Petrus.

1.

U. L. Herr und St. Petrus hatten sich einmal verirrt und stiessen auf einen Burschen, der auf der Wiese dalag und sich schläfrig dehnte. Um den rechten Weg befragt, hob dieser statt aller Antwort seinen Fuß und deutete damit in die Gegend, wohin sie zu gehen hätten. Das ärgerte zwar den Petrus, doch zogen sie weiter und trafen ein Mädchen bey der Arbeit, welches gerne bereit war, sie auf den Weg zu bringen und sogar mit ihnen eine Strecke ging. Da meynte Petrus, dieses fleissige Mädchen verdiene doch, daß man sie belohne und der Herr erwiderte: „Sie soll jenen Trägen zum Manne haben, damit der auch mit fort kommt." Bärnau.

2.

Einmal waren sie schon in aller Frühe auf dem Wege, da es noch dunkel war, und sie kamen vom Pfade ab. Daher ging St. Petrus in ein Bauernhaus, um nach dem rechten Wege zu fragen. Die Bäuerin lag aber im Kindbette und sagte ganz boshaft darüber, daß er so früh schon solchen Lärmen mache: „Geht nur da hinaus, wo ich voriges Jahr meinen Krautacker hatte.“ Das verdroß den Jünger gar sehr. Doch gingen sie weiter, und ein Mädchen, welches ein kleines Kind auf den Armen trug, wies sie freundlich zurecht. Da ärgerte sich Petrus noch mehr über das Weib und sagte zu Unserm Herrn: „Den Weibern sollten wir doch etwas anthun.“ U. L. Herr aber lächelte und sprach: „Nun, sie sollen nicht eher hinausdürfen, bis sie vorgesegnet sind.“ Seitdem werden die Weiber nach dem Wochenbette vorgesegnet, gefallene Mädchen nicht. Tirschenreut.

3.

Eines Abends hatten sie Nachtherberge bey einer Bäuerin. Am Morgen, ehe sie gingen, ließ U. L. Herr durch Petrus der Bäuerin wissen, daß ihr zum Danke die erste Arbeit, welche sie heute unternehmen werde, zu Glück und Segen ausschlagen solle. Das ließ sich die gute Frau gesagt seyn und fing gleich das Leinwandmessen an, und siehe, die Leinwand nahm kein Ende. Endlich war sie genöthiget, abseits zu gehen und ein kleines Geschäft zu verrichten. Als sie wieder kehrte und fortmessen wollte, war aber die Leinwand alle.

Das Gerücht hievon verbreitete sich schnell in der ganzen Gegend, und als die beyden Wanderer wieder zu Nacht einkehrten und auch dieser Bäuerin am Morgen bey der ersten Arbeit gleicher Segen verheissen wurde, gedachte sie es sehr klug anzufangen und ging zuerst abseits. Als sie aber mit dem Messen beginnen wollte, wurde ihre Leinwand um keinen Faden länger, denn sie zuvor war. Neustadt. Tirschenreut.

4.

Als U. L. Herr auf Erden wandelte, hatte es einmal lange nicht geregnet. Auf dem Wege frug Er ein Weiblein, welches Flachs ausjätete, ob es nicht bald regne. Sagte diese: „Ich denke wohl, es wird bald regnen, die Flöhe beissen gar so sehr.“ Darauf geht der Herr weiter und frägt ein zweytes Weiblein, das im Felde arbeitete, dieselbe Frage. Ihre Antwort war: „Ich meynte denn doch, U. L. Herr wird bald einen Regen senden.“ — Da regnete es sogleich auf ihren Acker einen erfrischenden Regen herab, auf den des anderen Weibes aber fiel kein Tropfen. Vilshofen.

5.

Wieder einmal ging U. L. Herr auf dem Steige von Ensdorf nach Thannheim mit St. Peter als seinem Begleiter und traf auf eine grasende Magd, die Er frug, ob es brav Gras gebe. Da fluchte die Dirne, daß es nicht regne; weil nicht Unser Herrgott, werde doch der Teufel einmal Regen schicken. — Wieder

gingen sie und kamen zu einer anderen Magd und frugen diese in gleicher Weise. Diese aber blickte nach oben und seufzte: „Ach wenn nur Unser Herrgott einmal regnen liesse!“ Da ließ es der Herr auf ihre Wiesen regnen, die erste Magd aber ward ihrer Bosheit willen in Stein verwandelt; der Stein ist noch dort zu sehen in der Gestalt einer kauernden Dirne und heißt beym Volke die Grasmagd.

6.

Einmal sprachen sie bey einem Bauern zu, der recht viel Getraide hatte. Da U. L. Herr gerade zum Dreschen kam, frug Er: „Gibt es viel Getraide heuer?“ — Ja wohl, sagte jener, wenn es nur auch schon gedroschen wäre. Da leuchtete der Herr mit dem Lichte an den Getraidestoß und die Körner fielen heraus und des Dreschens bedurfte es nicht mehr.

Das nächste Jahr darauf meynte der Bauer, er brauche keine Leute mehr zum Dreschen, denn er verstehe jetzt eine andere Kunst und leuchtete mit dem Lichte zum Getraide hinauf. Da stand Korn und Scheune und Hof in hellen Flammen. Vilshofen.

7.

Dem Petrus wurde es einmal lästig, immer den Ranzen zu tragen und er schlug U. L. Herrn die Wette vor, wer den anderen heute recht zum Besten haben könne, solle morgen den Ranzen tragen. Da nahm ihm der Herr den Ranzen ab und sagte, er solle dafür

in die Kirche gehen und beten, wie die Uebrigen thun. Da waren nun gar Viele, welche mit ausgespannten Armen beteten und St. Peter gedachte, es stehe ihm auch nicht übel, gerade so fromm zu seyn wie diese.

Als aber die Kirche aus war und die Leute heraustraten, wurden alle Diejenigen, welche mit ausgebreiteten Armen gebetet hatten, also auch St. Peter, von dem draussen stehenden Förster mit seinen Gehilfen unbarmherzig mit Prügeln bearbeitet. Der Pfarrer hatte ihm nämlich heimlich gesteckt, daß alle, welche so beten würden, Holzfrevler seyen: er habe es ihnen als Busse aufgegeben.

Kleinlaut kehrte St. Peter zurück und nahm seinen Ranzen wieder, um ihn nie wieder von sich zu thun. Neustadt.

8.

St. Petrus wollte auch einmal Herrgott seyn und der Herr sprach: „Meinetwegen kannst du es für heute seyn." Sie kamen eben an ein Dorf, wo Kirchweih war. Da sahen sie, wie ein Bube, der Gaissen hütete, davonlief. Petrus rief ihm neugierig zu: „Warum laufst du denn davon? wer soll denn die Gaissen hüten?" — Der Bube aber schrie ihn an: „Meinethalben hütet sie unser Herrgott." Da mußte Petrus für heute, weil er Herrgott war, statt des Buben die Gaissen hüten. Tirschenreut.

9.

In einem Dorfe war gerade Kirchweih und St. Petrus bat den Herrn, ihn auf den Tanzboden gehen

zu lassen: er möchte gar zu gerne ein wenig zuschauen. U. L. Herr mahnte ihn zwar davon ab, denn er werde sich dort Prügel holen. Doch Petrus ließ es darauf ankommen. Weil aber U. L. Herr machte, daß er, ohne es zu wissen, eine Geige auf dem Rücken trug, meynten die Bauernbursche, er sey ein Musikant und forderten ihn auf, aufzuspielen, und warfen ihn, da er von der Geige nichts wußte und überhaupt nicht spielen konnte, benebst einer Tracht Prügel zur Thüre hinaus. Türschenreut.

10.

Wieder einmal ging U. L. Herr mit St. Petrus über Land und gegen Mittag hin fing sie zu hungern an. Eben war Kirchweih im nahen Orte und St. Petrus mußte um Kirchweih-Nudeln zusprechen. Im ersten Hause bekam er zwey Nudeln; er brachte aber nur Eine dem Herrn, die andere versteckte er, weil er keine Tasche hatte im Rocke, unter den Arm. Im zweyten Hause bekam er gleichfalls zwey Nudeln und er that wie vorher. Vor dem Orte draussen verzehrten sie die beyden Nudeln; darauf wurde gebetet; Petrus mußte vorangehen und vorbeten; der Herr aber befahl ihm, es mit ausgebreiteten Armen zu thun, und die verheimlichten Nudeln fielen zu Boden und lieferten den Beweis, daß Petrus seinen Verweis verdiene. Neustadt.

11.

St. Petrus ließ gleichwohl von seiner übeln Gewohnheit nicht ab. Wieder hatte er in einem Dorfe

ein Küchl der Bäuerin unbemerkt entwendet und gedachte, es zu verzehren, wenn U. L. Herr einmal voranginge. Da blieb ihm aber der erste Bissen schon in der Kehle stecken und er wäre daran erstickt, wenn sich der Herr nicht nach ihm umgesehen hätte. Ungerecht Gut thut nicht gut, frißt noch das eigene. Konersreut.

12.

St. Petrus hat gar oft Pech; von einem solchen trägt er auch den Kahlkopf. Denn als U. L. Herr mit seinen Jüngern in ein Dorf kam und St. Petrus wie immer den Speisemeister machte, brachte er für jeden Mund eine Bratwurst mit, für sich aber hatte er heimlich eine unter dem Hute versteckt. Da machte der Herr das Zeichen über die Würste, und sie begannen sogleich zu braten, und damit auch jene, welche auf dem Haupte des Petrus ruhte. Der konnte die Hitze nicht mehr vertragen und riß Hut und Wurst vom Kopfe. Damit aber auch die ausgebrannten Haare, und seitdem ist er kahl. O. Bernried.

13.

U. L. Herr war mit St. Petrus eben in einem Bauernhause, als die Bäuerin beschäftiget war, Kücheln zu backen. Eine Schüssel voll stand schon auf der Bank in der Stube und weil St. Petrus gerade allein war, dachte er, es wäre gut, einige davon auf den Weg mitzunehmen. Er that sie, heiß wie sie waren, in den Hut und setzte diesen wieder auf. Da verbrannte er

sich aber den Kopf so, daß alle Haare ausfielen und seitdem trägt er den Kahlkopf. Türschenreut.

14.

Die Apostel gingen einst vor U. L. Herrn durch ein Kornfeld. Der Bauer aber lief herbey und pfändete einen nach dem andern um seinen Hut, und als er zum hl. Jakobus kam, sagte dieser: „Laß mir meinen Hut, ich will euer Kornpatron seyn!" Seitdem ist St. Jakob Kornpatron der Bauern und trägt kein Heiliger einen Hut als er. Türschenreut. Darum und weil er auf weissem Rosse in der Schlacht den Christen siegen hilft, scheint hinter St. Jakob ein Gott, und zwar Wodan, zu stehen.

15.

Ein andermal hatte St. Peter mit U. L. Herrn bey einem Bauer unter der Bedingung Nachtherberge gefunden, daß sie am Morgen mitdreschen würden. Um drey Uhr sollten sie aufstehen und als sie nicht zur Arbeit kamen, ging der Bauer hin, sie zu wecken. Sie schliefen aber fort und der Bauer kam zum zweytenmale und war etwas weniger nachsichtig: denn er packte den ersten, der im Bette lag, und dieses war eben St. Petrus, und versetzte ihm einige derbe Stösse. Der gute Petrus aber hätte gleichwohl, matt von der gestrigen Wanderschaft, noch etwas länger geschlafen; daher ließ ihn U. L. Herr an die Wand liegen, damit er, wenn der Bauer wiederkäme, verschont bliebe. Der Bauer aber war ein gerechter Mann und langte, als er zum

drittenmale kam, hinüber zu dem an der Wand; weil er den ersten schon bedient habe. So erhielt Petrus wieder derbe Püffe. Das viertemal kam endlich der Bauer mit dem Lichte, um näher nachzusehen und wie er den Glatzkopf des Petrus erblickte, ward er erst recht zornig, daß der Alte nicht gescheider wäre und dem Jüngeren ein böses Beyspiel gäbe, und zog ihn heraus und bedi[e]nte ihn mit einer tüchtigen Tracht Prügel. Nun schien es doch gerathen, aufzustehen und U. L. Herr nahm das Licht und leuchtete in der Scheune an das Getraide auf der Tenne und es war gedroschen. Damit verabschiedeten sie sich. Beym Hinausgehen aber sagte der Herr zu Petrus: „Steh dich nicht um, es gibt sonst ein Unglück.“ Um so weniger vermochte Petrus seiner Neugier zu widerstehen: er blickte um und sah den Stadel in Feuer stehen: denn der grobe Bauer hatte das leichte Kunststück nachmachen wollen und so sein Hab und Gut angezündet. Herr, der Stadel brennt, rief er erschrocken. Das ist deine Schuld, erwiderte ihm der Herr und ging ruhig des Weges fort. Neustadt. Türschenreut.

16.

U. L. Herr wanderte auch einmal auf Erden mit St. Petrus und so kamen sie zu einem Bauer, der sich ihnen anschloß, um nicht arbeiten zu müssen. Es wurde Mittag und der Herr schickte den Bauer in den nächsten Hof, um ein gutes Wort etwas Speise zu erholen. Die Gabe war ein Käslaibchen. Damit ging der Bauer

weit voraus, setzte sich dann nieder, aß das Laibchen auf und sagte dem Herrn, der darnach frug, er müsse es verloren haben. Umsonst war alles Zureden, er möge gestehen. So gingen sie weiter und kamen in eine grosse Stadt. Darin lag des Königs Töchterchen auf den Tod krank und grosser Lohn ward dem verheissen, der die Krankheit heilen könnte. Da meldete sich Unser Herr als der Arzt, welcher zu helfen vermöchte, ließ sich ein grosses Gefäß mit Wasser bringen, legte die Sterbende auf einen Tisch, schnitt ihr den Leib auf, that alles Eingeweide heraus, reinigte dieses und den Leib mit Wasser und fügte dann Alles wieder zusammen. Darauf hauchte er über das Kind und es lebte und stand auf und trat vor den erstaunten Vater. Dieser wollte nun fürstlich lohnen. Der Herr aber nahm Nichts an und erbat sich für seinen zweyten Begleiter, den Bauer, nur ein klein Stück Geld zur Wegzehrung. Der war wohl sehr ungehalten darüber, daß eine so günstige Gelegenheit versäumt war, auf einmal reich zu werden und ging murrend mit. In einer zweyten Stadt erging es in ähnlicher Weise. Das war aber dem Bauer zu stark und er trennte sich von Unserm Herrn und zog allein die Strasse, vermeynend, er habe ja doch das Geheimniß zu heilen und könne sich selbst damit reich machen. Er kam auch bald darauf in eine Hauptstadt, wo die Gemahlin des Landesherrn am Sterben war, meldete sich als Arzt, und verfuhr mit der Kranken, wie er es vorbem bey U. L. Herrn gesehen hatte. Der zerschnittene Körper ward aber nicht mehr lebendig und

der unwissende Arzt zum Tode geführt. Schon stand er unter dem Galgen: da näherte sich ihm U. L. Herr und rief ihm zu: „Gestehe, daß du das Käselaibchen gegessen hast, so helfe ich dir.“ Der Galgenkandidat läugnete aber auch jetzt noch. Gleichwohl erbarmte sich der Herr und machte die Königin lebendig und befreyte so den Bauer, den er mit sich nahm. Nach ein paar Tagen kamen sie in einen Wald und der Herr bezeichnete dem Petrus und dem Bauer eine Stelle, wo sie nachgraben sollten. Sie stiessen beym Graben auf einen grossen Schatz. Daraus machte nun der Herr drey Haufen und sprach: „Ein Haufen gehört mir, der zweyte dem Petrus, der letzte dem, welcher das Käselaibchen aß.“ Da beeilte sich der Bauer, die That zu gestehen. Bärnau.

17.

Als U. L. Herr und St. Peter einst bey einer Bäuerin zusprachen, lag diese in Geburtswehen und es ging ihr sehr schlecht. Petrus, von Mitleid bewegt, ließ nicht ab, den Herrn zu bitten, ihr zu helfen und nur ungerne ward es ihm gewährt: denn, sagte der Herr, es wäre besser, wenn die Bäuerin länger litte. Nach vielen Jahren waren sie wieder in der Nähe des Weges. Man führte eben einen jungen Menschen zum Galgen. Da sagte der Herr: „Siehst du, das ist das Kind jener Bäuerin, welcher ich auf dein Bitten die Wehen abgekürzt habe: du bist schuld, daß er zum Verbrecher wurde: hätte die Mutter länger gelitten, wäre des

Kindes geschont worden.“ Nun fing Petrus wieder um Hilfe zu bitten an. Der Herr aber sprach: „Hier kann ich nicht mehr helfen.“ Neuenhammer.

18.

Bey einem ähnlichen Anlasse legte St. Peter wieder einmal sein Fürwort ein um Abkürzung der Wehen. Der Herr aber hieß ihn noch eine Stunde Geduld haben. Da kam das Kind zur Welt und hatte als Muttermal einen Strick um den Hals, und der Herr belehrte den Petrus, daß die Schmerzen der Mutter das Kind vor dem Stricke am Galgen bewahrt hätten. Ebendort.

19.

Es gingen U. L. Herr und St. Petrus vor einer Hütte vorbey, in der grosses Geschrey und Jammer war. Es lag der Vater auf dem Sterbebette. Da bat St. Petrus, der Mitleid mit den armen Kindern hatte, den Herrn, er möge den Mann gesund machen und der Herr that ihm nach Wunsch. Nach Umlauf eines Jahres kamen sie wieder des Weges und vernahmen wieder grosses Geschrey und Jammern; der Vater hatte sich erhängt. Da sprach der Herr zum mitleidigen Petrus: „Hättest du ihn voriges Jahr sterben lassen, so hätte er keinen so übeln Tod genommen.“ Türschenreut.

20.

Auf dem Wege fanden sie einen blanken Thaler. Petrus frug gar schnell? „Wem werden wir ihn geben?“

— Da gingen sie durch einen Wald und sahen einen Holzhauer, der mühte sich gar sehr mit der Arbeit und hatte auf dem Stocke ein Stück Brod liegen, von dem er ein= um das anderemal herunterbiß, während er fortfuhr, zu hauen. Meynte Petrus, das wäre der Rechte, dem könnte man den Thaler geben; er sey so arm und so fleissig. Der Herr aber ging vorbey, und nicht lange, so begegnete ihnen Einer, der war betrunken und rief immer: „O Lieber Herr im Himmel, jetzt habe ich schon wieder einen Thaler vertrunken, wer weiß, wo mich der Herr wieder segnet.“ Diesem gab U. L. Herr das Stück Geld und sagte zu Petrus: „Siehst du, der erste war ein Wucherer, der nahm sich nicht einmal Zeit, sein Brod in Ruhe zu essen, noch weniger, an Gott zu denken. Dieser aber, obwohl betrunken, denkt an Mich.“ Türschenreut.

21.

Einst übernachteten sie bey armen Leuten, und diese thaten ihnen alle Ehre an und brachten dem Herrn den Trunk Wassers in einem silbernen Becher, dem einzigen werthvollen Stücke, das sie besassen. Am Morgen, als sie gingen, steckte der Herr den Becher heimlich zu sich. Am zweyten Abende blieben sie bey einem reichen Bauer, der gerade nicht viel Aufhebens mit seinen Gästen machte. Bey diesem ließ der Herr den silbernen Becher zurück, denn, sagte er zu Petrus, dem Armen hilft er nicht, er macht ihn nur stolz, und dem Reichen schadet er nicht, der hat so genug. Türschenreut.

22.

Wieder einmal blieben sie bey einem Bauer über Nacht: der aber forderte am Morgen Bezahlung und ward böse, daß sie kein Geld hatten. Da sagte U. L. Herr zu ihm: „Bring mir ein Stück altes Eisen!“ und der Bauer brachte eine alte Pflugschar; diese berührte der Herr, und sie ward zu eitel Gold. Damit zahlten sie den harten Bauer. Ebendort.

23.

St. Petrus war einmal über die groben Holzhauer aufgebracht und meynte, man solle ihnen was anthun, man könnte ja eiserne Nägel in die Bäume machen. Der Herr aber sprach: „Hölzerne machen wir, sie haben der Plage genug.“ Ebendort.

24.

Als in einem Dorfe Kirchweih war, bat St. Petrus in mehreren Häusern um Kuchen, erhielt aber von den Leuten zur Antwort: „Wir haben keine Zeit jetzt, wir müssen zum Tanze.“ — Ueber ein Jahr gingen sie wieder durch's Dorf. Der Herr aber hatte heuer Mißwachs gesendet. Da sagten die Leute zu Petrus, der wieder zusprach: „Wir haben selbst weder Korn noch Erdäpfel, geschweige denn Kirchweihnudeln.“ Ebendort.

25.

St. Petrus wollte auch gerne Etwas erschaffen. Der Herr erlaubte ihm, die Ameise zu schaffen, aber „in

Mittô" d. h. auf Mittag. St. Petrus verstand es aber unrecht und machte alle Ameisen in der Mitte ab, „i da Mitt ô." Da hing sie denn der Herr in der Mitte ein wenig zusammen. Ebendort.

26.

Auf den vielen Wanderungen kamen sie auch nach Böhmen. Müde rasteten sie bey einem Zaun. Da sagte St. Peter: „Herr, schon viele Leute hast du erschaffen, aber noch keinen Stockböhmen." Der Herr lächelte. Petrus meynte, es wäre nichts entgegen, daß es auch solche Menschen gäbe: hier gleich bey den Zaunstöcken gäbe es den besten Stoff hiezu. Da nahm der Herr dem Petrus den Hut vom Haupte und setzte ihn dem nächsten Zaunstocke auf, und sogleich stand ein Stockböhme lebendig vor ihnen und lief mit Petrus Hut davon.

Seitdem tragen die Böhmen Hüte und ist es ihnen angeboren, zu stehlen. „Vor eines Böhmen Hand zittert der Nagel in der Wand." Neuenhammer. Türschenreut.

27.

Einmal führte sie der Weg vor einem Wirthshause vorbey, in welchem gerauft wurde. Petrus bat den Herrn, hineinzugehen und Frieden zu machen, und als es der Herr ablehnte, ging er allein hin und forderte in dem Lärmen mit gewaltiger Stimme zur Ruhe auf. Die Bursche aber, ihres Streites vergessend, fuhren über den Friedensapostel her und es hagelte Schläge auf ihn.

Da zog er sein Schwert, schlug einem der Vordersten den Kopf ab und lief dann zu Unserm Herrn hinaus. Der Herr aber sagte: „Geh gleich wieder zurück und setze dem Menschen, den du umgebracht, seinen Kopf wieder auf. Mit einem Todschläger will ich keine Gemeinschaft haben.“ Nun mußte Petrus, wenn auch ungerne und voll Furcht, wieder zurück: er hob schnell den Kopf auf und weil die Raufer schon auf ihn anstürmten, warf er ihn schnell auf den Leichnam hin und lief zurück in den Schutz des Herrn. Dieser frug: „Petrus, hast du gethan, wie ich dir gesagt?“ — Da bekannte er, „daß er nicht Zeit gehabt, den Kopf ordentlich auf den Rumpf zu setzen; er stehe verkehrt, das Gesicht nach hinten; das mache aber nichts, denn der Kerl sey ein Sailer, der bey der Arbeit ohnehin immer rückwärts gehe: nun brauche er doch nicht mehr umzuschauen.“ Konersreut.

§. 5.

Der alte Herrgott.

Ein Ritter verirrte sich einst im grossen Walde zwischen Wondreb und Neualbenreut, und wußte nicht mehr, wo aus, wo an. Es kam die Nacht herein und voll Angst und Noth warf er sich auf die Knie nieder und rief: „Du alter Herrgott lebst noch, du siehst meine Noth, du wirst mich aus dieser Wildniß führen!“ Da rührte sich Etwas in seiner Nähe und als er erschrocken umsieht, steht ein gewaltiger Hirsch mit einer leuchtenden

Flamme zwischen dem Geweihe vor ihm. Der leitete ihn zu dem dichten Walde hinaus. Es hatte aber der Ritter sein Hüfthorn an der Stelle gelassen, und suchte es später mit den Seinen. Da ließ er mitten im Walde eine hölzerne Kapelle bauen, welche noch jetzt „zum alten Herrgott“ heißt. Fromme Büsser tragen das grosse, schwere Bild betend um die Kapelle; wer aber mit schwerer Sünde beladen ist, vermag das Bild nicht zu heben. Türschenreut.

§. 6.

Der gestohlene Herrgott.

Ein Bauer ging einst bey einem Crucifix am Walde vorüber und sah, daß der Opferstock daneben viel Geld enthalte, während bey dem Herrgotte, der bey ihm zu Hause an einem Feldrain stand, Jahr aus Jahr ein kein rother Heller einging. Er wollte aber nun auch einen Herrgott haben, der bey den Leuten in Ansehen stände und Geld eintrüge, und kam nach vielem Sinnen auf den Einfall, den Herrgott am Walde zu sich herüberzuholen und dafür den seinigen an dessen Stelle hinüberzuschmuggeln. Gesagt, gethan. Neben den gestohlenen Herrgott aber setzte er einen hölzernen Opferkasten so groß wie eine Truhe.

Als er meynte, die Zeit wäre gekommen, daß der Opferkasten voll seyn müsse, fuhr er mit seinem Wagen hinzu, öffnete die Truhe ein wenig und tastete darin herum, um so zu prüfen, wie hoch der Haufen Geldes

schon angewachsen sey. Der Kasten war in der That voll. Es fühlte sich aber doch nicht so an, wie Geld, und zuletzt biß ihn der Schatz so heftig in die Hand, daß er schnell zurückzog und den Deckel fallen ließ. Es war ein Hamster, der sich im Kasten einquartiert und darin seinen Wintervorrath an Korn aufgespeichert hatte. Der Bauer aber wußte dieses nicht, und hob freudig den schweren Kasten auf seinen Wagen und fuhr ihn heim. Und wie er ihn ablud, war er gar leicht; er öffnete ihn und fand keinen Inhalt vor. Denn der Hamster hatte unten ein Loch gebissen und war dadurch entkommen, das Korn aber auf dem langen Wege ausgelaufen. Da ward der Bauer gar zornig und brummte: „Es ist wahr, mein Herrgott war faul und hat mir nichts eingetragen, aber er war doch ehrlich und kein Betrüger wie dieser da." So lud er den gestohlenen Herrgott wieder auf und fuhr ihn an den Wald zurück, und nahm den seinigen wieder heim.
Neuenhammer.

§. 7.

Von U. L. Frauen.

1.

Ein junger Ritter hatte die schöne Tochter eines Knechtes zum Weibe genommen und sich damit die Feindschaft aller Adeligen der Umgegend, besonders der Mütter, zugezogen. Sie lehnten Alle erbittert die Einladung zur Feyer der Hochzeit ab und liessen das junge

Ehepaar allein auf seiner Burg. Um so glücklicher aber lebten diese in ihrer friedlichen Einsamkeit. Als nun die Zeit nahte, wo die Frau entbinden sollte, sagte sie zum Gatten, der voll Kummer war, weil er nicht wußte, wo er für das Kind einen Pathen finden möchte: „Geh hinaus durch den Garten auf die Strasse und begrüsse den Ersten Beßten, der des Weges kommt, um den Liebesdienst, sollte es auch ein Knecht seyn.“ Da ging der Ritter hinunter in den Garten und schon kam ihm eine schöne, würdevolle Frau entgegen, welche zu ihm sprach: „Ich kenne deinen Kummer, aber sey getrost, ich will Pathe seyn und es soll dich nicht gereuen.“ So führte er die hohe Frau mit blauem Schleyer — es war die Muttergottes — hinauf in die Burg, und sie stand hilfreich und lindernd der Leidenden bey, als diese ein Mädchen zur Welt brachte. Das Kind wurde getauft und erhielt den Namen Marie; die Fremde aber entfernte sich darnach sogleich mit den Worten: „Geben werde ich für jetzt nichts: das Kind bedarf später meines Beystandes, und der soll ihm werden; ich muß jetzt eilen, nach Hause zu kommen.“

Das Mädchen wuchs zur Freude der Aeltern und war sieben Jahre alt, als ihm die Mutter starb. Da nahm der Ritter, dem es zu einsam wurde, ein Fräulein der Nachbarschaft zur Ehe, so schön als stolz und herrisch. Damit begannen nun üble Tage für Marie. Sie wurde von der hochmütigen Stiefmutter verachtet, und zu den niedrigsten Arbeiten verwendet. Dem Vater that es wohl wehe, aber er wagte nicht, Einsprache zu

thun. Drey Jahre waren so hinübergegangen, und Marie fühlte sich von Tag zu Tag unglücklicher. Weinend über eine eben erlittene Mißhandlung ging sie in den Garten hinab und setzte sich in eine Ecke. Da stand U. L. Frau vor ihr und sagte: „Mein gutes Kind, ich bin deine Pathe und habe deiner Mutter versprochen, dir in der Noth zu helfen: komm mit mir, ich will für dich sorgen.“ Freudig bot ihr die Kleine die Hand und sie gingen in den Wald. An einer hohen Felsenwand klopfte U. L. Frau dreymal an und es öffnete sich das Thor zu einem schönen Palaste, in welchem zwölf prächtige Säle waren. Darin hingen an den Wänden Schnüre der kostbarsten Perlen und an den Fenstern und auf Tischen blühten frische Rosen. Diese hatte Marie zu pflegen, damit sie nicht verwelkten: dafür durfte sie mit U. L. Frau am Tische speisen, der sich zu bestimmter Zeit von selber deckte. Glücklich lebte sie drey Jahre dahin, als U. L. Frau ihr die Schlüssel zu den Sälen einhändigte und den Auftrag ertheilte, nun auf einige Tage die alleinige Aufsicht im Palaste zu führen; doch wäre noch ein dreyzehentes Gemach, das nicht geöffnet werden dürfe. Damit trat U. L. Frau ihre Reise an und ließ das Kind allein. Marie aber war am Abende des dritten Tages so neugierig geworden, daß sie die Thüre des geheimen Zimmers öffnete. Da waren die Wände voll Kästen mit grossen, grossen Büchern und am Tische sassen Gott Vater und der Sohn Gottes und schrieben in ein grosses Buch das Schicksal aller Menschen, die geboren werden und die

Gaben, die sie erhalten auf den Weg des Lebens, und wie der Mensch in seinem Willen seine Bestimmung selber ändert und die Gaben anders verwendet, als wozu sie ihm ertheilt sind. — Am Morgen kam nun U. L. Frau von der Reise zurück und sprach zum Mädchen: „Du hast wider mein Gebot gehandelt; ich will dich dafür nicht strafen, aber behalten kann ich dich nun nicht mehr. Geh zu deinem Vater zurück, den Weg wirst du leicht finden; ich habe gesorgt, daß es dir am Leben nicht fehle.“ Damit nahm sie einen Kranz von Rosen und setzte ihn dem Mädchen auf das Haupt, und ein weisses Kleid zog sie ihr an und sendete sie damit fort. Bald gelangte Marie in den Schloßgarten. Da saß traurig der Vater: denn die Stiefmutter liebte Pracht und Gesellschaft und hatte den früheren Wohlstand tief heruntergebracht. Mit Freude begrüßte er die blühende Tochter, die er längst tod geglaubt hatte. Nicht so ward sie von der Stiefmutter empfangen. Diese war froh über das Verschwinden des verhaßten Mädchens und meynte nun, sie könne ihres Bleibens nicht in der Burg haben, weil von einer Magd geboren, und könne irgendwo als Dirne ihr Brod gewinnen. Da weinte Marie und bat auf einige Zeit um Aufnahme, sie werde sich umsehen, ob sie nicht ein Unterkommen finde. Sie hatte ihre Ecke in der Küche und verrichtete alle niedrige Arbeit im Hause. So viel sie aber auch guten Willen bezeigte, konnte sie es doch nicht recht machen und die bösen Stiefbrüder neckten und höhnten die Bauerndirne und die böse Stiefmutter

lachte dazu. Einmal machten es aber die Brüder gar zu arg: sie schlugen die Schwester so, daß sie blutete. Da ging sie hinaus in die Küche und weinte über ein Waschbecken und das Blut fiel tropfenweise hinein, und bey jedem Falle war es, als ob etwas klinge. Die Stiefmutter kam dazu, um sie zu zanken, daß sie sich nicht vertrage und sah in der Schüssel etwas schimmern. Sie untersuchte und fand eine Menge der schönsten Perlen auf dem Boden. Nun war Freude in der Burg, denn man hatte wieder Mittel, in der früheren Weise zu leben. Die Perlen wurden theuer verkauft; ein festlicher Ball sollte die ehemaligen Freunde, welche seither sich nicht mehr sehen liessen, auf's Neue versammeln. Auch Marie sollte daran Theil nehmen. Als aber die Stiefmutter ihr dieses eröffnete, fing sie zu lachen an und es fiel ihr eine Rose um die andere, frisch und blühend, obwohl es Winter war, aus dem Munde. Da merkte die Stiefmutter, daß hinter dem Mädchen etwas Mehr seyn müsse als sie bisher gedacht, und behandelte sie besser. Aber dieses dauerte nur so lange, als das Geld für die Perlen reichte, darnach begann die Gehässigkeit der Brüder und der Hohn der Mutter das arme Kind zu quälen wie vorher, bis sie wieder Perlen weinte und Rosen lachte.

Im Hause aber war eine alte Magd, der ging es zu Herzen, daß Marie so viel zu leiden habe und tröstete sie einmal mit den Worten: „Mein liebes Kind, habe Geduld; in einem Jahre trete ich in das Hexenalter, da wird mir gegeben, Vieles zu wissen, da wollen wir

uns berathen. Ich war deine Amme und gehe gerne mit dir, wohin du willst. Wenn du wieder weinst, so gib mir das Becken, in welches deine heissen Thränen fielen." Das Jahr ging um und die Alte ward wissend und sagte zu Marie: „Packe zusammen, wir verlassen diesen Ort und suchen eine Stätte des Friedens. Wir besitzen soviel, daß es uns nicht fehlen kann."

So gingen sie am frühen Morgen durch den Garten hinaus und lange fort, bis sie in eine grosse Stadt kamen. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht lange. Die schöne züchtige Jungfrau zog aller Augen auf sich und es kamen die edelsten Freyer, um ihre Hand zu werben. Sie aber fühlte sich zu keinem hingezogen und war betrübt, daß sie wehe thun mußte. Eben einmal war sie ihren traurigen Gedanken hingegeben, als U. L. Frau vor ihr stand und zu ihr sagte: „Mein gutes Kind, sey ruhig: du hast von mir die Gabe, irdischer Liebe fremd zu bleiben. Komm mit mir, ich überlasse dir meinen Palast; denn meine Zeit in dieser Gegend ist um und ich ziehe weiter. Beherberge fortan Kranke und Arme, bis ich dich zu mir nehme." Da gingen alle drey fort und U. L. Frau klopfte dreymal an die Felsenwand und es stand der prächtige Palast vor ihren Augen, und Marie zog ein und rief die Kranken und Armen der Umgegend zu sich und pflegte sie. Und so sie Kummer auf der Seele hatte, oder ein Werk der Barmherzigkeit nicht zu üben vermochte, schloß sie sich in das verborgene Gemach ein, wo sie einst Gott Vater und Gott Sohn erblickt hatte und flehte da um Hilfe

und sie wurde niemal versagt. Sie blieb immer jung und schön; darum konnte man auch lange nicht glauben, daß sie tod sey, als U. L. Frau ihre Seele abgeholt hatte. Sie lag und liegt auf dem Bette, als bleiche Jungfrau, rothe Rosen um die Schläfe, in weissem Kleide. Neuenhammer.

2.

Es war ein armes Weib guter Hoffnung und wußte nicht, wo eine Gevatterin bekommen. Da ging sie einmal schweren Herzens aus, den letzten Gang zu thun und es begegnete ihr eine schöne milde Frau in blauem Mantel. Die Frau frug die betrübt Einherschreitende, was sie drücke, und erhielt die Antwort: „Ich gehe bald zum Kinde und weiß mir noch keine Gevatterin," und die hohe Frau bot sich als solche an. Sie stand zur Taufe und beschenkte die Mutter mit drey Gaben, und versprach in zwölf Jahren wieder zu kommen und das Mädchen zu sich zu nehmen. Das Kind gedieh zur Freude der Mutter und kam nach zwölf Jahren zu der hohen Frau in ihren Palast, der zwölf schöne goldene Säle enthielt. Diese hatte nun das Mädchen, jeden Tag einen anderen, zu reinigen und in Ordnung zu halten.

Eines Tages mußte die hohe Frau eine Reise unternehmen und gab dem Kinde zwölf Schlüssel zu den zwölf Sälen und noch einen dreyzehnten für ein Gemach, das sie bisher nicht betreten hatte; auch jetzt ward ihr das Verbot, die Thüre dazu zu öffnen. Lange wider=

stand das Mädchen dem Drange der Neugierde, zuletzt aber siegte diese. Doch was sah sie! es war ein einfaches düsteres Gemach und drinnen saß U. L. Frau und hatte den Leib des gekreuzigten Heilandes auf dem Schoße, und weinte darüber hin und trocknete mit ihren langen Haaren die Thränen wieder von der Leiche des geliebten Sohnes. Das Kind erschrack und schlug die Thüre zu. Als nun die hohe Frau zurückkehrte, und das Mädchen befrug, ob sie dem Befehle gehorsam gewesen, längnete dieses seine Schuld und so noch auf zweymaliges Fragen. Da strafte sie U. L. Frau der dreyfachen Lüge, daß sie stumm sey und bannte sie in einen hohlen Baum. So solle sie bleiben, bis ein Mann nach einer reinen Jungfrau zum Weibe verlange.

Hier schlief sie nun sieben Jahre und brauchte nicht Speise noch Trank. Es war aber ein grosses Schloß in der Nähe und der junge Burgherr wollte nicht heiraten, er finde denn eine reine Jungfrau. Und einmal war er auf der Jagd im Wald, kam aber nicht zu Schusse. Doch auf dem Heimwege schlugen die Hunde an und waren um einen alten Baum im Dickichte herum, und der Ritter schoß blindlings hinein, um etwa das verborgene Wild aufzutreiben. Aber der Pfeil schlug an des Baumes Rinde und diese öffnete sich, und in der Höhlung war eine wunderschöne Jungfrau. Obgleich sie stumm war und auf seine Fragen nicht antworten konnte, nahm sie doch der Ritter mit sich und machte sie zu seinem Weibe trotz alles Abmahnens seiner Mutter.

Die junge stumme Frau gebar drey Kinder, und die böse Schwiegermutter ließ durch die Hebamme jedesmal nach der Geburt das Kind in den Wald hinaustragen, um es dort zu ermorden. Jedesmal aber kam U. L. Frau des Weges und nahm der Hebamme das Kind ab, und diese brachte Auge oder Zunge einer Katze als Wahrzeichen des vollbrachten Mordes zurück. Dem Sohne aber meldete die Mutter, daß die Kinder gestorben seyen und sein schönes junges Weib kein lebend Kind zur Welt bringen könne, und sie hetzte so lange an ihm, daß er zuletzt voll Eifersucht wurde und die junge Frau als des Ehebruches schuldig zum Tode verurtheilte. Er ließ das schuldlose Weib in ein Gemach sperren und dieses bis zur Glühhitze heizen. Da kam aber U. L. Frau und hatte die drey Kinder an der Hand, schön und blühend, und sie fächelten der Verurtheilten Kühlung zu, so daß über sie Alle der Dampf zu einem Gewölbe sich rundete und sie unversehrt darunter standen.

Nach zweyen Tagen kam aber über den Ritter die Reue, daß er in der Leidenschaft gehandelt und er öffnete voll Schmerz das Gemach. Da stand nun seine junge Frau wohlbehalten, und um sie her spielten drey blühende Kinder. Er umarmte sie voll Entzücken und führte sie eiligst in den Saal und warf sich vor allen Hausgenossen der Dulderin zu Füssen, mit Thränen um Verzeihung bittend.

Da wurden dieser die Bande der Zunge gelöst, damit sie das Wort der Vergebung ausspreche, und so fanden sie sich wieder zusammen und lebten fortan

glücklich. Die böse Schwiegermutter aber erlitt den Feuertod.
Neuenhammer.

3.

Einst war eine arme Mutter, die hatte zwey Kinder, einen bösen Buben und ein frommes Mädchen. Eines Morgens sendete die Frau das Mädchen aus in den Wald, Holzäpfel zu sammeln und gab ihm ein Stückchen Brod und ein Säckchen auf den Weg. Wie nun das Kind an den Wald kam, trat ihm U. L. Herr entgegen und frug gar freundlich: „Mein gutes Kind, wo gehst du hin?“ — „In den Wald um Holzäpfel.“ — „Was trägst du in dem Säckchen?“ — „Ein Stückchen Brod; wenn dich hungert, will ich es mit dir theilen.“ — Da sagte U. L. Herr: „Ich danke dir, mein frommes Kind, geh' nur fort auf dem Wege, dann begegnet dir die Muttergottes.“

Und das Kind ging weiter und bald stand U. L. Frau vor ihm und frug es dieselben Fragen wie vordem U. L. Herr und erhielt dieselben Antworten. Und U. L. Frau sagte zuletzt: „Ich danke dir für deinen guten Willen, geh' nur fortan, so wirst du den heil. Johannes auf dem Wege treffen.“

Es dauerte auch nicht lange, so kam der hl. Johannes des Weges und frug dieselben Fragen und dankte dem guten Kinde für seinen freundlichen Sinn und sprach: „Du wirst nicht weit gehen, so kommst du zu einem hohen Berg; auf diesem steht ein Schloß, da läute an der rechten Glocke, so wird Jemand kommen und dich beschenken, weil du so ein gutes Kind bist.“

Das Mädchen kam an den Berg und stieg hinauf an's Schloß und läutete an der Glocke rechts. Da öffnete sich die Thüre und eine weisse Jungfrau trat heraus und gab dem Mädchen ein weisses Tuch mit einem weissen Schächtelchen; das solle sie zu Hause um Mitternacht aufmachen, aber Niemanden etwas davon sagen.

Als sie nun heimkam, zeigte sie ihr Geschenk der Mutter und im Bettchen um Mitternacht machte sie das Schächtelchen auf, obgleich es die Mutter ihr verboten hatte. Da flogen viele, viele schöne Engelein heraus und breiteten das weisse Tuch aus, setzten das fromme Kind darauf und trugen es singend zu U. L. Herrn in den Himmel.

Am Morgen fand die Mutter das Kind tod im Bette. Da holte sie das Brüderchen und sagte zu ihm: „Heute Nacht haben die Engel Gottes dein Schwesterchen in den Himmel abgeholt." Der Knabe wollte nun auch in den Wald und zum Schlosse, um Tüchlein und Schächtelchen zu erhalten. Die Mutter wollte ihn zwar nicht fortlassen, denn er sey ja gar böse und werde also nichts bekommen. Der Knabe gab aber nicht nach und weinte so lange, bis die Mutter ihm ein Stückchen Brod in ein Säckchen that und ihn dann fortließ in die Holzäpfel.

Da begegnete ihm U. L. Herr im Walde und frug ihn: „Kleiner, wo gehst du hin?" — „Das brauchst du nicht zu wissen." — „Was hast du in dem Säckchen?" — „Was werde ich haben, ein Stück Brod,

aber nicht für dich." Da ließ ihn der Herr des Weges und sagte ihm noch, daß die Muttergottes ihm begegnen werde.

Und als ihm U. L. Frau in den Weg kam und ihn befragen wollte, erhielt sie die gleiche unfreundliche Rede; sie entließ ihn mit den Worten, daß er bald auf den hl. Johannes treffen würde.

Auf die Fragen des hl. Johannes war aber der Knabe noch trotziger, und der Heilige sendete ihn an den Berg mit der Weisung, an der linken Glocke zu ziehen. Das vollzog denn der Knabe: aber diesesmal öffnete eine schwarze Jungfrau und sie gab ihm ein schwarzes Tuch mit einer schwarzen Schachtel, die solle er im Bette um Mitternacht aufmachen. Und er öffnete zu Hause im Bette die Schachtel und es schwirrten lauter kleine Teufelchen heraus, welche den bösen Buben auf das schwarze Tuch rissen und mit ihm summend und brummend zur Hölle fuhren. Amberg.

4.

Auf dem Wege von Riedenburg nach Buch, am Lintlberge, steht ein einzelner Felsblock, Frauenstein genannt, der Aehnlichkeit mit einer grossen Menschengestalt hat, welche einen Korb an der Seite trägt. Von ihm meldet die Sage: Die Weiber aus Buch trugen Tag für Tag ihren Korb voll Eyer und Schmalz auf diesem Wege nach Riedenburg zum Verkauf und jedesmal stand eine Bettlerin da und bat um eine kleine Gabe. Es war aber die Mutter Gottes, welche die

erhaltenen Almosen mit doppeltem Segen den Armen der Umgegend wieder vertheilte. Einmal kam nun eine Bäuerin mit vollem Korbe des Weges und wurde von der Bettlerin flehentlich um die gewöhnliche kleine Gabe angesprochen. Das Weib aber war mürrisch und behauptete, nichts bey sich zu haben und als die Bettlerin es nicht glaubte, betheuerte sie ihre Worte mit dem Wunsche, sie wolle gleich zu Stein werden, so sie nicht wahr spreche. Da ward sie von U. L. Frau ihres Meineides und der bezeigten Hartherzigkeit willen in den Felsen verwandelt, der noch steht. Riedenburg.

An Vorstehendem mag es für jetzt genügen: ein grosser Theil der Marien-Legenden fällt der Natursymbolik anheim. Aber auch das Wenige, das hier geboten wird, läßt den reichen mythischen Hintergrund durchschimmern. So befindet sich U. L. Frau wie Freyja auf der Wanderung, sie theilt mit Wodan das blaue Kleid, steht bey der Geburt wie eine Norne dem Kinde begabend zur Seite, hilft in Armut und Elend, belohnt reichlich und straft milde, und wohnt gleich den Göttern im Berge, in dessen zwölf goldenen Sälen mit dem geheimnißvollen Gemache die zwölf, vielmehr dreyzehen Himmelsburgen nicht zu verkennen sind. Rosen und Perlen sind ihr heilig und wenn sie die Jungfrau zum ehelosen Stande bestimmt, so mag an Freyja, die Führerin der jungfräulichen Walkyren, gedacht werden.

In seiner deutschen Mythologie weist Grimm darauf hin, daß auf Maria eine Fülle lieblicher Sage von

Holda und Frouwa, den Nornen und Walkyrien angewendet werde. „Wie zart," fügt er bey, „duften diese Märchen von Maria und was hätte ihnen irgend eine andere Poesie entgegenzustellen!" — Wohl, denn waren die heidnischen Germanen in ihrer Naturfrische und unverderbten Jugendkraft von der Vorsehung berufen, die Träger des Christentumes und christlicher Weltordnung zu werden, so waren sie anderseits durch die hohe Achtung, in der bey ihnen das Weib stand, geneigt gemacht, Alles, was ihre Mythologie des Anmutigen und Huldvollen darbot, auf die göttliche Mutter und Jungfrau überzutragen.

Fünfzehntes Buch.

Ende der Welt.

Fünfzehntes Buch.

Ende der Welt.

§. 1.

Das Ahnen.

Es geht ein Ahnen durch die Völker von ihrem endlichen Schicksale, geheimnißvoll in seiner Quelle wie in dem Laufe, den es genommen durch die Jahrhunderte in Glück und Unglück. Wie der Mensch, zum Mann erwachsen, nicht mehr weiß, was gewesen ist in den Tagen seiner Kindheit, wo er noch an der Brust lag der liebenden, sorgenden Mutter, so weiß auch das Volk nichts mehr von dem Ausgang, den es genommen, von dem Anfang, aus dem es erwachsen. Und erst wenn der Mensch angelangt ist auf der Höhe der Bahn, die er zu durchmessen hat, auf der Scheide, von wo an der Weg abwärts führt, da weht es ihn an mit wehmüthigem Hauche, und er schaut öfter als in der

stürmenden Jugendzeit rückwärts und manche dunkle Erinnerung überkommt ihn von dem, was er als Kind vernommen, und mancher Blitz leuchtet ihm hinaus in die verhüllte Zukunft und an die Gränze, wo seinem irdischen Daseyn das Ziel gesteckt ist. So steht es auch mit dem Volke. Hat es den Hochpunkt erreicht der Lebenslinie, die ihm vorgezeichnet ist von dem Lenker der Weltgeschicke, so fühlt es nicht selten wieder in ähnlicher Weise, wie in seiner früheren Kindheit, wo es noch am Busen der mütterlichen Natur lag und seinem Ursprunge, seinem Gotte, näher stand, und was es dort gehört in prophetischen Worten, das tönt in losen Bruchstücken wieder in ihm, und es gedenkt nun mehr denn je der Zeit, die da kommen wird, um ihm zuzurufen: bis hieher und nicht weiter! Dieses Ahnen des Vergangenen wie des Kommenden ist ein befangenes, düsteres, denn es lautet auf das Ende, und es legt sich um so schwerer herein, je mehr der Druck auf dem Volke lastet, je abgeschiedener von der Welt es dahinlebt, je melancholischer sein Himmel, sein Boden ihm die Bilder widerstrahlt, die es in ihn hineingelebt hat.

So trägt sich auch das Volk der Oberpfalz mit solcher Ahnung von dem einstigen Untergange, nicht bloß seiner Individualität, sondern der ganzen bestehenden Ordnung der Welt, und lehnt sich damit hart an jene kostbaren Ueberlieferungen germanischer Heidenzeit, welche uns in der Edda erhalten sind. Ja, es genügt ihm nicht, hierüber nur Allgemeines zu berichten, es weiß selbst die Stätte zu benennen, auf eigenem

Grund und Boden, wo der Entschrid geliefert wird über die alte Zeit und eine neue beginnen soll, voll seligen Friedens.

§. 2.

Vorzeichen.

Es wird eine Zeit kommen, wo Alles, was ist, nicht mehr ist. Doch nicht unvermutet soll das Ereigniß hereinbrechen, in welchem das Bestehende sein Ende finden wird; der Anzeichen des nahenden Weltunterganges sind gar manche und dem Auge, welches sehen will, entgehen sie nicht.

Das Ende kommt von dem Feuer im Innern der Erde, welches immer höher gegen die Oberfläche heraufsteigt: schon jetzt ist es bedenkliches Zeichen, daß die Körnerfrucht um vier bis sechs Wochen früher reift denn sonst; daher auch die häufigen Waldbrände, und die Minderung des Wassers in See und Fluß und Bach. — Dieses unterirdische, zerstörende Feuer ist Locki, der Zerstörer, der Teufel: nach der Edda liegt er zwar gefesselt: aber er wird seine Fesseln sprengen und dann ist der Teufel los.

Es werden ausserdem heisse Jahre einfallen und in Verbindung mit der steigenden Gluth unter der Erde diese dürr und unfruchtbar machen, und grosse Theuerung über alle Länder bringen.

Wie die Erde keine Frucht gibt, soll auch, und zwar sieben Jahre vor dem Ende, die Zeugung der

Menschen aufhören und kein Kind mehr geboren werden, damit kein „Unschuldiges" sterbe.

Die Sonne wird erst verkehrt, im Westen aufgehen, einige Zeit darnach keinen Schatten mehr geben, am letzten Tage ganz schwarz seyn; schon Tags vorher ist der Mond verschwunden. — Sonne und Mond werden den Schein verlieren, drey Tage vorher nicht mehr recht seyn.

Nun tritt eine grosse Schwüle ein, und in kurzer Zeit steht die Welt in Brand.

Ehe aber Alles dieses geschieht, ist der katholische Glaube so klein geworden, daß er unter dem Schatten eines Birnbaumes Raum hat, mit seinen sieben Anhängern unter dem kalten Baum ruhen kann — Erbendorf — oder mit einem Kartenblatte zugedeckt werden mag, — Velburg — und auch die Unterwelt wird ihre Geister wieder geben, ja sie gehen schon, damit sie Zeugniß ablegen von dem Tage, dem nahenden, des Gerichtes. Neuenhammer.

Zu diesen Vorzeichen gehören ferner noch eine Menge anderer Umstände, aus deren Eintreten man abnehmen kann, daß es nicht mehr lange währt.

Wir haben jetzt noch eilf Päbste, dann geht die Welt unter. Der letzte Pabst wird Petrus heissen wie der erste. Bisher wagte es Keiner, sich diesen Namen beyzulegen. Vom Geiste Gottes getrieben soll sich aber ein Priester, der in Rom geboren zum Oberhaupte der Kirche erwählt wird, diesen Namen geben. Dann wird ein Hirt und ein Schafstall seyn. Rom

geht unter, Christus erscheint und wird nach dem Weltgerichte mit seinen Getreuen noch Tausend Jahre auf der verjüngten Erde herrschen, um sodann alle Menschen in den Himmel hinüberzunehmen. Türschenreut.

Wenn die Bauern lange Hosen tragen, die Wägen ohne Rosse gehen — Neuenhammer —

wenn Sammt und Seide in den Stall gehen, — die Bauernmädchen ohne Kopftuch zur Arbeit kommen — oder in Strümpfen und Schuhen zur Kirche ziehen, statt sie wie bisher auf dem Wege in der Hand zu tragen und erst vor der Kirche anzulegen —

wenn Bauer und Bäuerin gesondert von den Dienstboten essen —

der Bauer weiß, wie ein ausgebalgter Hase aussieht und die Hühner vom Hofe selbst auf seinen Tisch bringt, — Rigau —

wenn die Bauern rothe oder doch bierfarbene Hüte aufsetzen —

mehr uneheliche als eheliche Kinder geboren werden —

Ehebruch keine Sünde ist —

wenn weiter statt des Sommers „lauterer Winter" ist — sämmtlich aus Pfatter —

wenn die Weiber Eisen um die Augen tragen, d. h. Hauben mit an Draht aufgezogenen Spitzen — Weystein — so sind dieses die Vorboten des Endes.

Als Sprüchwort heißt es bey Türschenreut: „Trägt man einst rothe Hut, hält die Welt nicht mehr gut." und „Wenn Sammt und Seide in den Stall werden gehen, kann die Welt nicht lang mehr stehen."

Christus sagte einst, als er allen Heiligen eine Bitte gewährte, zu Johannes dem Täufer, der ihn darum frug: „Wenn mein Tag — Fronleichnam — und dein Tag zusammenfallen, ist das Ende der Welt nahe“ — dann: „Tausend und wieder Tausend, Abertausend und nicht mehr Tausend!“ — Schlammersdorf. — Türschenreut.

Ferner heißt es: „Wenn der Wald gepflanzt wird von Menschenhänd, wird es bald gehen zu einem End“ — ebenso, wenn die Welt eisern wird, d. h. mit Eisenbahnen überzogen ist — wenn die Weiber Hörner auf dem Kopfe tragen, d. h. hohe Kämme: diese Sitte ist daher teuflisch und arge Sünde. Schlammersdorf.

Um Erbendorf ist es Anfang des nahenden Endes, wenn die Bauern die Stauden ausgraben und die Raine nicht mehr dulden.

Wenn lange Winter und kurze Sommer einander folgen, sollen sich die Menschen aus den Wäldern räumen. Waldkirch.

Ist um Waldkirch einmal das Holz so abgetrieben, daß nur mehr Blössen dastehen, so wird die Schlacht am kalten Baum geschlagen und damit das Ende kommen. Aehnliches in Altbayern. Wenn der Wald so abgetrieben ist, daß man von Dittelskirchen im Hafnergau bis gen Vilsbiburg sehen kann, kommt die böse Zeit. Dem zur Seite steht der Spruchreim:

Háuchi Höyd und nidarne Schöych
weru bringa—r an gráuß'n Kraig.

Ein altes Mütterchen sagte: „Wenn die Welt wird alt, werden die Sommer kalt. Es werden keine Sommer

mehr, nur Sommerln. Die Welt wird zerrissen wie ein altes Kleid." Wondreb.

Das Werfen der alten zerrissenen Schuhe auf den Mist gehört nicht minder zu den Vorzeichen: man achtet dann der Armut nicht mehr, wenn gleich die Donnerwetter und damit der Donnergott selber ihren Unwillen bezeugen und da, wo solche Schuhe bloß liegen, viel hitziger sich erweisen. Waldkirch.

Das Volk nimmt somit seine Anzeichen theils aus der Natur, die es umgibt, theils von sich selber, von den Menschen. Es ist ein alter Spruch: „Wie die Menschen, so die Zeit." Vor Allem knüpft es den Bestand an Wald und Wasser: wie dem Walde, ergeht es dem Menschen. Aus dem Baume, der Esche und Ulme, haben die Götter das erste Menschenpaar geschaffen. Wird der Wald unnatürlich abgeschwendet, insbesondere an Bergen, den Häuptern der Quellen, so mindert sich auch das Wasser. Seit einem halben Jahrhunderte wurde der Kreuzzug geprediget gegen Wald und Wasser: kein Wunder, wenn die Scheue, an den Gesetzen der Natur zu rütteln, dem Volke abhanden kam. Die Fabel von der Henne und dem goldenen Ey ist allerorten in's Praktische übersetzt. Daß sodann die Aenderung des Klimas, eine nothwendige Folge der Versündigung gegen die Natur, mit zu den Anzeichen gezogen wird, erklärt sich von selbst. Treue gegen die Natur ist erste Anforderung zur Erhaltung der Weltordnung: oberstes Gesetz des Germanen aber ist das der Treue, auf sie das Leben der Familie wie des Volkes gebaut.

So lange ferner das Volk sich selbst treu bleibt, kann es die Weltordnung erhalten. Aber auch diese Treue ist vielfach gelockert. Die reine, einfache Sitte des Volkes weicht dem Egoismus, der Genußsucht, der Geldgier, um jener zu fröhnen. Die alte sittige Tracht wich französischem Luxus und wälscher Wandelbarkeit, der Boden muß fremdländische Früchte erzeugen, auf die er nicht von der Natur angewiesen ist, der Tisch des Landmanns wird, wo thunlich, nach Art der Städter bestellt, die Treue in Ehebett und Wandel ohne Scheu gebrochen. So wird das Volk sich selber untreu und damit seine Weltordnung vernichtet. Der Strafen, welche die Alten auf den Treubruch setzten, des kommenden Unterganges, lacht man als eines Märchens und sucht eben nur im Augenblick, in der Gegenwart, Zweck und Ziel: der Zukunft, der Nachkommen, wird nimmer gedacht!

§. 3.

Antichrist und Elias.

Sowie der Teufel sich ledig gemacht hat, tritt mit ihm der Antichrist in Bund. Dieser ist unter Donner und Blitz geboren worden, ein wahres Teufelskind, und wird durch Donner und Blitz sein Leben verlieren; das himmlische Feuer wird den besiegen, der mit Hilfe des irdischen zu siegen vermeynte. Seine Geburt erfolgt auf außerordentlichem Wege: denn seine Mutter ist eine siebenzigjährige Jüdin, sein Vater ein neunzigjähriger Greis. Schon im Mutterleibe gibt er zwey Jahre lang

seine Bosheit kund durch Beissen, Kratzen und Peinigen. Alle Juden werden an ihn glauben; denn er verrichtet grosse Dinge und sät Gold aus. Von Gestalt ist er klein, mit rothen Haaren und schwarzen Augen. An der Stirne trägt er Mein al: da wird ihn der Blitz treffen, wenn seine Herrschaft um ist. Neuenhammer. Nach der Sage aus Pfatter ist er schon geboren seit dreyßig Jahren, bey einem fürchterlichen Donnerwetter, von der neunten Hure her. Er wird es arg treiben gegen Gott und seine Angehörigen auf Erden: auf den Bauerndörfern wird er Galgen und Rad aufrichten gegen den katholischen Glauben, so daß das Blut in den Wagengeleisen dahinrinnt.

Mit dem Antichrist kehrt aber auch Elias zur Erde: er ist nicht gestorben, sondern lebt im Paradiese: dort schläft er unter einem Baume oder in einer Höhle und muß so bleiben bis zur Zeit, wo er das Ende der Welt verkünden soll. Einmal aber ist er seitdem schon erwacht, damals, als Alles anders wurde, und träumend in seine rothen Haare gefahren, daß es noch nicht an der Zeit sey für ihn: es waren die Tage Napoleons. „Bis hieher und nicht weiter!“ rief Elias und wendete sich auf die andere Seite und schlief wieder ein. Wird er sich wieder wenden, so erwacht er zum zweytenmale: aber dann ist das Ende gekommen. Auf einer kleinen dunklen Wolke wird er niedersteigen vom Himmel, unter Donner und Blitz, nackt, um die Hüften ein blutrothes Tuch, den rechten Arm um einen Stab gewunden. Er soll den Antichrist, den Betrüger, den Gaukler, den

Teufel, bekämpfen: aber die Katholiken sind glaubensarm und feige und laufen in Schaaren zu dem Widersacher über. Wenn daher Elias unter einem Birnbaum die Katholiken versammelt, deckt sie dessen Schatten, und wie sie sich zählen, sind ihrer nur mehr sieben oder neun. Während er so der kleinen, aber heiligen Zahl seiner Getreuen unter dem Baume katholischen Gottesdienst hält und das Wort Gottes erklärt, stellt der Antichrist, nicht ferne davon, auf einer Wiese seine Schaaren auf: doch will er zuvor noch die wenigen Glaubenstreuen herüberziehen, und auf's Neue versuchen, ob er nicht Weltregent werden kann. So fährt er vor Aller Augen empor gen Himmel. Da trifft ihn aus einer Wolke, unter heftigem Donner, der Blitz und schleudert ihn hernieder, daß er in tausend Trümmer zerbricht. Wo ein solches Glied hinfällt, entzündet es die Erde, welche nun in einem grossen Brande untergeht. Das ist das Ende. — Neuenhammer.

Hier ist Elias als Donnergott, als Träger des himmlischen Feuers, gekennzeichnet: er hat den grossen Kampf zu bestehen für die Ordnung der Dinge gegen Surtr und Lokі, die Feinde der Götter, und ihre Verbündeten. Zu diesen gehört auch der größte Theil der Menschheit: denn statt ihrer Pflicht zu genügen und den Göttern am Tage der Entscheidung zur Seite zu stehen, haben sie sich abgewendet und in Gottlosigkeit und Treubruch die Partey des Gegners ergriffen. In Elias und seinen Getreuen sind die alten Götter verborgen, welche seither schliefen, bis der grosse Tag anbricht: an diesem

sammeln sie sich unter dem Weltbaum neben dem Schlachtfelde Wigrid, auf dem die Götterschlacht geschlagen wird gegen Loki und Surtr, welcher die Welt in Brand zündet, wie die Leiche des Antichrists sie in Flammen setzt. Deutlich weist das Zersplittern des gestürzten Antichrists auf dessen Riesennatur: um so mehr ist sein Gegner Elias der riesenbezwingende Thor.

Bey Erbendorf heißt es: in der Nacht, da der Antichrist geboren wird, fällt Feuer vom Himmel: dreyßig Jahre geht er gleich Christus herum, um einen neuen Glauben zu predigen. Wenn der Katholiken nur mehr Sieben sind, fällt Feuer vom Himmel und schlägt ihn dreyßig Ellen tief in die Erde hinein. Diese aber wird dann lauter Wasser — sigr fold t mar — vom schwarzen Meere her, das nicht abläuft und nicht voll wird, so viel auch Wasser hineinläuft. — Ferner am rechten Fuß und an der linken Hand trägt er ein Zeichen.

Er gewinnt die Leute mit Geld, Ehrenstellen und Liebkosungen: ihm stehen alle Schätze der Welt offen und keiner ist ihm verborgen. Seinen Anhängern setzt er ein Mark auf die Stirne. Wenn fast Alles auf seiner Seite steht, kommen Enoch und Elias, um den christlichen Glauben, der vergessen worden, auf's neue zu predigen. Elias ist nicht im Himmel, sondern im Paradeis in der Freude bis zum Ende der Welt. Der Antichrist aber läßt beyde erschlagen und ihre Leichen liegen drey Tage und Nächte unbegraben, bis eine Stimme vom Himmel ihnen zuruft, hinaufzusteigen. So fahren sie gen Himmel. Nun will aber der Antichrist

die Seinigen, welche durch diese Predigten an ihm irre geworden sind, in der Treue bestärken: er errichtet sich einen Thron und steigt von da in den Himmel empor, bis er vom hl. Michael herab und in die Hölle geschleudert wird. Oberbernried.

Jeder sieht den Antichrist in anderer Gestalt. Elias ist sein Beyläufer. Durch die Christen, so unter dem Apfelbaum noch übrig sind, geht er zu Grunde; ein starker Sturm im Christmonat zeigt seine Ankunft an: doch regiert er schon. Neukirchen St. Christoph.

Der Antichrist sät Geld aus: wer es aufhebt, ist ihm verfallen. Er heißt eigentlich Antenchrist: denn gegen das Ende zu werden die Menschen nicht mehr in ihrer früheren Gestalt, sondern mehr thierartig, insbesondere mit Antenschnäbeln, geboren. Wenn er gen Himmel fährt, wirft ihn der Erzengel herunter, daß er in Trümmer zerbricht. Waldkirch.

Mit 30 Jahren fängt der Antichrist zu herrschen an; sein Regiment dauert drey Jahre. Er holt den Elias aus dem Paradiese; weil dieser aber die Leute warnt, die Geldsaat zu berühren, wird er erschlagen; denn er ist nicht gestorben, sondern lebt noch und muß daher noch sterben. Wenn dann Alles gerichtet wird am letzten Tage, kommt des Teufels Mutter auf einem zottigen schwarzen Gaisbock geritten und holt die Verdammten mit Musik und Jubel zu ihr ab. Dort wird ein grosses Gastmal bereitet mit Tanzen und Singen. Neuenhammer.

Er wird von einer Schlange mit einer alten

Jüdin erzeugt, und zwar zu Babylon, und den Juden als der Messias gelten. Da er alle die Schätze hebt, welche bisher unerkannt in der Erde liegen, hat er die Mittel, sich Anhänger zu gewinnen. Gleich Christus lebt er dreyßig Jahre im Stillen; dann verkündet er seine Lehre, das Gegentheil vom Christentume; er wirkt Wunder, stirbt und fährt nach dreyen Tagen gen Himmel, von dem er durch den Erzengel Michael mit einem Donnerkeile herabgeworfen wird. Gott läßt dann Schwefel regnen und vertilgt unter schrecklichem Donnern und Blitzen den Widerchrist mit allen seinen Anhängern. — Enoch und Elias sind die Streiter Gottes; sie haben die Aufgabe, die Menschen wieder zu Gott zu bekehren. Der Antichrist wird sie aber martern lassen wie überhaupt Alle, welche Gott treu bleiben. Drey Tage bleiben die Leichen der beyden Zeugen Gottes auf der Gasse liegen, bis sie von selbst auferstehen und gen Himmel fahren. Wondreb.

§. 4.

Der kalte Baum.

Wenn der Wanderer auf der Heerstrasse von Bohenstrauß nach Wernberg, in der Richtung von Ost nach West zieht, befindet er sich auf dem Grad eines langgestreckten Bergrückens, der zu beyden Seiten ziemlich steil abfällt, und unten rechts das liebliche Lärauthal, links das wildromantische Thal der schauerlichen Pfreimd bilden hilft. Sind diese Wasser jetzt auch nicht mehr

bedeutend, so waren sie in der Vorzeit um so gewaltiger, da sie tiefe Schluchten in den harten Felsen zu graben vermochten. — Hebt sich das Auge, so sieht es sich bald in die Vergangenheit zurückversetzt beym Anblicke der trauernden Trümmer einst herrlicher Burgen, mit denen ringsum die Berghöhen gekrönt sind; vor Allem leuchten ihm die stolzen Mauern und Thürme der alten Veste der weyland durchlauchtigsten Landgrafen von Leuchtenberg entgegen, da wo der Grad gegen die Naab hin sich abdacht; und neben ihm läuft die Spur der alten Handelsstrasse, auf welcher ehedem in der Zeit regeren Verkehres die Landgrafen den Kaufleuten das Geleite gaben. Da nun, hart an der Strasse, zu linker Hand, steht ein einsamer Baum, eine Steinlinde, vor sich einen kleinen Teich, vielmehr Pfuhl, im Rücken einen Einödhof; hier weht der Wind Tag und Nacht, Sommer und Winter, in kalten Strömen, oft in der Stimme des heulenden Sturmes oder des grollenden Donners, und ewig bewegt sich das Laubdach des Baumes und theilt den Schauer des frierenden Wanderers. Darum heißt es hier: beym kalten Baum. Dieser steigt an 80 Fuß empor und beugt seine Krone dankbar über das Wasser, das ihn nährt und tränkt. Er war ein Doppelbaum und steht nur mehr zur Hälfte. In dem Stamme ist eine Nische ausgefault, groß genug um mehrere Menschen aufzunehmen. Sibylla Weis hat ihn gepflanzt, den Baum, den Niemand kennt, und gleich einer Vala von ihm ausgesagt, daß, wenn einst sein Ast stark genug seyn wird, um einen gehar-

nischen Reiter mit sammt dem Rosse zu tragen, die Feinde aus Ost und West in zahllosen Heersäulen hier zusammen treffen werden. Dann werden sie sich eine Schlacht liefern und bis zur Mitternachtsstunde soll das Würgen währen, wovon so arges Blutvergießen gegen Norden hin entsteht, daß es die Mühle im Thale bey Lind treibt. Davon heißt der Baum auch Schlachtenbaum. Die Rosse der Türken aber werden den Boden bedecken, so weit das Auge reicht, und den Gräuel einer Pest verbreiten, wie sie die Welt noch nicht gesehen. Alles Volk und Vieh fällt ihr zum Opfer. Zuletzt wird ein Hirt heranziehen aus weiter Ferne und in dem Baume Wohnung nehmen, seine zahlreiche Nachkommenschaft aber das öde Land auf's neue bevölkern und fortan in seligem Frieden und Wohlstande besitzen. Neuenhammer. Der Baum, den Niemand nennen kann, muß bleiben, bis Alles zu Grunde geht. Erbendorf.

Diese Sage ist voll mythischen Hauches: sie deutet auf den letzten Kampf der lichten Asengötter gegen die Feuerkinder, Locki und seinen Anhang, auf dem Schlachtfelde Wigrid, in der Nähe des Weltbaumes, der Weltesche, welche, den Weltenbrand überdauernd, ein einziges Menschenpaar, Lif und Lifthrasir, in sich verborgen hält, damit sie ein neues glücklicheres Geschlecht gründen, gleichwie der Hirt im kalten Baum, den ebenso die Feinde nicht vernichten können, sein Obdach findet und Vater eines neuen seligen Volkes wird. Um den Verband mit der Edda noch enger zu ziehen, ist an seiner Wurzel der Quellenteich, wie an der Welt-

esche der Brunnen der Urd, der Vergangenheits-Norne, hier der Sibylle.

Daß es die Ungläubigen sind, die Türken, welche am kalten Baum die furchtbare Niederlage erleiden, steht in allgemeiner Geltung. Dabey wird noch näher ausgeführt, daß der letzte derselben von einem Weibe mit der Schürgabel oder einem Schette Holz erschlagen werden soll. Tännesberg. Türschenreut. Gegenstück hievon ist der letzte Schwede, der gleichfalls von des Weibes Hand fiel. Denn diese hatte von der allgemeinen Plünderung noch etwas Mehl gerettet. Sie wollte davon das letzte Brod backen und war eben mit dem Ausnehmen des Taiges beschäftiget, als der Schwede herantrat, um es ihr zu nehmen. Darüber gerieth die Arme in rasende Wuth und schlug den Räuber mit der Backschüssel tod. Waldkirch. Dieser Sage muß irgend eine Mythe zu Grunde liegen. Sie kommt unten noch einmal vor.

Ferner heißt es, die Schlacht werde vorfallen, wenn um den kalten Baum drey Höfe entstehen. Erst unlängst siedelte sich ein zweyter Bauer an. Tännesberg.

Ueber die Entstehung des kalten Baumes läuft aber noch eine andere Sage, welche theilweise an jene über die Gräfin von Orlamünde erinnert. Eine Landgräfin von Leuchtenberg nämlich, Wittwe mit zwey Kindern, aber noch jung und schön, hatte zu dem benachbarten Grafen von Sulzberg, der eben von einer Fahrt wider die Ungläubigen zurückgekehrt war, leidenschaftliche Neigung gefaßt, und ließ ihm durch einen Vertrauten

hievon Kunde geben. Der Graf wies aber die Zumutung unwillig mit dem Bedeuten zurück: „Soll ich Kinder aufziehen, müssen sie meines Blutes seyn!" Da ließ die verblendete Mutter den beyden Kindern Resteln in das Hemd knüpfen und sie starben. Darnach beschied sie den Grafen zu einer Unterredung. Auf der Höhe zwischen Sulzberg und Leuchtenberg kamen sie zusammen und der Graf beschwor das Weib, ihm die Wahrheit zu sagen auf seine Frage, ob ihre Kinder natürlichen Todes verblichen. Um die Höhe ihrer leidenschaftlichen Liebe kund zu geben, erwiderte die Gräfin: „Deinethalben mußten sie sterben!" Da entbrannte der edle Mann vor Zorn und stieß ihr mit den Worten: „So stirb du deiner Kinder wegen!" das Schwert in das Herz. Zur selben Stelle ließ er die unnatürliche Mutter begraben. Dabey fiel ihm aber ein Samenkorn, das er aus dem heiligen Lande mitgebracht, unversehens in das Grab und aus dem kalten Herzen entwuchs der kalte Baum. Als Geist wandert die Gräfin um ihr Grab und um den Baum: daher der stete Wind, der hier geht. Und so lange hat sie nicht Ruhe auf des Grafen Fluch, bis nicht der deutsche Kaiser, der aus der Oberpfalz aufstehen wird, die Schlacht schlägt gegen die Türken, in welcher das Blut bis an die unteren Zweige des Baumes steigen muß. Darum hat der Baum nicht seines Gleichen im Lande und keinen Namen, weil er aus fremder Ferne stammt. Waidhaus.

§. 5.

Die bergentrückten Götter und Helden.

In den Höhlen der Berge wohnten die ersten Menschen, dort bestatteten sie auch die Todten zur Ruhe des Grabes. Darum liegen die Stammväter der Völker, ihre Helden und Fürsten der Urzeit, im Berge begraben. Zur letzten Ruhestätte gingen sie „in den Berg" ein.

Jedes der einzelnen Germanischen Völker leitet seinen Ursprung von einem Ahnherrn, zugleich Fürst und Held, der selber wieder einen Gott zum Vater hat, als dessen Inkarnation erscheint. Den ältesten Germanen aber wohnten selbst die Götter in den Bergen, erst später auf deren Gipfel.

Läßt daher ein Germanischer Volksstamm seinen Begründer im Berge begraben seyn, so lag eine Vermischung des Stammvaters, der selber göttlicher Abkunft, mit dem Gotte, der gleichfalls darin thronte, ganz nahe. Alle Germanen stammen nach Tacitus von Mannus, dem Sohne Tuisko's, dem Sohne der Erde; es müssen daher auch alle Ahnherrn der einzelnen Stämme in letzter Reihe von dem nämlichen Gotte ausgehen, den wir vorerst in Wodan erkennen. Von ihm leiten sich alle germanischen Fürstengeschlechter ab. Treten andere Namen an die Stelle, so ist es eben Uebertragung, Verjüngung der Mythe.

In dem Namen des Deutschen Kaisers, sey es der Franke, Sachse oder Schwabe, fällt aber jedes

deutschen Stammes Gott wie Held zusammen. Dieser Name ist Inbegriff alles Glanzes und Ruhmes, aller Grösse und Macht, und noch träumt das Volk von ihm, bey dem alle Fürsten Europas zu Lehen gingen. Darum ist auch der Kaiser nicht gestorben, er schläft nur. Ja er darf nicht sterben, denn sein Volk kann seiner nicht entbehren. Es wird eine Zeit kommen, wo des bedrängten Volkes letzter Nothruf an das Ohr des Schläfers schlägt, daß er aufwache aus dem Schlafe und sein Volk zum Siege führe, um jene glanzvollen Tage der Vergangenheit wieder zu bringen. Hinter dem Kaiser steht aber Wodan, der Schlachtengott, mit seinen Helden, den Einherjar. Darum sagt auch der Spruch des Volkes: „Der alte Gott verläßt den Deutschen nicht." Das würde allerdings zu grosser Hoffnung berechtigen, so nicht der leidige Nachsatz wäre: „wenn es ihn nicht hungert, so dürstet es ihn doch." Damit geht die Hoffnung wieder zu Grabe. Zwar lautet auch eine wundersame Sage aus Tütschenrent, vielmehr Wondreb, daß der Kaiser kommen werde in weissem Kleide, weissen Haaren und mit einem hölzernen Beine, somit alt und krüppelhaft. Doch würde dieses nichts verschlagen, wenn er nur seine jungen kräftigen Deutschen zum Siege führt.

Zum Streite aufbewahrt, schlafen also die Fürsten und Helden der Völker im Innern der Berge, ja die Götter, und wenn es Zeit ist zum Kampfe, der dem Volke den Untergang droht, so erwachen sie und stehen den Ihrigen siegend zur Seite mit den Mannen, welche seither gleich ihnen den langen Schlaf geschlafen.

Jeder eigene Stamm hat nun seinen Berg, sein Schlachtfeld. Für die Oberpfalz ist jener vorzugsweise das Fichtelgebirg, dieses am kalten Baum. Wäre der Oberpfälzer altbayerischen Blutes, so würde der Zug des Herzens nach dem Untersberge und dem Walserfelde führen. Auch scheidet er sich von dem Altbayer durch den sibyllinischen Spruch: „Die Oberpfalz wird am längsten stehen, doch wird es ihr am härtesten gehen;“ oder: „sie wird am längsten stehen, aber durch eigenes Verschulden zu Grunde gehen.“

§. 6.

Das Fichtelgebirge.

Sinnbild des Fichtelgebirges ist ein Berg, umschlossen von einer goldenen Kette, welche durch ein starkes Schloß versperrt ist. Es deutet auf die Schätze, sey es an edlen Metallen oder am Gold der Sage, welche hier zu heben wären, wenn man den Schlüssel dazu besäße. Davon haben seither gar Manche Anstoß am Sinnbilde selber genommen. Der Gewinnsüchtige vermag den Schlüssel nicht zu finden und beruhiget das ungestüm pochende Herz mit dem Troste, daß die Sage doch nur eitel Lug und Trug sey. Der gelehrte Magister dagegen besitzt zwar einen Schlüssel, die clavis Ciceroniana, und legt ihn überall an, wo er öffnen will; aber das deutsche Schloß widersteht eigensinnig dem fremden Eindringling und der Magister bleibt vor der Thüre. Da geräth er in heiligen Eifer und schleudert sein Anathem

gegen die deutsche Saga und Alles, was mit ihr zusammenhängt, und seufzt, daß er unter Barbaren zu Hause, der edle Sohn. So verdammt unter Anderen jener Rektor zu Hof, der am Schlusse des vorigen Jahrhundertes ein sonst gutes Buch über das Fichtelgebirge in zwey Theilen geschrieben hat, geradezu alle Sage und zankt wacker drauf los, daß der Berg „durch abergläubische Sagen entweiht werde" und nennt es Schande, jetzt noch, (wo doch schon Senf aus französischer Küche auf die Tafel allgemeiner Wohlfahrt gestellt war,) „dergleichen Albernheiten als heilige Geheimnisse auf Kind und Kindeskind fortzupflanzen oder gar darüber zu schreiben." Dergleichen Ansichten finden auch heut zu Tage noch ihre ritterlichen Vorkämpfer, besonders unter den klassischen Philologen. Wenn dem Menschen jenseits wird, was er hier gewollt, so darf man zweifellos annehmen, daß diese Herren einmal im Elysium bey Cicero und Pindar nach Hofe gehen werden, und ich wünsche ihnen von Herzen Glück zu dieser Ehre.

In der goldenen Kette des Sinnbildes erhält die uralte Heiligkeit des Gebirges ihren Ausdruck. Unschwer läßt sich auch durch mehrfache Gründe die Aufstellung rechtfertigen, daß das germanische Heidentum vor seinem Erlöschen hier eine letzte Verschanzung aufgeworfen habe, welche sich von Berneck bis Eger, vom rauhen Kulm bis zum Kornberge erstreckte und selbst von da zum Erzgebirge hinübergriff, und mit dem dortigen kleinen Fichtelgebirge, zwischen Platten und Wiesenthal, in Verbindung trat. Ergreift den Wanderer

heiliger Schauer beym Anblicke der wilden Natur, welche hier zu Tage tritt, so überkommt ihn wehmütiges Gefühl ob der dunkeln, geheimnißvollen Sage, welche ihm fast jeder Berg verkündet. Zwerge haben hier einst gewohnt; die *Zwerglöcher* und *Hankerlgruben*, welche rings am Gebirge sich hinziehen, dienten ihnen zum Eingang in des Berges rettenden Schoß, als sieghafte Germanen die alten Sitze in den Ebenen streitig machten. Hat der *Razenstein* noch von ihnen den Namen, so mahnt der *Dußberg* daran, daß auch Riesen hier nicht fehlten. Bezeichnungen der einzelnen Berge, wie *Wünschelberg*, *Oschlriten*, *Herethsberg*, der *Obring* oder heilige Berg, *Jokra*, *Nonnenberg* und der *Nußhardt* mit seinen neun schüsselförmigen Vertiefungen und seiner goldenen Höhle führen ein kleines Pantheon germanischer Gottheiten vor Augen. Die *Seherin* oder Vala ist vertreten durch die Sage von der Sibylle, welche auf dem Schneeberge in einer Höhle wohnte, da wo es jetzt noch die Sternseherin heißt, dann von jener anderen, welche auf der hohen Haide bey Goldkronach begraben liegt. Der Weissen-Manns-Brunnen unweit der Weißmannsfelsen, der zum weissen Mayn wird, ein heiliges Wasser, läßt annehmen, daß hier ein *Priester* gehaust habe. Die berüchtigte Seelohe mit dem unergründlichen Fichtelsee, aus welchem vier Flüsse zu Donau, Rhein und Elbe abfliessen, in todenstiller Umgebung, der alles Leben abgestorben ist, war der *heilige See*, der Oster- oder Wallbrunnen bey Weidenberg, dann der Konradsbrunnen auf dem Pfeiffer-

berge ein heiliger Born. An letzterem Brunnen stand ein heiliger Birnbaum, über der Quelle der Saale eine heilige Buche. Auf dem Ochsenkopfe, berühmt durch die Geisterkapelle und das Schnee-loch, jene reiche Werkstätte der Walen oder Venetianer, wallfahrtete vordem am Sunnwendtage die Menge, wohl in Erinnerung früherer Uebung zu Heiden Zeit. Daß in alten Tagen reges Leben hier gewaltet, davon geben Zeugniß die Reste ansehnlicher Wasserdämme und die Sage untergegangener Städte. Von Waldeck wird gemeldet, daß bey seiner Zerstörung durch die Schweden ein Baustein gefunden wurde, der in hebräischer Schrift die Erbauung der Veste bis 7 Jahre vor unserer Zeitrechnung hinaufführte. Endlich ein Kranz von Burgen zieht sich um das Gebirge, meist alter Raubnester, zum größten Theile zerstört, deren Geschichte durch manche romantische Episode belebt wird.

Phantasiereiche Gelehrte liessen es sich aber nicht an dem genügen, was einfacher Sinn in den guten deutschen Klängen und ächt deutscher Sage auf und an dem Gebirge gefunden, daß nämlich hier nur Germanisches Wesen vorwalte. Sie wollen durchaus nicht, daß dem so sey, und weil hier Römisch oder Griechisch nicht anschlägt, zerren die Einen Alles in's Keltische, die Anderen in's Slavische, jene von dem Satze ausgehend, daß Kelten vor den Germanen hier seßhaft gewesen, diese, daß Slaven den letzteren gefolgt seyen. So kommt es, daß der Ochsenkopf bald zu einem keltischen Worte gestempelt wird, von Uchedd oder Anhöhe, bald zu

einem slavischen, von Occopirn, dem slavischen Donnergotte herrührend. Es ist hiebey nur auffallend, daß die keltischen Ableitungen ausschließlich allgemeine Benennungen zu Grunde nehmen, wie Anhöhe, Hügel, Spitze, Berg, Felsen, als ob keine Eigennamen zu Gebote ständen, wie sie bey anderen Völkern zu treffen sind, während die Slavenfreunde gerne übersehen, daß die deutschen Namen, welche von diesen Bergen herabtönen und in die Germanische Heidenwelt hinüberklingen, nicht mehr einer Zeit ihr Entstehen verdanken können, wo das slavische Element schon in das germanische verronnen und das Heidentum ganz gefallen war, wie im 12. und 13. Jahrhunderte. Die Wenden sind erst im 7. und 8. Jahrhunderte vorgerückt in diese Striche, und haben diese weder entvölkert gefunden noch die heimischen Germanen mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Sie bildeten zahlreiche aber vereinzelte Ansiedelungen zwischen den seßhaften Germanen, und wenn die Gegend am Fichtelgebirge und oberen Böhmerwalde terra Slavorum heißt, so mag hier das Wort Slave allgemein für Heide gelten. Das Heidentum hielt sich nämlich hier sowohl unter Germanen wie Slaven noch lange, als schon der ganze Süden dem Christentume gewonnen war.

§. 7.

Wodan im Fichtelgebirge.

Die Sage ältesten Gepräges, welche, wenn sie ihn auch nicht nennt, unzweifelhaft auf jenen Gott hinweist,

von dem die alten germanischen Fürstengeschlechter alle sich ableiten, auf Wodan nämlich, wiewohl in eigentümlicher Vermischung mit Donar, lautet wie folgt. —

So man auf dem Fahrenberge steht, erblickt man einen Theil des Fichtelgebirges. Da haust ein König im Berge; er sitzt auf einem Stuhle vor dem steinernen Tische, um den sein Bart schon zweymal gewachsen ist; seine Füsse ruhen auf einem Hunde, während ein zweyter vor der Thüre Wache hält. Dem Könige dient ein Knappe. Aus einem Fäßchen trinken sie Wein, und jeder hat seinen eigenen Humpen. Doch der Wein wird nicht alle. Auf dem Fäßchen sitzt ein Vogel, der fliegt um den Berg, so oft der Bart seines Herrn um den Tisch gewachsen ist, und schaut, wie die Sachen in der Welt draussen stehen und bringt seinem Gebieter davon Nachricht. Der König selber trägt nur ein Hüftenkleid, doch wenn Besuch kommt, kleidet er sich in altdeutsche Tracht und empfängt er die Gäste in dem grossen Saale neben dem Gemache. Der Knappe trägt ihm dabey den langen Bart nach. — Mit ihm lebt ein grosses Heer im Berge; er übt es oft in den Waffen und damit man den Lärmen nach Aussen nicht vernehme, entsteht jedesmal arges Donnerwetter. — Ist der Bart dreymal um den Tisch gewachsen, dann ist auch der Wein alle und der König bricht mit seinen Schaaren hervor aus dem Berge zum letzten Streite. Neuenhammer.

Ein Schmid am Fichtelgebirge ging einst um seinen Acker und gegen den Wald hin. Da sah er eine alte Burg, in Trümmer verfallen, und auf der Mauerbank

lehnte ein Mann so alt und grau wie der Stein, und winkte dem Schmid, heranzutreten; und als der näher kam, richtete sich der Mann auf und es klirrten seine Glieder wie Eisen vom Harnisch. „Willst du mir nicht meine Rosse beschlagen?“ frug er den Schmid, und als dieser wenn auch furchtsam sich bereit erklärte, führte er ihn durch ein offenes Thor in eine Halle, wo eine Reihe von Pferden stand, so weit hinaus in die Ferne, daß er sie nicht absehen konnte. Der Schmid staunte und frug: „Alle diese Pferde soll ich beschlagen?“ Der Mann aber schüttelte das Haupt; es genüge schon Eines für Alle. So trat der Schmid zur Esse, wo schon alles bereit war, und schlug dem Gaule, der zunächst stand, die Eisen auf. Drauf führte ihn der Mann wieder zum Thore hinaus, und als dieser umschaute, lag nichts als ein Steinhaufen hinter ihm. Er merkte aber im Gehen, daß ihm die Rocktaschen schwer an die Beine schlugen, und griff in die eine und zog Roßäpfel heraus. Erzürnt warf er sie weg, hinter sich. Da war aber die andere Tasche nicht minder schwer, und er langte auch in diese und zog eine Handvoll Goldstücke heraus. Schnell kehrte er um und wollte die weggeworfenen Roßäpfel wieder aufklauben: er fand aber nichts mehr. So ging er heim, und gerade in seine Schmide. Da stand aber ein anderer Schmid am Feuer. Es waren seitdem zehen Jahre vorübergegangen und das Weib hatte einen Anderen geheiratet. Geisheim.

§. 8.

Prinz Karl im Fichtelgebirge.

Mit vielen Tausend Mann schläft Prinz Karl im Fichtelgebirge. Da ruht er auf rothsammtenem Bette und neunmal muß sein Bart um den nahen Tisch wachsen, bis er hervorbricht und im Kampfe die alte Zeit wieder herstellt. Tritt man in den hohlen Berg, so sitzt ein Schreiber an rothgedeckter Tafel und schreibt die Kriegsartikel auf, welche der Prinz vollzogen hat oder noch vollziehen soll. Auf dem Tische liegt auch Krone und Scepter. Der Schreiber gibt den Leuten Auskunft, welche hereinkommen und darnach fragen. Drey Thore führen zu ihm und vor jedem steht eine Wache. Die Krieger aber liegen herum auf Stroh. Zu gewissen Stunden wachen sie auf, um sich zu üben. — So sagte Einer aus, der drey Jahre drinnen verblieben war. Diese lange Zeit dünkte ihm gleich dreyen Tagen. Waldkirch.

§. 9.

Kaiser Karl im Berge Sion.

Ein altes Weib, dem der Kaiser Karl auf seinen Kriegszügen den letzten Laib Brod abgenommen, hat ihn verflucht, mit seinen Leuten Allen im Berge Sion zu schlafen, bis sein Bart neunmal um den Tisch gewachsen wäre. Nun liegt er in der Verzucknuß im

Berge. Am Charfreytage schaute Einer hinein in den offenen Berg und sah die Fahnenschmide schmiden und links und rechts eine zahllose Menge schlafender Kriegsknechte. Er trat ein. Da sagten die Schmide: „Wecke keinen auf!“ Aber unversehens stieß er mit dem Fusse an einen der Schläfer und der fuhr hastig auf und frug: „Ist es schon an der Zeit?“ Auf das Nein der Schmide legte er sich wieder ruhig hin in den Schlaf. Der Bart des schlafenden Kaisers war bereits siebenmal um das Tischgestelle gewachsen. Waldkirch.

§. 10.

König Salomon im Ochsenkopfe.

Der weise König Salomo schläft gleichfalls im Fichtelgebirge, vielmehr im Ochsenkopfe. Ehe er starb, hatte er verordnet, man solle seine Leiche in silbernem Sarge auf einem mit sechs weissen Ochsen bespannten silbernen Wagen legen und die Thiere ohne Führer des Weges gehen lassen, wohin sie wollten; da, wo sie stehen blieben, sey seine Ruhestätte. Es geschah so und der Wagen wurde bis an's Fichtelgebirge, zum Ochsenkopfe, gezogen und die Zugthiere hielten an vor der Kirche mit den goldenen Altären, und Sarg und Wagen senkten sich mit sammt der Kirche hinein in das Innere des Berges. Hier liegt er hinter dem Altare und von oben träufelt Gold hernieder. Auserwählte, welche in den Berg gelangten, hörten den König hinter dem Altare schlafen. Er muß nun so lange rasten,

bis für ihn die Zeit kommt, wo er aufstehen und den Streit mitkämpfen muß. Den Eingang zur Kirche eröffnet eine Höhle, welche am Johannestage für eine gewisse Zeit offen steht. Schlammersdorf.

§. 11.

König Salomon im Steinwalde.

Im Steinwalde, in der sogenannten Hankerlgrube, liegt König Salomon verwunschen. Einer aus Erbendorf ging einst hier vorüber und fand den Eingang offen. Da trat er ein und durch einen langen Gang, an dessen beyden Seiten Soldaten aufgestellt waren, die sich nicht rührten und wie in Verzuckung schienen, kam er in eine Rundung, die überaus schön und voll Leute und Soldaten war. In der Mitte aber saß der König auf einem prachtvollen Sessel. Er sprach nichts und war ebenfalls wie verzückt. Scheu schlich sich der Neugierige wieder hinaus und hinter ihm schloß sich die Thüre. Wohl ging er später noch mehrmals zur Stelle, aber eine Thüre konnte er nicht mehr finden. —

Hier muß Salomon schlafen, bis die Zeit kommt, wo er zur Regierung wieder aufstehen darf. Erbendorf.

§. 12.

Kaiser Karl V. im Sumpfe bey Weiden.

Die Sage um Erbendorf, welche die Welt durch Wasser untergehen läßt, meldet auch, daß Kaiser Karl,

der Fünfte seines Namens, mit all seinen Leuten in ein Gesümpf bey Weiden verwunschen ist; da sitzt er am Tische, um welchen sein Bart schon sechsmal gewachsen ist; wenn das siebentemal, bricht er auf mit seinen Kriegern, die ihn jetzt wie eine Mauer umstehen, und verwüstet Alles. In seiner Gesellschaft wird auch Salomon seyn. Nicht eher aber kommen beyde aus ihrer Verbannung, als bis die Welt ein Ende nimmt; denn so es eher geschähe, würde der Antichrist mit ihnen Alles zu Grunde richten. Erbendorf.

§. 13.

Der Kaiser im Frauenberge.

Im Pfrentsch- oder Frentschweiher ist ein grosser Fisch, so alt, daß er ganz mit Moos überwachsen ist. Um den Hals trägt er ein golden Band, da stehen geheimnißvolle Schriftzeichen drauf, die Niemand lesen mag; im Munde führt er einen Ring von Gold und einen gleichen Schlüssel, in ihrer Form von der heutigen abweichend. Das sah ein Sonntagskind einst bey Vollmond. Wäre der Mond an einem Frauentage voll gewesen, so hätte der Fisch an das alte Schloß schwimmen und Ring und Schlüssel der Frau Edd (Edda?) zu Füssen legen müssen. Denn Ring und Schlüssel gehören der Frau Edd, und diese wäre dann gekommen und hätte das Sonntagskind genommen und auf den nahen Frauenberg (Pfraunberg) geführt, wo mitten im Felsen ein grosser Edelstein zu Tage geht. Dort hätte

sie mit dem Schlüssel das Thor zur Burg geöffnet, und der Kaiser wäre dann herausgegangen, um die Schlacht zu schlagen am kalten Baum. Waidhaus.

Der Frauenberg liegt schon auf böhmischem Gebiete, ein hoher Bergkegel, der weithin sichtbar ist. Von ihm geht viele Sage, die auf oberpfälzischem Boden ausläuft. Darnach stammen die Leuchtenberger von einem Kaiser oder sonst einem heidnischen Fürsten auf Frauenberg ab, und von den Leuchtenbergern gehen die sieben Churfürsten des Reiches hervor. Ich habe schon oft die Ueberzeugung gewonnen, daß der Sagenkreis dieß- und jenseits des Böhmerwaldes eine überraschende Aehnlichkeit biete und daß auch die Bewohner in Sitte und manch Anderem zusammenstimmen. Es wäre daher zu untersuchen, weß Stammes diese Deutschböhmen seyen.

Die Sage meldet ferner, daß der Pfrentschweiher auf einer großen verwunschenen Stadt stehe und sie mit seinem Wasser decke. Oefter schon hat man den Fisch gefangen, der den Schlüssel zum Stadtthore anhängen hat; er ist aber so groß, daß er jedesmal das Netz zerriß und entkam. Waldkirch. Einmal hatten sie ihn gefangen, und zogen ihn, weil er so schwer war, auf dem Wasser fort. Er trug einen Bund Schlüssel im Rachen. Als aber die Fischer erstaunt riefen: „Wir sehen schon die Thurmspitzen der Stadt!" zerriß das Netz und der Fisch war verschwunden. Türschenreut.

„Frentsch wird wieder eine Stadt und Nürnberg dann zur Trad," sagte einst ein Fuhrmann, der des Weges fuhr. Waldkirch.

Der Weiher war so groß, daß, wenn ein Reiter um Mittag 12 Uhr beym Abzug anfing, ihn zu umreiten, er Abends 6 Uhr da wieder ankam.

Sein Damm bekam so lange keinen Halt, bis sie einen Knaben hineinmauerten. Türschenreut.

Wenn man ihn zum Fischen abließ, mußte es ein reitender Bote nach Regensburg melden, damit sie sich dort wegen des Wassers richten konnten. Später wurde nur mit Netzen gefischt. Türschenreut.

§. 14.

Kaiser Karl bey Nürnberg.

Unter einem kleinen Sandhügel bey Schnigling, zwischen Nürnberg und Fürth, sitzt Kaiser Karl. Eine Sandgrube bildet den Eingang zu ihm. Auf der Burg zu Nürnberg ist aber ein tiefer Brunnen, ganz unergründlich. Unten am Grunde öffnet sich in der Walburgisnacht das eiserne Thor und Kaiser Karl kommt von Schnigling durch den unterirdischen Gang hieher, um seine Rosse zu tränken. Ein Verbrecher, der sich als Lohn das Leben bedungen, war in der Nacht hinabgestiegen und hatte es gesehen und dem hohen Rathe berichtet.

Vorstehendes mag zureichen um zu beweisen, daß auch in dieser Richtung die oberpf. Sage reich fliesse. Es steht zu erwarten, daß damit der Kreis noch keineswegs geschlossen, daß vielmehr am untern Böhmerwalde, um Arber, Ossa und Rachel, dann jenseits in Böhmen,

besonders um den Starman, noch mancher werthvolle Fund zu gewinnen seyn möchte. Die Gefahrdrohende Gegenwart ergreift das Volk mit schweren Ahnungen und die alte Sage tritt verjüngt vor den düstern Blick mit dem Troste, daß der Ahnen Geister sich schon rüsten in den Bergen, um ausziehen und den mit ihrem Blute erstrittenen Boden des heiligen deutschen Reiches den Enkeln zu vertheidigen, welche, wie in den Tagen Armins, von Eifersucht und Zwietracht getrieben, lieber sich gegenseitig befeinden als zusammengehen möchten gegen den Erbfeind, der schon vor den Thoren lärmt.

Ich kann nicht umhin, ein Beyspiel anzuführen, wie die Sage neu belebt im Volke wirkt. Im Schosse des Dillenberges an der böhmischen Gränze liegt eine alte Stadt begraben; noch sieht man im Walde die Spur der Strasse, welche von Bärnau über den Poppenreuter Berg zur Stadt Dilln führte und ein Bächlein läuft über den Dillnberg, das aus der unterirdischen Stadt kommt und gute Granaten führt. Dort zeigt sich auch eine weisse Frau, Glocken tönen aus der Tiefe, ungeheuere Schätze liegen da geborgen, und Menschen, welche in die Stadt kamen, können nicht genug rühmen deren Grösse und Pracht und die Menge der Leute, die da hausen, in rothen Mänteln, mit langen Haaren. Schon früher gerieth ein Fuhrmann, der von Neualbenreut sein Getraide nach Mähring führen wollte, unversehens in die verwunschene Stadt und wurde für seine Ladung gut bezahlt. In neuester Zeit nun soll beym Schmid von Neualbenreut ein fremder alter Soldat

angefragt haben, bis wann er ihm einen Napf Hufnägel liefern könne. Zur bestimmten Stunde stellte er sich wieder ein und bat den Schmid, mit den Nägeln und seinem Beschlagzeuge ihm zu folgen. Sie kamen in den Dillenberg. Der Soldat klopfte an einen Stein und das Thor that sich auf. Da sagte der Soldat zum Schmid: „Magst du sehen was immer, schweige still, rede nichts!" So gingen sie immer fort hinein und gelangten in eine grosse Stadt und darin zu einem weiten Gebäude, in dem es von Soldaten wimmelte. Der Schmid wurde zu den Ställen geführt, wo viele, viele Soldaten in langer Reihe standen: hinter sich hatten sie die Rosse. Und ein grosser schöner Herr, mit wallendem Helmbusche, trat heran und Alle neigten sich vor ihm und er sprach zum Schmid: „Beschlage die Rosse, rühre mir aber an keinem Soldaten, du sollst der Mühe belohnt werden." Der Schmid gehorchte schweigend und beschlug ein Roß um das andere, und so er eines besorgt hatte, führte es der Soldat in den Stall. Als er nun mit seiner Arbeit zu Ende war, kam wieder der hohe Herr und beschenkte ihn mit drey Goldstücken, und der alte Soldat führte ihn hinaus vor den Berg an eine Stelle, wo man Neualbenreut sehen konnte, und ging dann in den Berg zurück. Der Schmid war aber acht Tage aus gewesen und seine Leute voll Angst um ihn. Und Niemand kannte das Gold, bis in Waldsassen Einer aus einem alten Münzenbuche ersah, daß es über tausend Jahre alt seyn müsse. Es hatte einen Werth von sechzig Gulden.

§. 15.

Die Eisriesen.

Am Eismeere auf einer Insel hausen die Eismänner, ihrer zwölf an der Zahl, Riesen, an fünfzig Ellen lang; sie leben gleich den Meerfräulein von Meeräpfeln, die wachsgelb wie Citronen an der Insel wachsen und süsser als Zucker sind; das Laub davon ist dreyspitz, aussen grün, innen goldgelb. Dort ist nämlich kein Eis, nur Wasser, und ein milder Himmel bringt die kostbare Frucht zur Reife. Ausserdem sind die Riesen reich an Schätzen.

Der Mond ist der Eismänner Sonne. Ihr König hat einmal die Sonne gestohlen, um sie in Feuer zu verbrennen; denn die Riesen, von Farbe dunkel, sind böse und wollen nur Nacht; in dieser herrschen sie. Vom Eismeere geht auch alle Finsterniß aus. Da aber die Sonne heisser ist als Feuer, schadete es ihr nicht. Die Riesen, welche mit ihrem Könige gegen die Sonne stürmten, sind alle im Kampfe gefallen bis auf jene Zwölf, welche noch immer gegen die Sonne Haß tragen. Von ihnen kommt das Gift der Sonnenfinsterniß: sie sind das Gift der Natur. Dem Monde aber ward nunmehr genommen, auch bey Tage zu scheinen, neben der Sonne. Darum hat er jetzt noch seinen Schein bey Nacht.

Seitdem ist auch der Mond der Sonne Feind, und nähme sie gerne ein; er will immer Herr werden über

sie und ist stark, weil der höchste unter den Riesen, der Anstifter alles Krieges, selbst voll Gift; darum schläft auch Mensch und Vieh bey Nacht, und geht nur am Tage zur Arbeit. So hat es U. L. Frau festgesetzt; sie sitzt in der Sonne, in der Hand ein blaues Kreuz oder Schwert; durch einen Nadelstich im Papiere sieht man das Frauenbild, das in der Sonne herrscht.

Aber auch zwischen Riesen und Mond herrscht nun Feindschaft. Bey ihnen ist der Eiswolf; dieser steigt zeitweise als zweyköpfiger Drache, Feuer speyend, aus dem Eismeere auf und bedroht den Mond oft so, daß dieser ganz finster wird und der Schnee so roth wie helles Feuer. Er will zwar auch oft die Sonne verschlingen, dann, wenn sie verfinstert wird. Sie aber kämpft ihn immer wieder hinunter.

Diese zwölf Eismänner nun bleiben bis zum Ende der Welt, und müssen da den anderen Riesen, von denen sie allein noch übrig verblieben, Zeugniß geben dessen, was ihnen einst gesagt worden von ihrem König, ohne daß sie es vollbrachten.

Sie sind die weisesten unter den Riesen, für diese dasselbe, was Sibylla Weis den Menschen; davon heissen sie auch Weismänner. Waldkirch.

Diese Eisriesen gingen auch in das Märchen über. Ein Weib hatte drey Kinder, aber Nichts zu leben. Da ging sie hinaus und wollte sich ertränken, um ihrer Noth ein Ende zu machen. Aber eine Stimme rief ihr zu: „Halt ein, geh' über's Gebirg, dort findest du

dein Glück." Dieses wiederholte sich noch zweymal, und die gute Frau machte sich auf den Weg. Als sie über den Bergen war, traf sie einen Mann unter der Thüre seines Hauses: den bat sie um Almosen. Sie erhielt es und zugleich den Trost, sie möge nur wieder heimkehren, der Noth werde ein Ende seyn. Auf dem Rückwege aber kam sie in die Nacht hinein, verirrte sich und befand sich Morgens an einem gefrorenen Wasser; es war das Meer, welches Sommer und Winter mit Eis überzogen bleibt. Dort saßen drey Riesen und spielten mit goldenen Aepfeln, und sie hatten goldene Hütchen auf, welche sie bey Regen mit einem Filzhute bedeckten. Das war gerade jetzt der Fall, und ein Windstoß kam und riß ihnen die Filzhüte ab und führte sie zu den Füßen der armen Frau. Da boten sie ihr jeder einen goldenen Apfel, wenn sie ihnen die Hütchen zurückbrächte: denn sie selber durften nicht über das Eis hinaus an's Land. Das Weib that ihnen zu Willen und kehrte mit drey goldenen Aepfeln beschenkt, freudig nach Hause. Die Aepfel und die silbernen Blätter durfte sie verkaufen, die Stielchen aber sollte sie bewahren; denn wenn sie was immer für einen Wunsch habe und mit dem Stielchen drey Schläge thue, werde der Wunsch vollendet seyn. So ward sie reich und lebte zufrieden daheim, bis ihre drey Töchter mannbar wurden. Dann brach sie auf und ging zu dem Manne, der ihr das Almosen gegeben hatte und bot ihm ihre ältere Tochter zum Weibe, ein Apfelstielchen zum Heiratgute an. Der wollte es aber nur mit zwey

Stielchen sich begnügen lassen und so ging sie wieder heim, um das zweyte herbeyzuholen. Und wieder kam sie an das gefrorene Wasser und schon warteten ihrer die drey Riesen. Diese verlangten ihre Töchter zur Ehe und boten ihr dafür sieben goldene Aepfel. Dem Weibe gefiel der Antrag viel besser als der Handel mit dem Manne. Sie führte den Riesen die Töchter zu und diese nahmen sie in ihre Paläste unter das Eis hinunter und lebten sehr glücklich. Die Kinder aber wurden gleich ihren Vätern Eisriesen. Neuenhammer.

Die erste Sage, so merkwürdig in ihrem Inhalte, daß nahezu jedes Wort von Bedeutung, wurde mir von einem Manne zu Waldkirch, der alte Götz genannt und seit vierzig Jahren Rottmeister der Holzhauer in den Königlichen Forsten dort, zum öfteren und stets in derselben Weise erzählt und empfängt erfreuliche Bestättigung durch die zweyte Sage, welche mir in Neuenhammer zuging.

Erst Verehrer des göttlichen Mondes am nächtlichen Himmel gehen die Eisriesen aus dem Kampfe um die Sonne als Feinde der beyden Himmelslichter hervor. Wieder wird der Feindschaft zwischen Sonne und Mond gedacht, ein stehender Zug in der oberpf. Sage. Das Entführen der Sonne durch den Mond findet sich auch bey den Litthauern, wie denn nicht zu verkennen ist, daß Litthauisches mehrfach in auffallender Weise mit dem Oberpfälzischen zusammentrifft. Ich erachte die Oberpfälzer als von der Ostsee hergekommen.

Die Zahl der Eisriesen spielt auf zwölf Priester, hinter diesen auf zwölf Götter an. So mögen sie der durch den Asen- und Vanendienst gestürzten älteren Götterdynastie angehören. Jedenfalls haben wir es hier mit einem Religionskrieg zu thun. Der Riesen Weisheit ist auch in der Edda berühmt.

Der riesige Eiswolf steht der Weltschlange Jörmungandr — zugleich dem Mondverschlingenden Mânagarmr zur Seite. Beyde sind riesigen Geschlechtes aus Locki, selbst ein Riese und Feind der Asen, und dem Riesenweibe Angurboda in Jötunheimr, der Riesenwelt.

Man möchte versucht seyn zu rathen, daß die Riesen einst für den Monddienst gewonnen wurden, sich aber, als dieser mit dem Sonnendienste in Kampf gerieth, wieder frey davon machten.

Endlich läßt sich die Vergleichung nicht abweisen, welche die Griechische Sage durch Herodot und Diodor von den Hyperboräern nahe legt. Diese wohnen nahe an der Kimmerischen Finsterniß im äussersten Norden auf einer Insel unter mildestem Himmel, da wo der Mond so nahe der Erde steht, daß man die Erhöhungen auf seiner Fläche deutlich erkennen mag, und sind Abkömmlinge der riesigen Titanen, der Himmelsstürmer. Bey ihnen sind auch die goldenen Hesperidenäpfel zu Hause, von da holte Herkules die von Boreas entführte Braut Orithyia zurück.

§. 16.

Zum Schlusse.

Maß zu halten ist gut. Daher eile ich zum Schlusse. Reicher Stoff liegt zwar vor mir. Doch soll für jetzt Instand seyn. So Zeit und Kraft wiederkehren, mag ein Beytrag zur Symbolik der Zeit und Natur folgen.

Meine Landsleute geben mir das Zeugniß, daß, was ich treu aus des Volkes Mund erhoben, nicht minder treu gegeben sey. Auch mehren sich die Zuschriften aus der Heimat, welche mir Unterstützung zusagen, zum Theil mit der That schon vorgeschritten sind. Ich habe damit die weitere Genugthuung, daß mein Hoffen nicht vergebens gewesen. Ich werde also meine Forschungen fortsetzen, mögen diese auch keine andere Frucht tragen als daß ich angeregt habe. Dieß soll mir Lohn seyn. Denn wer auf gleicher Bahn geht, wird erfahren haben, daß ein gewisser Muth dazu gehört, gegenüber der Beschränktheit und Verschrobenheit, in dem begonnenen Streben auszuharren.

Als neue Lehre hat die Wissenschaft vom Volke der Wissenschaft vom Staate sich zur Seite gestellt, und schon ist ihr Samenkorn über alle deutschen Länder ausgestreut. Wer könnte zweifeln, daß die Saat aufgehen, daß gedeihlicher Sonnenschein sie zeitigen werde? Das Korn, welches ausgeworfen wurde, ist dem Boden und dem Klima gerecht. Steht die Saat endlich in Aehren, so darf man hoffen, daß die klassischen Bildungs-Monopolisten genöthiget seyn werden, dem deutschen Stu-

dium, welches sie bisher als Aschenbrödel unter den Herd gestellt, den ersten Platz zu räumen und nachdem sie seit vier Jahrhunderten die Jugend zu Allem, nur nicht zu Deutschen, heranzuziehen gewußt haben, endlich zur Einsicht gelangen müssen, wie es die eigentliche Aufgabe der Volksbildung sey, nicht in griechischem und römischem Formelwesen deutschen Sinn zu ertödten, sondern den nationalen Geist an den Grössen der klassischen Welt beleben und kräftigen zu helfen. Hört doch der Engländer bey all seiner Vorliebe und Pflege des Klassischen nicht auf, Engländer zu seyn! Die Schule trägt einen grossen Theil der Schuld, daß der Deutsche nicht mehr deutsch ist.

Bald werden Eisenbahnen auch die Oberpfalz nach allen Richtungen durchschneiden und andere Anschauungen und Bedürfnisse einführen; der stillen häuslichen Ruhe der Heimat wird reges Leben folgen und einen Umschwung der Dinge bewirken, wie er selbst nach den Kreuzzügen oder der Entdeckung von Amerika oder dem Schwedenkriege noch nicht dagewesen. Ich stelle daher wiederholt an Jene meiner Landsleute, in denen der Sinn für deutsches Wesen und die Liebe zur Heimat nicht erstorben ist, und ihrer sind noch viele, die dringende Bitte, ja doch zu sammeln, in der eilften Stunde, was in der Ueberlieferung des Volkes aus alten Tagen lebt. Die Nachwelt wird ihnen Dank wissen.

Bey diesem Anlasse fühle ich mich gedrungen, die Worte eines Mannes, deß Name durch ganz Deutschland guten Klang hat, auszuheben und an diesem Orte zur Beherzigung aufzunehmen.

§. 17.

Dr. Simrocks Mahnwort.

„Dem Gefühle der Heiden ruhte die Welt auf sittlichem Grunde und würde dieser hinweggezogen, so sahen sie das ganze Gebäude zusammenstürzen. Nüchterner klingt es, aber wie gleichbedeutend ist es doch, wenn wir sagen, daß die Kirche die Grundlage des Staates bilde, ohne Religion kein Staat, ja keine Gemeinde bestehen möge. Diese Lehre gibt uns unsere Mythologie: wie wenig also versteht der Staat seinen Vortheil, der die griechische Mythologie so sehr von der deutschen begünstigt, und wie wenig verstehen ihn die unfrommen Frommen, die nicht ablassen, unser Heidenthum als gottlos und heillos zu verschreien. Das hatte einen Sinn vor dem Siege des Christenthums über den heidnischen Gottesdienst mit seinen Menschenopfern und über die Blutrache, die das Herz der germanischen Sitte bildete, jene grausame Blutrache, die bis zum jüngsten Tage fortrasen müßte, denn Blut fordert immer wieder Blut und kein Ende des Kampfes ist abzusehen, wie dieß die Sage von Hilde, die jede Nacht die Erschlagenen weckt, daß sie am Morgen den Kampf von Neuem beginnen, schaurig schön ausdrückt. Eine Lehre, die solche Pflichten vorschrieb, mußte vom Christenthum überwunden werden, und es half ihr nicht, daß sie die höchsten Ideen enthielt, deren der Heide fähig war, die tiefsinnigsten, bewunderungswürdigsten und inhaltreichsten Anschauungen über das Wesen der Welt und der Götter. Denn Einer

Idee war der Heide nicht fähig: der sittlichen Idee, daß man die Feinde lieben solle. Diese Idee hat das Heidentum überwältigt, und ein neues Weltreich, die Welt der christlichen Bildung heraufgeführt, und gäbe es jetzt noch alte deutsche Heiden, dieser Idee müsten sie sich beugen, denn sie hätten ihr nichts entgegenzusetzen. Allein wir haben es jetzt mit modernen Heiden zu schaffen, die keinen Himmel voller Götter haben, aber wie sie kein Jenseits kennen, das Diesseits mit Teufeln erfüllen würden. Diesen gegenüber erscheinen die alten deutschen Heiden sittlich, fromm und gläubig, das alte Heidenthum hehr und heilig, eine würdige Vorhalle des Christenthums. Das sollte man erwägen, ehe man die Waffen nach der Seite kehrt, von welcher der mächtigste Beystand zu holen ist. Daß selbst gute Christen unser Heidenthum verschreien, heißt es in dem Briefe eines Freundes, begreife ich am Wenigsten und kann es nur durch die leider noch zu große Unwissenheit entschuldigen, worin sie in Bezug auf unser Alterthum leben. Wenn wir mit der Kirche auch im alten Bunde eine Tradition annehmen, wenn wir Voroffenbarungen des christlichen Glaubens und der christlichen Lehre behaupten, die im Judenthum sich finden, im Heidenthum nicht verloren gingen, wenigstens nicht ganz, dann müßen wir gerade in unserem Heidenthum eins der mächtigsten und gewaltigsten Zeugnisse für die Kirche sehen. Wollte nur einmal Einer der Herren sich die Mühe geben, einen tieferen Blick in den wunderbaren Geist unserer Vorzeit zu thun! Und hätten unsere Studien nur das Eine

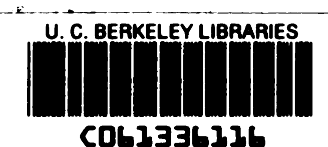
vollbracht, daß sie die Ehre der Tradition so glänzend retteten, ich meine, das müßte genügen, ihnen Dank und Schutz gerade von dieser Seite zuzuwenden.

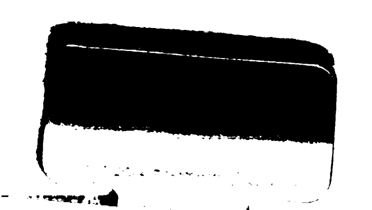
Jedes Jahrhundert knüpfte an die Wiederkehr des als Kaiser verjüngten Gottes seine eigenthümlichen Erwartungen. Im Mittelalter sollte die Wiedergewinnung des heil. Grabes erfolgen und der heidnische Glaube ganz vergehen; schon vor dem Zeitalter der Reformation erwartete man, er werde die „paffen storen“ den Uebermuth der Geistlichkeit beugen, und neuerdings pflegen die Gegner der christlichen Geistlichkeit, die oft genug Feinde des Christenthums überhaupt sind, die um den Berg fliegenden Raben auf die „Schwarzröcke“ zu deuten. Unsern modernen Heiden bricht die goldne Zeit nicht an, bis die Kirche gestürzt wird und mit ihr, wie sie wohl ahnen, auch der Staat zusammenbricht, dessen Grundlage sie ist; das Ende der Welt, des sittlich geordneten Lebens der Menschen auf Erden wäre damit freilich gekommen; die goldene Zeit aber kann erst anheben, wenn die zerstörenden Mächte, auf deren Seite sie sich stellen, von den Göttern besiegt oder von Surturs Lohe verzehrt sind. Sie könnten einwenden, auch die Götter müßten in seinen Flammen untergehen: dem ist also; aber nur um von allen irdischen Gebrechen geläutert als Herrscher der neuen Zeit wiedergeboren zu werden, während jene Ungethüme keine Zukunft haben. Wollten sie echte Heiden seyn, wofür sie sich so gerne ausgeben, so stellten sie sich auf die Seite der Götter und hülfen ihnen den Kampf gegen die verderblichen

Gewalten auskämpfen. Aber wie könnten sie das wollen, da sie diesen verderblichen Gewalten selber anheim gefallen sind und in ihnen am Stärksten die Glaubenslosigkeit, die Unsittlichkeit, die Selbstsucht der Zeit zur Erscheinung kommt. So nähren sie die Hoffnung der unmündigen abergläubischen Menge auf den kommenden Tag der Erlösung, welcher kein anderer ist als der jüngste Tag; aber vergebens leben sie dahin auf den alten Kaiser hinein und lehren ihre Gläubigen auf den alten Kaiser hinein stehlen, d. h. nach der alten Redensart auf die ungewisse künftige Veränderung aller gegenwärtigen Dinge hoffen und sündigen: dem Kaiser will der Bart nicht wachsen, weil ihn ihre Flüche und Lästerungen versengen, und wüchse er wirklich zum drittenmal um den Tisch herum, so wären sie die ersten, gegen welche er seine Waffen zu kehren hätte. Die Gebrechen der Welt und der Zeit, welche sie zum Vorwande nehmen, können erst in der künftigen Welt gänzlich getilgt werden; über die gegenwärtige, so vielfacher Läuterung sie bedürftig sey, das Feuer zu schleudern, ist Niemand berufen als Wer die Rolle des Teufels übernehmen will, der an der Seite des Antichrists kämpft." So in Simrocks deutscher Mythologie.

Hiemit hat mein Buch ein Ende.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.


U. C. BERKELEY LIBRARIES
C061336116




Digitized by Google